ABRAHAM GOTTHELF KAESTNER
Kön. Grossbr. Hofrath und Prof. der Mathem.
und der Phys. zu Göttingen
geb. zu Leipzig d. 27. Sept. 1719.

gez. von I. H. Tischbein jun. 1771. gest. v. G. A. Liebe in Leipzig.

Vermischte Schriften

von

Abraham Gotthelf Kästner.

Erster Theil.

Zweyte Auflage.

Altenburg
in der Richterischen Buchhandlung 1773.

Wb 68 | 31

Erinnerung.

Die erste Auflage dieser Schriften, ist 1755 heraus gekommen. Für die jetzige, habe ich in jener die Druckfehler, und einige wenige Wörter verbessert,

auch hie und da historische Anmerkungen beygefügt, welche damahls, entweder noch nicht nöthig, oder noch nicht rathsam waren.

In Aufsätzen, die ich vor soviel Jahren, in Umständen und Gemüthsverfassungen, verfertiget habe, die ganz anders waren als meine jezigen sind, würde ich umsonst beträchtliche Verbesserungen versucht haben. Ich habe also Fehler stehen lassen, die ich vor Dreyßig und mehr Jahren begangen hatte, und jetzo nicht zu vertheidigen verlange.

lange. Verführt haben sie meines Wissens Niemanden, und daß sie es jetzo erst thun würden das ist destoweniger zu besorgen, da wir nun fast mehr Kunstrichter als Schriftsteller haben. Also besteht alles Nachtheil das sie verursachen können, darinnen: daß der Leser, wenn er auf sie kömmt, weniger Vergnügen empfindet, als ihm, was Bessers an derselben Stelle gegeben hätte. Tragen aber diese meine Schriften, doch Etwas zu seinem Vergnügen bey; so verzeihe Er mir, daß ich, alles Mögliche für dasselbe, hier zu

 thun

thun, in einer Bedeutung, zu nachlässig, in einer andern, zu beschäfftigt, gewesen bin.

Göttingen, im September 1772.

Abraham Gotthelf Kästner.

A MONSIEUR

DE MAUPERTUIS

PRESIDENT

DE L'ACADEMIE ROYALE DES SCIENCES

ET BELLES LETTRES DE PRUSSE.

MONSIEUR,

En Vous priant de permettre que je Vous preſente ce recueil, je Vous demande auſſi pardon, ſi j'obſerve aſſés peu les régles ordinaires des dedicaces, et s'il n'y a ici ni eloges ni remercimens.

Ce

Ce n'est pas que pour les uns et pour les autres le sujêt put me manquer. Comblé de Vos bontés, Monsieur, sensible même à celles, dont ma situation ne me permit pas de profiter, je ne trouve point d'expressions assés fortes pour ma reconnoissance dans une langue, qui m'est étrangere. D'un autre coté, quelle presomtion que de m'imaginer, que mes louanges pussent contribuer à l'etendue ou à la durée de Vôtre gloire.

Je Vous l'avouerai sincerement, Monsieur; Un des motifs, qui m'ont engagé à Vous adresser cette epitre, est un peu de ---

vanité.

vanité. On ſait que cette qualité fait partie du caractére des ecrivains, en particulier de nous autres rimailleurs; heureux, ſi elle ne domine pas trop dans le mien.

Dans la premiere lettre, dont Vous m'avés honoré, Monſieur, Vous me parlés de quelques unes de mes poeſies, qui Vous étoient tombées entre les mains, lorsque Vous aviés formé l'entrepriſe, que Vous appellés temeraire, d'aprendre l'Allemand. Ce ſeroit ſortir tout à fait des bornes de la modeſtie, que je viens de franchir, ſi j'ajoutois ici les politeſſes, que Vous voulûtes

lûtes bien m'ecrire à ce Sujêt; Des critiques chagrins pourroient bien ne les prendre que pour des politesſes.

Daignés donc acorder un accueil favorable, Monſieur, à ces ecrits, dont le premier à eu l'honneur d'être couronné par l'Academie Royale et dont quelques autres ont peut être eu l'honneur de Vous contenter un peu. On penſera que j'oublie le nom, que Vous donniés à Vôtre entrepriſe; Mais c'eſt aſſés la régle, que ceux, à qui on dedie des livres, ſoient diſpenſés de les lire, et la langue, dans laquelle un

livre

livre est ecrit, n'est pas à l'ordinaire la raison la plus importante, qui les en dispense.

Pour mes pieces, la langue seule leur ôte le bonheur d'être soumises à l'examen d'un juge, qui reunit la penetration du geomêtre, à l'exactitude de l'observateur, et la profondeur du metaphysicien, à la clarté de l'ecrivain agreable, à l'enjouement du bel esprit, et même à ce feu noble, qui sans la mechanique du vers et de la rime caracterise le poëte. La nature n'acorde pas toujours l'avantage de sentir le grand et le beau,

à

à ceux, qui recoivent d'elle la ſagacité de ſaiſir le vrai. Mais c'eſt une prerogative, qui diſtingue toujours les genies de l'ordre des Platons, des Leibniz, des Halley et des Bernoulli.

Je ſuis avec un profond reſpect

MONSIEUR

Vôtre

tres humble et tres obéiſſant
Serviteur

Kaeſtner.

Innhalt.

Prosaische Aufsätze.

I. Abhandlung von den Pflichten, wozu uns die Erkenntniß verbindet, daß in der Welt kein blinder Zufall statt finde, sondern alles von der göttlichen Vorsicht regieret werde. - S. 3
II. Abhandlung von dem Einflusse der theoretischen Philosophie in die Gesellschaft. - 35
III. Gedächtnißrede auf M. Theod. Lebrecht Pitscheln. - - - 63
IIII. Moralische Insektenbetrachtungen. - 79
V. Kritik, das ist verdollmetschet: Kunstgerichte über die Amalia des Herrn Fieldings, in beliebter Briefsgestalt. - - - 83

Lehrgedichte.

I. Philosophisches Gedichte von den Kometen. 89
II. Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter allen Lesern deutlich zu seyn. - - 102

III. Ueber einige Pflichten eines Dichters. S. 111
IIII. Der vernünftige Rechtsgelehrte. - 115
V. Ueber die Reime, bey Gelegenheit der im Christmonate der Belustigungen des 1742. Jahres auf der 504. Seite enthaltenen Ode. - 120
VI. An S. Excell. Herrn E. C. Grafen von Manteufel. - - - 128
VII. Der Nutzen der schönen Wissenschaften beym Vortrage philosophischer Lehren. - 132
VIII. Ueber die gegenseitige Verachtung der Philosophen und Criticorum. - - 136
VIIII. Gedanken über den Streit zwischen Vernunft und Glauben. - - 144
X. Ob eine Gesellschaft, die Sprache zu verbessern, durch öffentliches Ansehen müsse berechtiget werden. - - - 149
XI. Auf den Tod des breslauischen Rectors, Herrn Christoph Stiefs. - - 155

Oden.

I. Die Macht des Menschen. - - 159
II. Auf die Steinauer- und Sonnenkalbische Verbindung. - - - 162
III. Hannchen. - - - 166
IIII. Commentarius über nachstehende Ode: 167
Chloris, oder die korintische Säule. - 171
V. Grüne Büsche, bunte Gänge, anakr. Ode. 172
Ich kann kein Haller werden, anakr. Ode. 173
VI. Die Wachsbilder, antianakreontische Ode. 175
VII. Die Todesarten. - - 176
VIII. Der Magisterschmauß. - 177
VIIII. Der Ehrgeiz in der Liebe. - 182
X. Liebeserklärungen. - - 183
XI. Der Liebhaber ohne Eifersucht. - 185

XII.

XII. Betrachtung bey Gelegenheit eines Kommeten. - - - - S. 186
XIII. Einladung zu einem Spaziergange. - 187
XIIII. Auf den Toback. - - 188
XV. Der Schwur. - - 190

Elegien.

I. Bey dem Tode Ihro Excellenz Herrn E. C. Grafen von Manteufel. - - 193
II. Klage der Gutthätigkeit bey dem Grabe Frauen Frideriken Sophien, geb. Freyinn von Bibra, vermählten von Holzendorf. - 195
III. Gedanken bey dem Grabe eines Mathematikverständigen. - - - 197
IIII. Auf M. Theodor Lebrecht Pitscheln. - 198
V. An Herr Gottlob Benj. Strauben, als er an seinem Geburtstage Leipzig verließ. - 202
VI. An Herr Joh. El. Schlegeln, Prof. zu Soroe. 203
VII. In einem Garten. Nachahmung des Boileau. 204
VIII. Die Zufriedenheit. - - das.
VIIII. Sehnsucht nach Wilhelminen. - 207
X. Grabschrift. - - - 212
XI. Die Turteltaube und der Vorbeygehende. Nachahmung aus dem Französischen in des P. Bauhours Maniere de bien penser. - 213
XII. Dem Andenken Christlob Mylius. - das.

Fabeln.

I. Die Corsieben. - - - 219
II. Die gefüllte wilde Rose. - - 222
III. Der Gärtner und der Schmetterling. - 223
IIII. Der Seidenwurm und die Spinne. - 224
V. Die Eulen. - - - 226

Sinngedichte.

I. Auf Keplern. - - S. 231
II. An Herr Christlob Mylius, bey Uebersendung von Keplers Harmonice Mundi. - 232
III. An die untergehende Sonne. - das.
IIII. Die Vortheile der Weisheit. - 233
V. Die veränderlichen Triebe der menschl. Alter. das.
VI. Auf die Begräbnisse des Pompejischen Geschlechts. Nach Martials 75. Sinnged. des V. B. 234
VII. Das Todtenopfer an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis. - - 235
VIII. Von dem Verfasser des Buchs: des livres difficiles à trouvert. - - 236
VIIII. Das seltene Buch. - - 237
X. Ποδας ὠκυς Ἀχιλλευς. - - 238
XI. Das deutsche Kriegswesen. - - das.
XII. Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn. - 239
XIII. Auf eines Reisenden Urtheile vom naumburger Weine. - - - 240
XIIII. Eben desselben Klage über denselben Wein. das.
XV. Auf Brühiers Buch von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes. - 241
Nachahmung aus dem Horaz. - das.
XVI. Räzel. - - - 242
XVII. Auf den Palmbaum, der 1749. im Garten der Kön. Preuss. Akad. der Wiss. reife Früchte trug. 243
XVIII. Auf Herrn Hauptmann Steinauer. das.
XVIIII. Auf einen Bär. - - 244
XX. An Herr Prof. Gellert. - 245
XXI. Eine Stunde. - - 246
XXII. Charaktere. - - das.
XXIII. Freye Uebersetzung einer Stelle aus dem Eloge de M. de la Mettrie, Mem. de l'Ac. R. des Sc. de Pr. 1750. p. 5. - - 248

b 2 XXIIII.

XXIIII. Charakter des Herrn de la Mettrie vom Herrn von Maupertuis, in einem Schreiben an den Herrn von Haller entworfen. - S. 248
XXV. Die letzten Worte des Herrn de la Mettrie. 249
XXVI. Von einem schöpferischen Dichter. - das.
XXVII. An einen Freymäurer. - - das.
XXVIII. An den Setzer der hamburg. freyen Urtheile. - - - - - 250
XXVIIII. Auf einen Rechtsgelehrten. - das.
XXX. Von einem Philosophen. - 251
XXXI. Gewissensberuhigung. - das.
XXXII. Zusatz zu der Frau Doctorinn * * * Inauguraldisputation. - - 252
XXXIII. Auf Christlob Mylius. - das.
XXXIIII. Auf eben denselben. - 253
XXXV. Das Glücke der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande. - - - das.
XXXVI. Die Dichter. - - 255
XXXVII. Ursache, warum die Dichter vom Podagra frey sind. - - - das.
XXXVIII. Die Algebra der Stutzer. - 256
XXXVIIII. Als ein Buchhändler eines Materialisten Tochter heyrathete. - - das.
XXXX. An Herr Liscov. - - 257
XXXXI. Ueber Herr Prof. Gellerts Programma zum Antritte seiner Profession. - - das.
XXXXII. An den Verfasser der allemannischen Brüder. - - - - 258
XXXXIII. Die Schmetterlinge. - das.
XXXXIIII. Grabschrift eines Engelländers. 259
XXXXV. Das Wetterglas. - 260
XXXXVI. Das gelehrte Kind. - das.
XXXXVII. Deutsche Verse mit lateinischen Buchstaben. - - - - - 261

XXXXVIII. Auch Hexameter. - S. 261
XXXXVIIII. Eine Gesundheit. - 262
L. Eine andere, an Rabnern. - das.
LI. Noch eine Gesundheit an Herrn Prof. Gellert. 263
LII. Auf einen Sprachkenner. - - das.
LIII. Auf einen Schrank, in dem ein Menschengerippe stehet. - - - das.
LIIII. Ueber eine schlechte Satyre auf einen schlechten Dichter. - - - 264
LV. Auf den Ryßwicker Frieden. Aus dem Französ. das.
LVI. Nach dem Englischen: And he, whose Fustian's etc. - - - - 265
LVII. Eines Sachsen Wunsch auf Carl den XII. das.
LVIII. Fragment oder Anfang einer Poematologie. 266

Parodien.

I. Die Schriftsteller. - - 268
Orig. v. Haged. Die Verläumdung. - 269
II. In ein Stammbuch eines witzigen Freundes. 274
Orig. in des Herrn v. Hallers Doris. - 275
III. Die Ursachen der Kritik. - - 276
Orig. von Haged. Die Ursache der Kriege. 277
IIII. Der Reimer. - - 278
Orig. v. Haged. Der Blinde. - 279
V. Auf Joh. Elias Schlegels anakreontische Oden. 280
Orig. Joh. El. Schlegel. - - 281
VI. An Joh. Elias Schlegel. - - 282
Orig. Joh. El. Schlegel. - - 283
O Dichterkraft! o Dichterkraft! wo ꝛc. - 282
Orig. Sappho nach Stähelins Uebersetzung 283
VII. Der Rangstreit. - - 284
Orig. v. Haged. der Wettstreit. - 285
VIII. Die Dichter. - - 284
Orig. Joh. Elias Schlegel. - - 285

VIIII.

VIIII. Das Dichten. - - S. 286
Orig. v. Haged. Das Daseyn. - 287
X. Anfang eines Heldengedichtes. Der Dichterkrieg. - - - - - 288
Orig. Der Anfang von Seckendorfs verdeutschten Lucan. - - - 289
XI. Im Namen eines Dorfjungens, als sein Chorgeselle in eine fürstliche Residenz auf die Schule zog. - - - - - 290
Orig. Aus einem Gedichte auf des C. Pyra Tod. - - - - - 291
XII. Zusatz zu des Herrn von Hagedorn Helden. 290
Orig. Der Ritter Schaar genauer zu verbinden ꝛc. - - - - - 291
Denn was wir auch von Leuten hören ꝛc. 292
Orig. Gellerts Lehrgedichte und Erzähl. das.

Lateinische Gedichte.

I. Io. Elias Schlegel. - - 295
II. Ode. - - - - ibid.
III. De parallelogrammo Newtoniano. - 297
IIII. Ad eos etc. - - - ibid.
V. Ad Cel. I. M. Gesnerum, Prof. Goetting. 298
VI. De palma dactylifera. - . ibid.
VII. Icon. - - - 299
VIII. De Aloysio Gonzaga. - - ibid.
VIIII. Aux Franc-Maçons de Stockholm. ibid.
X. On Mr. Thinkwou'd. In Imitation of Pope's. 300

Briefe.

I. Einladungsschrift zu einer monatlichen Zusammenkunft. - - - 303
II. Nachricht von einer alten deutschen Uebersetzung des Buches Kelila und Dimme an Hr. F. G. Freytag. - - - - 306

III.

III. An eben denselben. - - S. 322
IIII. An den Herausgeber der Belustigungen. 327
V. Nachricht für ein Frauenzimmer, von einigen Arten von Gedichten. - - 340
VI. An den Verleger. - - 346

* * *

I. Auf das Titelkupfer zum 9. Theile von Brockes irdischen Vergnügen in Gott. - 348
II. De * * * - - - das.
III. Auf ein Titelkupfer zu einer Tragödie. 349
IIII. Das Wunderbare in einer gewissen Tragödie. das.
V. Beytrag zum neologischen Wörterbuche. das.
VI. Der Blinde. Eine Erzählung. - 350

Prosaische

Prosaische Aufsätze.

I.

Abhandlung von den Pflichten, worzu uns die Erkenntniß verbindet, daß in der Welt kein blinder Zufall statt finde, sondern alles von der göttlichen Vorsicht regieret werde,

welche den von der Kön. Preuss. Akad. der Wissenschaften und freyen Künste auf das Jahr 1751 aufgesetzten Preis erhalten hat. (*)

Fata regunt homines, sed regit ipsa Deus.

Innhalt der Schrift.

Daß alle Begebenheiten, die wir, wegen der Schwäche unserer Einsicht, einem blinden Zufalle zuschreiben, unter der göttlichen Regierung stehen, nehme ich unbewiesen an. Daraus folgere ich, daß wir

 den

(*) Sie ist der Kön. Akad. von mir lateinisch überschickt worden, und in dieser Sprache, mit beygefügter französischer Ueber-

den Ausgang unserer Bemühungen der göttlichen Vorsicht überlassen, und uns nicht für unglücklich schätzen sollen, wenn er gleich anders ausfällt, als wir gehoffet hatten; auch daß wir uns keine andere Absichten, als gerechte vorsetzen müssen. Alsdenn zeige ich, worauf sich die Zuversicht auf Gott gründet; und erkläre die Begriffe der besondern Vorsicht und des göttlichen Seegens. Zuletzt weise ich, was der Satz, mit dessen Betrachtung ich durchgängig beschäftiget bin, in die Vorbereitung zu unserm künftigen Leben für einen Einfluß hat. Was sich am Ende des ganzen Aufsatzes befindet, konnte ich mich nicht enthalten beyzufügen, da mich die Gelegenheit darzu veranlaßte. Wie ich übrigens für Philosophen schreibe, so habe ich nicht für nöthig befunden, alle Schlüsse vorzubuchstabiren. Wenn sie einige Stärke haben, so werden die Richter solche selbst empfinden.

Ich wünschte das Lob zu verdienen, das zu unsern Zeiten fast Frankreichs Schriftstellern eigen ist;

Uebersetzung, die ich nach ausgesprochenem Urtheile der Akademie verfertiget hatte, zu Berlin 1751. unter dem Titel: Piece qui a remporté le prix sur le sujêt des evenemens fortuits etc. nebst einigen andern in eben der Absicht eingesandten Aufsätzen herausgekommen. Herr Formey hat auch eine französische Uebersetzung davon bekannt gemacht, aus welcher in Berlin eine deutsche ist verfertiget und gedruckt worden. Der Cardinal Quirini, hat den Anfang dieser Schrift in lateinische Verse übersetzt, am Feste der Erscheinung Christi, als eine Andachtsübung. v. Card. Quirini Epistola ad A. G. Kaestner edita Brixiæ 29 Ian. 1752.

ist; und tiefe und gründliche Betrachtung durch eine lebhafte und zierliche Schreibart deutlich und rührend vorgetragen zu haben.

* * *

Die königliche Akademie hat die Aufgabe, welche sie den Philosophen vorleget, dergestalt abgefasset, daß sie behauptet: widrige und vortheilhafte Begebenheiten, die wir dem Glücke zuschreiben, geschehen alle vermöge göttlicher Zulassung, und das Wort Glücke sey ein leerer Ton, wenn es nicht in diesem Verstande genommen werde. Sie verlanget nur zu zeigen: Ob die Erkenntniß dieses Satzes die Menschen zu gewissen Pflichten verbindet, und was solches für Pflichten sind. Ich glaube daher, daß sie uns nicht die Mühe auflege, weitläuftig darzuthun, daß es wirklich eine freye und oberste Vorsicht giebt; und Spinosas und Epikurs Irrthümer hier zu widerlegen. Wie es einer Akademie anständig ist, welche nicht klare und ausgemachte Gründe der Wissenschaften lehren, sondern die Wissenschaften selbst mit neuen Entdeckungen erweitern soll, fordert sie auch hier von uns, nicht Anfangsgründe der natürlichen Gottesgelahrheit zu schreiben, sondern diese als bekannt vorauszusetzen, und daraus andere Wahrheiten herzuleiten.

Giebt man also zu, daß diese Welt von einem Wesen ist hervorgebracht worden, dessen Weisheit, Allmacht und Liebe gegen seine Geschöpfe so groß sind, als man sie sich nur vorstellen kann; daß sich dieses Wesen

noch jetzo bey der Regierung eben so verhält, wie es sich bey ihrer Schöpfung verhielte; daß sich nichts zuträgt, welches die Allwissenheit nicht voraus gesehen hätte, oder die Allmacht, wenn sie wollte, nicht verhindern könnte: Gestehet man, daß die Zufälle selbsten, die wir ungefähr nennen, nicht der Bewegung eines geworfenen Steins gleichen, die von äußerlichen Ursachen gestöret wird, wenn er schon der Hand, die ihn warf, entflogen ist; sondern nach einem bestimmten Zwecke abzielen: Räumet man, sage ich, dieses alles ein, so wird man mich schwerlich bereden, daß diese Kenntniß unter diejenigen Sätze gehöre, die man gleichgültig wissen oder nicht wissen darf, ohne daß eines von beyden in die Regierung unserer Handlungen einigen Einfluß hätte. Sollte es uns zu einerley Pflichten verbinden, einen sehenden, und Alles nach ewigen Gesetzen regierenden Gott, oder ein blindes Glück anzubeten? Kann man diesem auch nur zu einigem Danke, oder jenem zu gar keinem verbunden seyn? Kann man wohl einige Hoffnung auf das Glücke setzen? Oder würde man gar keine auf Gott setzen dürfen? Doch dieses alles wird deutlicher in die Augen fallen, wenn ich ausführlicher zeigen werde: was uns diese Erkenntniß, daß kein blinder Zufall in der Welt statt findet, für Pflichten auferleget; oder vielmehr, zu was für Verrichtungen, die sicherste Ueberzeugung von dieser Wahrheit, uns auf das nachdrücklichste antreibet.

Könnte sich nichts uns unversehens ereignen, so herrschete entweder die menschliche Klugheit über alle Begebenheiten; oder wenn es ihr mislünge, hätte sie

nur

nur sich selbst anzuklagen: eben wie keiner von beyden Schachspielern ohne seine Schuld verlieren kann. (Man wird dieses Gleichniß einem Philosophen zu gute halten, dem alle irdische Sachen wie ein Spiel vorkommen.) Nun aber führen wir nicht Schachsteine gegen einander zu Felde; sondern wir werfen Würfel, oder suchen Karten, wie sie uns das Schicksal in die Hände giebt, so gut es sich thun läßt, zu unsern Absichten zu gebrauchen. Wie elende sind wir nicht, wenn es nur ein blindes Glücke ist, unter dem wir stehen, das meistens die Einrichtung unsers ganzen Lebens bestimmet, die weislichst gefaßten Anschläge stöhret, und auch des Standhaftesten Kräfte durch unüberwindliche Hindernisse matt machet. Werden wir auch etwas Wichtiges unternehmen, wenn wir sehen, daß die größten Unternehmungen um solcher Ursachen willen verunglücken, die man ihrer Kleinigkeit wegen übersehen hatte? Sollen wir an Gebäuden arbeiten, die ein leichter Wind, wenn wir den Gipfel aufsetzen wollen, plötzlich umstürzen kann? Ja! wir müssen Unternehmungen beschließen, alles wohl überlegen, was in unserer Gewalt ist, allen Fleiß anwenden, und den Ausgang selbst nicht dem Zufalle, sondern der Vorsehung überlassen. Noch haben wir nicht vergebens gearbeitet, wenn wir die Kräfte, die uns Gott gab, nach dem Maaße unserer Erkenntniß angewandt haben, ob gleich der Ausgang nicht erfolgt ist, den wir wünschten. Wir haben Gott gehorchet. Er befiehlet uns nicht die jedesmalichen Tagearbeiten, wie ein Herr seinen Leibeigenen; das befiehlt er uns zu thun, worzu er uns einen Trieb gegeben, und Kräf-

te verliehen hat. Für Ihn gehöret es, unsere Bemühungen zum Besten der ganzen Welt zu richten: und wir dürfen nicht glauben, daß Er, wie ein unerfahrner Künstler, uns, die wir Theile des Ganzen sind, so gemacht habe, daß wir dem Ganzen zu nichts nütze wären. Dieses also scheinet mir eine Folge aus der festen Ueberzeugung, daß die Vorsicht alle unsere Begebenheiten regieret, zu seyn: daß wir nach Erhaltung unserer Absichten mit so viel Eifer streben, als erreichten wir sie gewiß, und uns doch den Ausgang, er mag seyn, wie er will, so gefallen lassen, als hätten wir uns gar nicht bemühet; daß wir uns versichern, unsere Kräfte sind nicht vergebens angewandt, wenn sie die Absichten Gottes zu erhalten angewandt sind. So wird der menschlichen Klugheit ihr gehöriger Werth bestimmet. Sie ist nicht ganz ohne Nutzen; aber sie verhilft uns nicht zu allem, was wir wünschen. Nicht alles stehet unter ihr, sonst würden wir uns für Gott gleich halten. Doch stehet sie auch unter keinem blinden Zufalle, sonst könnten wir bey großen Unternehmungen verzagen, oder wenn uns nicht alles nach Wunsche gienge, verzweifeln. Sie erkennet die Vorsicht über sich, die selbst ihre Fehler zum Besten der ganzen Welt zu lenken weiß. Meine Arbeit ist verlohren, wenn ein blinder Zufall die Ausführung meines Vorhabens gehindert hat; sie ist unverlohren, wenn die Vorsicht meine Bemühungen zu andern Endzwecken bestimmet, als auf die ich sie gerichtet hatte.

Unsere Absichten müssen ferner gerecht seyn, wenn wir sie der Vorsicht überlassen wollen; sie müssen unsern

sern Pflichten nicht widersprechen, und wir müssen nach dem Maaße unserer Erkenntniß einsehen, daß sie mit der Ordnung der Welt, und den Gesetzen, welche der weiseste Beherrscher den Geistern vorgeschrieben hat, übereinstimmen. Da wir uns irren können, so ist es ungewiß, ob der Erfolg eben so seyn werde, wie wir ihn der Billigkeit für gemäß halten. Sind aber unsere Wünsche unbillig, so kann uns die Vorsicht solche entweder nicht gewähren, oder sie gewähret sie uns zu unserer Strafe. Nur diejenigen können glauben, ihnen stehe alles frey, was sie wollen, die sich unüberlegt einbilden, ihrer Gewalt sey alles unterworfen. Wollen sie etwa ihre List der göttlichen Weisheit entgegen setzen? Dieses würde ihnen noch übler gelingen, als wenn der schlaue Fuchs mit dem Jäger streiten wollte. Wollen sich Tyrannen ihrer Macht bedienen? Der Höchste lachet der Sterblichen, vor dem wir elende Menschen zittern. Euch fordere ich als Beyspiele auf, ihr, welche die Staatsklugheit auf dem höchsten Gipfel des Ansehens erhoben hat, damit ihr desto tiefer wieder fielet; euch, ihr unüberwindlichen Helden, denen nichts widerstehen konnte, bis eine geringe Krankheit, oder eine glückliche Kugel euch den Lauf eurer Siege plötzlich zu endigen zwang. Jeder von euch, wofern die Gerechtigkeit seinen Absichten gefehlet, wird des verzweifelnden Nero Klage wiederholen müssen: Was für ein Künstler, was für ein Held stirbt an mir! Habt ihr aber nichts Unbilliges unternommen, habt ihr euer Leben der Vertheidigung einer gerechten Sache aufgeopfert: so erwartet euch ein unsterblicher Ruhm, und noch eine wahrhaftere und

glücklichere Unsterblichkeit, die euch nicht Menschen geben, sondern Gott ertheilen wird, daß ihr diejenigen Kräfte, mit denen man der Welt am meisten nützen und am meisten schaden kann, so viel an euch lag, recht angewandt habet.

Wenn sich dieses beydes bey uns vereiniget befindet; wenn wir den Ausgang unserer Wünsche Gott überlassen, und zugleich den festen Vorsatz haben, nichts Unbilliges zu unternehmen: so muß dieses nothwendig mit der Ueberzeugung, daß Gott alles, was uns zustößt, regiere, verbunden, eine ungemein große Zuversicht gegen Gott hervorbringen. Denn zu dieser Zuversicht wird nicht erfordert, daß wir uns schmeicheln müssen, dasjenige werde eben geschehen, was wir uns wünschen: jedermann sieht leichte, daß diese Einbildung verwegen seyn würde. Alsdenn vertrauen wir Gott, wenn wir ungezweifelt hoffen, er werde das thun, was am besten ist. Was für die ganze Welt am besten ist, das kann auch für uns kein Uebel seyn. Wenn wir uns für unglücklich halten, weil wir unserer Wünsche nicht gewähret werden; wenn wir mit der Kühnheit, mit welcher der König Alfonsus die ptolomäische Ordnung der Weltkörper beurtheilet hat, die ganze Welt, das Werk des weisesten Schöpfers beurtheilen, und uns unterstehen zu sagen: sie würde viel besser geworden seyn, woferne er uns bey ihrer Verfertigung zu Rathe gezogen hätte; so messen wir ohnstreitig eine unumschränkte Kenntniß nach unserer geringen Einsicht ab, als wenn die Begebenheiten, die wir mit Verdruß ansehen, keine andern Folgen haben könnten, als die wir voraus zu sehen vermögend

sind.

sind. Da wir aber gegentheils finden, daß sich unzählige Dinge zutragen, welche der klügste unter den Sterblichen nicht gemuthmaßet hätte; Da wir sehen, daß diese Begebenheiten desto sicherer zu bewerkstelligen, oft diejenigen Mittel haben dienen müssen, welche die menschliche Klugheit mit dem größten Eifer anwandte, sie zu verhindern; so müssen wir an keiner Sache nicht zweifeln, die uns Gott zu hoffen befiehlet, so wenig auch das alles, was uns dabey in die Augen fällt, unsere Hofnung unterstützet. Darf ich wohl zur Erläuterung ein vortreffliches Beyspiel anführen? Es ist der Ritter, welcher läugnete, daß eine so wohlfeile Zeit, wie der Prophet verkündigte, einfallen könnte, auch wenn der Herr die Fenster des Himmels öffnete. (*) Was dieser elende Mensch auch durch das größte Wunderwerk für unmöglich hielt, wußte Gott durch ein viel leichteres zu bewerkstelligen: wenn anders noch das Schrecken, das über die Syrer kam, durch ein Wunderwerk erreget wurde. Wir haben nicht zu erwarten, daß der weise Urheber der Natur ihre Ordnung um leichter Ursachen willen stöhren werde, ob er wohl über die Gesetze ist, die er selber gegeben hat, und wir nicht urtheilen können, was für Ursachen leichte sind. Aber eben so wenig dürfen wir verzweifeln, daß Gott die Ordnung der Natur nicht so könne eingerichtet haben, daß, ohne solche zu stören, vieles kann bewerkstelliget werden, das für uns unmöglich scheinet.

Wer sich den Bau der gemeinen Uhren einigermassen bekannt gemacht hat, und weiß, daß derselben Bewegung,

(*) II. B. der Kön. 7. Cap.

Bewegung, wenn sie richtig gehen, einmal so geschwinde, als das andere ist, würde mit Unrechte läugnen, daß sich auch welche verfertigen lassen, welche die Ungleichheit der natürlichen Sonnentage vorstellen, und ihre Bewegung bald schneller, bald langsamer verrichten. Gleichwohl könnte ihm in der ganzen Uhrmacherkunst vielleicht nichts weiter verborgen seyn, als das Geheimniß der elliptischen Platte. Uns ist bey der Einrichtung der ganzen Welt unendlich vieles unbekannt. Wir bewundern einen Richelieu, oder Mazarin, Menschen, welche die Begebenheiten nicht selbst hervorbrachten, aber sich derselben nach ihren Absichten zu bedienen, und selbst öfters ihrer Feinde Bemühungen zu nutzen wußten: Gott aber, auf dessen Willen es ankam, daß diese Ordnung der Dinge, und keine andere die Wirklichkeit erhielte, sollte sie nicht so eingerichtet haben, daß er seine Absichten in ihr erreichen könnte?

Die besondere göttliche Vorsicht wird von einigen so ausgeleget, daß sie nicht sehr von unaufhörlichen Wunderwerken unterschieden ist; von andern, eben weil sie nicht anständig ausgeleget wird, verworfen. Was hiervon zu urtheilen ist, läßt sich, meinen Gedanken nach, aus vorher gesetzten Gründen erläutern. Wir Sterbliche sind so beschaffen, daß uns nicht das Große, sondern das Seltene am meisten rühret.

— — — — Daß Sterne sonder Zahl,
Mit immer gleichem Schritt, und ewig hellem Strahl
Durch ein verdeckt Gesetz, vermischt und nicht verwirret,
In eignen Kraisen gehn, und nie ihr Lauf verirret.

v. Haller.

Das

Das scheinet uns kaum der Aufmerksamkeit werth. Nur einen Kometen, oder eine ringförmige oder gänzliche Sonnenfinsterniß betrachten wir mit Erstaunung. Daß wir alle Augenblicke Athem schöpfen, daß das Blut in unserm Körper Kraisläufe verrichtet, die dem ganzen menschlichen Geschlechte so viele Jahrhunderte durch verborgen geblieben waren, daß Materie, die uns zur Nahrung dienet, von den Pflanzen aus dem Wasser abgesondert, von ihnen den Thieren übergeben, und in diesen noch besser zubereitet wird, daß endlich eben diese Materie in unsern Eingeweiden, auf eine Art, die noch allen Naturforschern unbekannt ist, den Theilen unsers Körpers ähnlich gemacht und beygefüget wird, das alles sind gemeine Dinge, sie verdienen kaum, daß wir an sie denken, und nur, damit wir bey ihnen Gott nicht ganz vergessen, tragen wir ihre Besorgung der allgemeinen Vorsicht auf. Wenn wir gegentheils einer Gefahr, darein uns Unbedachtsamkeit oder Verbrechen gestürzet hatten, mit Angst entflohen sind, wenn ein Geschäft uns besser gelungen ist, als wir vermutheten; alsdenn wollen wir unsere Frömmigkeit sehen lassen; alsdenn verehren wir die besondere göttliche Vorsicht, ich weiß nicht, ob ich sagen soll, voll Andacht, oder voll Aberglaubens. Urtheilen wir nicht allzu stolz von uns, so werden wir wohl einsehen, daß unsertwegen ungemein selten Wunderwerke geschehen. Diese aber bey Seite gesetzet, so ist die besondere Vorsicht von der allgemeinen nicht unterschieden. Denn wer wird die allgemeine Vorsicht, welche die ganze Welt regieret, von der besondern trennen, die einzelnen Theilen vorstehet? Wir

müssen uns Gott nicht, als wie einen Feldherrn vorstellen, der den Plan der ganzen Schlacht entwirft, den Regimentern ihre Posten anweiset, die nächsten Heerführer unter ihm commandiret, aber den gemeinen Soldaten zu befehlen, den Officiren überläßt. So muß allerdings ein Mensch verfahren, dessen Kräfte, so groß sie auch für menschliche seyn mögen, doch allezeit in enge Schranken eingeschlossen sind: Aber eben derjenige, auf dessen Wink Kometen entbrennen, Sonnen verlöschen, nähret auch die Sperlinge; und ihm unbewußt, oder wider seinen Willen, fällt kein Haar von unserm Haupte. Groß und klein nennen wir, was uns nach dem Maaßstabe unsers Verstandes so vorkömmt: Vor dem unendlichen Geiste ist nichts groß, oder klein. Die Welt ist mit dem Spinnewebenfaden so wohl verbunden, als mit der Kraft, welche die Planeten nach der Sonne treibet oder stößt. (*) Der Spinnewebenfaden könnte, unserer Meynung nach, aus der Welt bleiben, weil wir ihn leichte missen werden. Wenn die Schwere zu wirken aufhörte, sehen wir ein, daß die Planeten aus einander fliegen würden. Doch der Urheber der Welt erkennet, daß der Zusammenhang des Ganzen der Welt würde unterbrochen werden, wenn der Spinnewebenfaden aus ihr wegkäme. Also ist Gott, nicht einige Begebenheiten zu regieren, aufmerksamer, als bey andern: sondern uns rühren Proben seiner Regierung mehr, die sich durch ihre Seltenheit, oder

durch

(*) de Maupertuis Essay de Cosmolog. p. 88. L'univers tient au fil de l'araignée comme à cette force qui pousse ou qui tire les planetes vers le soleil.

durch ihre Verhältniß gegen uns, von andern unterscheiden.

Heißt dieses die besondere göttliche Vorsicht verehren, nicht daß man sich einbildet, Gott sorge für diejenigen Dinge, die uns groß scheinen, mehr, als für andere, sondern daß uns seine Sorge für diese Sachen mehr rühret, so tadele ich solches nicht, ich wünsche vielmehr, daß dergleichen Regungen öfters in unserer Seele entstehen mögen, und daß wir uns in die Gemüthsverfassung setzen, wenn wir **bitten**, Gott als einen Beherrscher der ganzen Welt, aber wenn wir *ihm* **danken**, ihn als ein Wesen, das nur für unser Glück insbesondere besorgt ist, zu betrachten. Noch besser werden wir verfahren, wenn wir dieses beydes nicht von einander trennen, und uns versichert halten, eben der Gott, der die ganze Welt regieret, habe auch unser Glücke, wie er ihren Grund legte, in ihren Zusammenhang mit eingeflochten. Alsdenn werden wir für uns keinen besondern Schutz velangen. Wir werden glauben, der Schutz reiche auch für uns zu, der für die ganze Welt zureichet. Als **Frobenius** neben **Friedrich Wilhelm dem Großen** zu Boden stürzte, hätte **Homer** vielleicht die Pallas sich plötzlich vom Himmel senken lassen, den Held mit ihrem Schilde zu bedecken. Ich glaube, Gott habe die ewigen Gesetze der Beweguug so eingerichtet, daß die Kugel von dem Churfürsten abgewandt wurde. Andere mögen urtheilen, wer von uns beyden was erhabeners saget.

Daß es Frommen hier wohl gehe, ist gar nicht allgemein. **Seneca** hat vielmehr in einer besondern

Schrift untersuchet, warum das Gegentheil so oft statt finde. Gleichwohl versichern uns Religion und Erfahrung, die Tugend habe auch hier ihren Lohn. Man drücket sich davon folgendergestalt aus: Gott seegne die Unternehmungen der Frommen, und sein Fluch störe das Glücke der Gottlosen. Diese Wörter werden Töne ohne Bedeutung seyn, wenn wir uns nicht die Sache so vorstellen: daß einige Begebenheiten so beschaffen sind, daß wir sie wenigstens mit der moralischen Gewißheit, die unser Leben zu regieren hinlänglich ist, voraus sehen können, andere sich allen Prophezeyungen menschlicher Weisheit entziehen; Gott aber, dem von allen diesen nichts unversehens vorstößt, alle Begebenheiten so mit einander verbunden habe, daß meistens Frommen unverhofftes Glück begegnet, und Böse unvermuthetes Unglück befällt. Niemanden ist unbekannt, was Gott Kindern, die ihren Aeltern gehorsam seyn würden, vormals versprochen hat. Nun giebt es einige Belohnungen des Gehorsams, die natürlich, das ist so beschaffen sind, daß wir ihre Verbindung mit demselben einsehen können. Denn, diejenigen, die uns unter allen Menschen am meisten lieben, durch ihre Erfahrung uns lehren, durch ihr Ansehen uns unterstützen, werden gewiß wenn wir nicht selbst widerspenstig sind, sehr viel zu unserm Besten beytragen. Daß aber auch gehorsamen Kindern glückliche Begebenheiten bestimmt seyn können, deren nothwendigen Zusammenhang mit dem Gehorsam niemand so leichte würde eingesehen haben, läßt sich aus dem, was ich vorhin gesagt habe, leicht begreifen.

Also braucht der göttliche Seegen so wenig Wunderwerke, als die besondere Vorsicht. Beyde zeigen sich in solchen Begebenheiten, die mit unsern Handlungen einen natürlichen, und vor dem großen Urheber der Welt völlig entdeckten Zusammenhang haben, der aber unsern Augen verborgen ist.

Gott vom Zufalle unterscheiden, ist was größeres, als daß sich der Nutzen dieser Erkenntniß in die engen Schranken unsers gegenwärtigen Lebens einschließen lassen sollte. Nicht nur einzelne Vorfälle dieses Lebens, sondern selbst sein Anfang und sein Ende geben merkwürdige Beyspiele darzu ab. Alle treten wir es, uns unwissend, an, und oft werden wir, wenn wir am wenigsten daran gedenken, aus demselben gerufen. Kömmt dieses auf einen blinden Zufall an, so leben wir dieser Erden allein. Wird es uns von einem weisen Beherrscher, nicht nur der sichtbaren Welt, sondern auch der Geister befohlen, so sollen wir auch beständig darauf bedacht seyn, daß wir in jene andere Welt, zu deren Bürgern wir bestimmt sind, nicht ganz unbereitet kommen. Daß wir aber von der Beschaffenheit dieses künftigen Zustandes so wenig einsehen, kann man sich nur alsdenn wundern, wenn man noch nicht überleget hat, wie wenig sich von den Vorfällen des Lebens, das wir jetzo führen, zuverläßiges muthmaßen läßt.

Einen Anschlag, den wir diese Nacht gefaßt haben, wird die nächste Morgenröthe durch eine Verhinderung, die wir ohnmöglich voraus sehen konnten, zerstöhren. So gut kennen wir unsere ietzigen Umstände, in denen wir uns gegenwärtig befinden. Und

dabey sind wir misvergnügt, daß uns die zukünftigen so unbekannt sind? Und dabey verschmähen wir die Offenbarung, die unserer Unwissenheit zu Hülfe kommen will, weil wir die Gründe von allem dem, was sie uns saget, nicht allemal deutlich genug einsehen? Eben, als wenn ein lallender Knabe dem Vater oder dem Lehrer widersprechen wollte, weil er nicht einsähe, worzu es ihm nütze, dieses oder jenes zu thun, oder zu lernen.

Uns muß genug seyn, daß uns dieses zu glauben, ein Gott befiehlet, der in Dingen, die uns täglich vor Augen liegen, so viel, das alle unsere Erwartung und unsere Vorstellung übersteiget, bewerkstelliget, daß wir in jenen Dingen, die von unserer Erkenntniß so entfernt sind, entweder ihm allein glauben, oder allen Vorschriften der Vernunft widersprechen müssen. Eines weisen und gütigen Fürsten Befehle werden von den Unterthanen willigst bewerkstelliget, ob es gleich die Umstände nicht zugelassen haben, die Ursachen derselben bekannt zu machen. Wollen wir denn den Befehlen Gottes mit Widerwillen gehorchen, von dem wir versichert sind, daß Er weder irren kann, noch uns schaden will? Denn uns sollte wohl etwa die Weisheit, welche die Welt regieret, in ihren geheimen Rath lassen, und uns durch Vorlegung aller Urkunden überführen, die Ordnung unsers Heils habe nicht anders eingerichtet werden können, als sie eingerichtet worden ist. Unsere Augen werden vielleicht zur Einsicht in diese Geheimnisse scharf genug seyn, da sie nur etwa bey menschlichen Angelegenheiten so blöde sind?

Daß

Daß endlich unter allen irdischen Dingen, auch die am gewissesten scheinen, so gar nichts gewiß ist, muß die Neigung zu so vergänglichen Sachen auf das kräftigste vermindern. Es muß uns wenig kosten, Güther zu verlassen, deren Besitz so unsicher ist. Das ist nicht unser wahres Leben, in dem wir uns ietzo befinden. Sterben heißt bey uns, was bey einem Knaben das Spielzeug wegwerfen heißt. Gleichwohl hat der Beherrscher der Welt gewollt, wir sollten ein Theilchen von dem Anfange unsers Lebens auf diesem Erdballe zu bringen. Also hat er einige Liebe zu den irdischen Sachen in uns gelegt, damit wir uns dieses Gefängniß desto leichter gefallen liessen; und die Schönheit des Ewigen vor unsern Augen verhüllet, damit sie uns nicht völlig einnähme, und wir dessen, was wir ietzo thun sollen, gar vergässen. Doch uns Sterblichen scheinen die irdischen Dinge, weil sie uns nahe sind, meistens größer, als die entfernten Güther der Ewigkeit: ohngefähr, wie ein Unerfahrner den erborgten und fleckichten Schimmer des Mondes, jenem eigenthümlichen und reinen Lichte vorziehen möchte, das von dicht beysammenstehenden Sternen aus unermäßlicher Weite zu uns kömmt, und deswegen einem Wölkchen gleichet. Damit uns dieser Irrthum nicht gänzlich verführe, müssen wir die unbeständige Beschaffenheit alles Gegenwärtigen betrachten. Unser Geist, der nach einer ewigen Glückseeligkeit strebet, wird alsdenn einsehen, das sey nicht sein wahres Glücke, das so flüchtig ist; und wird ein anderes eifrig wünschen, bey dem er nicht mehr den Schwachheiten seines Körpers, der Tyranney seiner Affecten, der Herrschaft

von Menschen, die Sklaven ihrer Affecten sind, unterworfen seyn; und in Erkenntniß der weisesten Gesetze, nach denen Begebenheiten bestimmt worden sind, die ihm hier unregelmäßig schienen, in Verehrung ihres unendlichen Urhebers, eine glückselige Ewigkeit zubringen wird.

Nur die Schwachheit unserer Einsicht hat uns also verleitet, das Glück in den Himmel zu erheben, welches bey Gott gar nicht statt findet; und selbst unter den Bewohnern des Erdballes, bey jedem desto weniger Macht hat, je mehr er, so viel Menschen können, den göttlichen Vollkommenheiten nachahmet. So ist der Herrscher beschaffen, dem man noch keinen würdigen Beynahmen gegeben hat, weil man noch keinen hat finden können, der das Lob aller Fürsten in einem einzigen Worte begriffe. Darf ich ihn wohl mit einem seiner geringern Titel, durch welchen allein er doch so viele Könige übertrifft, nennen? Der Beschützer der Akademie. Europa siehet es mit Erstaunen, wie Ihm, bey Erweiterung seiner Herrschaften, bey Beschützung seiner Unterthanen, bey Erhaltung des ewigen Ruhmes eines Siegers, eines Friedfertigen, eines Vaters des Vaterlandes, nie was Unerwartetes vorgefallen ist, nichts die Weisheit seiner Rathschläge umgestoßen, nichts seinen Lauf zu ändern genöthiget, oder nur gehindert hat. Als das höchste Siegeszeichen unter so vielen, könnte Er das gefesselte Glück setzen, oder sich einer Vertraulichkeit mit der gehorchenden Glücksgöttinn, wie vormahls Servius Tullius, rühmen; wenn Er nicht richtiger urtheilete, daß nur alsdenn das Glücke nicht fehlet, wenn

es Klugheit und Gerechtigkeit zu Begleiterinnen hat. Doch, sein Lob, und die Wünsche der Unterthanen für sein Leben, das ist, für ihr eigen Wohl, will ich erhabenern Geistern vorzutragen überlassen.

Vom Gebrauche der Glücksfälle,

Zusatz zu der Schrift, welche von der Kön. Preuss. Akad. der Wiss. den Preis auf das Jahr 1751 erhalten hat.

Meine Absicht ist, noch etwas Weniges von dem Gebrauche derjenigen Begebenheiten zu erinnern, die an sich selbst zwar nach ewigen und vollkommen weisen Gesetzen erfolgen, uns aber wider alle unsere Erwartung und Hoffnung begegnen.

Bey einigen dieser Vorfälle verhalten wir uns als bloße Zuschauer, andere haben einen Einfluß in unsern Lebenslauf, daß solcher anders wird, als er ohne sie gewesen wäre. Ich will jede Art besonders betrachten, und von denen, die uns am nächsten angehen, den Anfang machen.

Wenn uns bey den Bemühungen, die wir zu Erfüllung unserer Wünsche anwenden, auch die sogenannten Zufälle günstig sind, welche sich ereignen, ohne daß wir etwas deßwegen gethan hätten, so darf ich wohl niemanden erinnern, daß er dabey Gott, als den Beschützer unserer Unternehmungen verehren, und sich dieses zufälligen Glückes zu vollkommener Erreichung seiner Absichten auf das klüglichste bedienen soll. So sind wir alle von Natur geartet, daß wir zu Erlangung desjenigen, wornach wir streben, Alles an-

wenden, was uns Ueberlegung gewähret und Zufall darbietet; möchten wir nur allezeit daran denken, daß es eigentlich Gott und nicht ein Zufall ist, der es uns darbietet. Aber die Frage scheinet mir etwas schwerer; was wir thun sollen, wenn Alles wider uns streitet, was vorher zu sehen, oder aus dem Wege zu räumen über unsere Kraft ist? Ist es nicht kleinmüthige Zaghaftigkeit, alle Hoffnung so gleich sinken zu lassen, wenn einige Versuche unglücklich abgelaufen sind? Ist es aber auch nicht zu verwegen mit dem Schicksale zu streiten, das Willige führet, und Widerwillige fortreißt? Ich gestehe es, meiner Einsicht nach lassen sich schwerlich allgemeine Vorschriften, wie in der ganzen Sittenlehre überhaupt geben, die zugleich zu aller Anwendung auf besondere Fälle bestimmt genug wären. Doch deucht mich, wer alle Umstände genau überlegen will, wird es dahin bringen können, daß er entweder gar nicht fehlet, oder bey einem unvermeidlichen Irrthume leichter Verzeihung zu hoffen hat. Die Winde zwischen den Wendekraisen, die beständig zu gesetzten Zeiten, und nach bestimmten Richtungen wehen, haben vieler Schiffe Verderben verursachet, ehe man sie recht hat kennen lernen; ietzo wissen die Seefahrer entweder sie zu vermeiden, oder sich derselben zu ihrem Vortheile zu bedienen. So können wir durch fleißige Beobachtungen, und Aufmerksamkeit auf alle Umstände dahin gelangen, daß wir selbst bey den Begebenheiten, die anfänglich auf ein bloßes Ungefähr anzukommen scheinen, bestimmte Gesetze wahrnehmen, deren Kenntniß uns in den Stand setzen, entweder solche zu vermeiden, oder uns ihrer, wie ein

Schiffer des Windes, der ihm nicht vollkommen günstig ist, mit Laviren zu bedienen.

Doch ist auch das gewiß, diese Beobachtungen lassen sich nicht allezeit ohne unsere Gefahr anstellen; Indem wir vielerley versuchen, unsern Zweck zu treffen, und die Hindernisse aus dem Wege zu räumen, so ist oft nicht nur unsere Arbeit vergebens, sondern wir leiden noch selbst vielleicht Schaden. Daß wir alle Gefahr vermeiden wollten, darauf dürfen wir nicht denken, denn da müßten wir gar nichts unternehmen: haben wir aber so viel Sorgfalt, als in unsern Vermögen stehet, angewandt, daß dasjenige, was sich zutragen kann, uns so wenig Schaden, als möglich thut, so müssen wir dem Glücke so viel überlassen, daß uns der Verlust nur nicht gänzlich ins Verderben stürzen kann. Die Mathematikverständigen, welche bey der Erwartung ungewisser Begebenheiten Hoffnung und Furcht berechnen lehren, haben anfänglich angenommen, daß sich eines zu dem andern verhalte, wie die Menge der möglichen Fälle, die uns vortheilhaft, zu der Menge derer, die uns nachtheilig werden. Ein Gelehrter, welcher dem großen Nahmen seines Geschlechtes Ehre macht, (*) hat erinnert, daß dieses nur statt finde, wenn jedes, was wir hoffen oder fürchten, in Vergleichung derjenigen Güter, welche wir besitzen, nichts merkliches beyträgt, so daß der Gewinst uns nicht viel reicher, und der Verlust uns nicht viel ärmer machen kann; in andern Fällen aber müssen wir nicht nur die Größe desjenigen, was wir erlangen oder verlieren können, an sich in Betrach-

(*) Dan. Bernoulli, de mensura sortis, Comm. Petrop. T. V.

tung ziehen, sondern zugleich schätzen, wie empfindlich uns der Verlust sey, wie glücklich uns die Erlangung machen würde. Bey einem ungewissen Ausgange sollen wir uns also vorstellen, was wir verlieren können, und so viel wagen, als wir ohne Zittern uns geraubt sehen können.

Aber wie wir uns nun verhalten sollen Reichthum, Ehre, Vergnügen, das Leben selbst kurz alles das zu wagen, was wir unser nennen, weil uns Gott den Gebrauch desselben auf eine Ihm selbst beliebige, und uns völlig unbekannte Zeit vergönnet, wie ein Kind die Spielsachen seine nennet, die es blos aus Vergünstigung seiner Eltern gebrauchet; davon lassen sich keine allgemeine Vorschriften geben, weil man nicht den Verlust selbst, sondern die Empfindung desselben schätzen muß, und einerley Sache zu verlieren, einem mehr, dem andern weniger empfindlich ist. Man wird glauben, der Feldherr verliere alles, der das Leben in der Schlacht verlieret; Doch, wenn er in seinen letzten Augenblicken erfährt, daß sein König gesiegt hat, so wird er sich vergnügt erklären, daß er nichts verliere.

Wenn aber keine Geschicklichkeit, keine Emsigkeit uns zu Erhaltung unsrer Absichten führen kann; wenn immer neue und weniger vorhergesehene Hindernisse entstehen, so bekenne ich, daß ich geneigt bin, zu rathen, man solle Unternehmungen fahren lassen, die vielleicht dem Beherrscher der Welt mißfallen. Ohne Zweifel müssen wir bey allem, was wir uns vorsetzen, dem göttlichen Willen zu folgen bereit seyn; also müssen wir ihn auch erkennen, und da ihn uns hier keine Of-

fenbarung

fenbarung lehret, so bleibt nichts übrig, als denselbigen, wie alles, was die Vernunft uns von Gott lehret, aus seinen Werken zu erkennen. Wir müssen also die Ordnung der Welt in Betrachtung ziehen, und was mit selbiger übereinstimmet, dem göttlichen Willen gemäß halten, von andern Dingen aber glauben, daß sie ihm zuwider sind, wenn wir diese Ordnung so eingerichtet sehen, daß solche dadurch ausgeschlossen werden. Nun erkennen wir diese Ordnung nicht anders, als aus der Erfahrung; Wir vermögen auch nicht, im Anfange voraus zu sehen, ob unsere Wünsche ihr gemäß sind oder nicht, (daß wir nichts wünschen, das uns die allgemeinen Vorschriften der Sittenlehre untersagten, setze ich zum voraus,) wenn wir uns durch wiederholte Bemühungen vergebens ermüdet sehen, so müssen wir wohl auf die Gedanken gerathen, das, wornach wir streben, lasse sich in der vollkommensten Verbindung aller Dinge nicht erhalten, von der wir ein Theil sind. Erklärte iemand diesen Ausspruch für allzuzaghaft, so würde ich ihn um Unterricht ersuchen, ob wir nicht dem Willen des unendlichen Gesetzgebers nicht allein in solchen Dingen Folge leisten sollen, von denen jeder einsieht, daß sie untersagt oder befohlen sind, z. E. Raub und Mord zu unterlassen, oder seinen Landesherren zu verehren, und seines Nächsten Glück zu befördern; sondern ob wir nicht auch bey solchen Handlungen Gott gehorsamen sollen, die man, überhaupt zu reden, weder für strafbar noch für geboten erklären kann; dergleichen sind: welche Lebensart wir der andern vorziehen sollen, was wir für Mittel anwenden sollen, unsern Unterhalt zu erwerben, und

unsern äußerlichen Wohlstand zu gründen; Müssen wir, wie ich nicht zweifele, auch hierinnen Gott gehorchen, so müssen uns auch seine Befehle bekannt werden können, und wie solches anders, als aus Betrachtung der Begebenheiten möglich ist, läßt sich meines Erachtens gar nicht begreifen. Das gestehe ich, weil unsere Bemühungen einigemal fehl geschlagen sind, läßt sich nicht mit völliger Gewißheit schließen, daß sie niemals glücklicher seyn werden; Aber zur Regierung unsers Lebens ist auch keine völlige Gewißheit nöthig; genug, wenn wir so viel Versuche gemacht haben, daß wir mehrere ohne großem Nachtheil nicht unternehmen dürfen. Daß dasjenige geschehen werde, was wir verlangen, sehen wir nur mit so viel Deutlichkeit, als wir überhaupt den Zusammenhang der ganzen Welt einsehen; Aber diesen ganzen Zusammenhang konnte Gott unsern Augen nicht darstellen; sie fassen das Ganze nicht auf einmal, und sie sind nicht scharf genug, die kleinsten Theile zu unterscheiden; Also wird uns nur etwas daran entdeckt; ein unendlich größerer Theil bleibt uns verborgen: Begebenheiten, die aus diesem entspringen, sind für uns ein Ungefähr, wie das Alterthum glaubte, daß die Insekten von ungefähr entstünden, die ihren Ursprung aus unbemerkten Eyern hatten. Wir mögen also von der Vernunft zu Erreichung unserer Absichten, was wir wollen, für Rathschläge erhalten, so haben wir allezeit zu befürchten, eben diese Vernunft würde uns ganz anders gerathen haben, wenn sie vollkommener gewesen, wenn sie in den Zusammenhang aller Dinge tiefer gedrungen wäre.

Sollte

Sollte also nur die Vernunft bey allen unsern Handlungen die einzige Triebfeder seyn, so würden wir alles mit einer Art von Mattigkeit unternehmen, und in unsern Bemühungen träge werden, weil wir nie gewiß wissen, ob sie nicht vergebens seyn dürften. Aber ungewisse und schwere Verrichtungen zu unternehmen, spornen uns natürliche Triebe an; Sie reissen uns auf einen Gegenstand, zu dessen Erlangung wir auch wenig Hoffnung sehen; Sie erhitzen uns, die Schwierigkeiten zu überwältigen, die uns bey gelassenem Gemüthe unüberwindlich scheinen würden. Durch sie hat Gott uns aufmuntern wollen, da wir nicht so vieler Einsicht fähig waren, daß die gewisse Voraussehung eines glücklichen Ausganges unserer Arbeit, uns zulänglich angetrieben hätte.

Darf ich wohl hieraus einen Schluß machen? Wenn dieser Trieb schwächer wird, wenn die Sehnsucht nach einer Sache, um die wir uns anfangs eifrig bemühet haben, nachläßt, so sollen wir auch mit unsern Bemühungen gelassener gehen, und Verrichtungen, zu denen wir keinen großen Antrieb mehr fühlen, nicht mit einer Art von Zwange fortsetzen. Zwey Dinge können uns zu großen Unternehmungen anreizen, die Hoffnung eines glücklichen Ausganges, und die Sehnsucht nach demselben. Empfinde ich, daß die letztere matt wird, so muß selbst auch die Hoffnung abnehmen, die von der Furcht des Gegentheils niemals frey ist, auch wenn sie ihre größte Stärke hat. Was für ein harter Zwang würde es nicht seyn, wenn ein Gesetz mir anbeföhle, um eine Sache zu arbeiten, die ich eben nicht allzu heftig verlange, und zu deren

Erhaltung ich auch nicht allzu große Hoffnung habe? So lange gegentheils dieses Verlangen sich in mir reget, glaube ich, die Stimme der Natur zu hören, durch welche Gott uns allemal seine Befehle entdecket, wenn er nicht Wunder thut. Man würde ohne mein Erinnern wohl eingesehen haben, daß ich zum voraus setze, unser Verlangen soll nicht auf solche Dinge gehen, die wir, als verboten zu erkennen vermögend sind.

Wären wir aber nicht viel glücklicher, wenn Gott uns überhaupt den Zufällen nicht unterworfen hätte? Wenn uns nichts Unerwartetes begegnete? Selbst in einer Welt, in der uns gar nichts widriges begegnete, in einer ganz andern Welt, als die beste ist, in der wir uns wirklich befinden, würde diese Einrichtung uns nicht einmal nützlich seyn. Wenn wir trunken von der gegenwärtigen Lust, die zukünftige mit völliger Gewißheit und Deutlichkeit voraus sähen, würden wir wohl iemahls ganz nüchtern werden, unsere Geschäffte mit gesetztem Gemüthe zu verrichten? Begegnet uns aber, wie in der Welt wirklich geschiehet, nicht lauter Glück, sondern Gutes mit Bösen vermenget, wer sollte sich wohl wünschen, allen Schmerz, den er künftig zu erwarten hat, durch die gewisse Vorhersehung im voraus zu fühlen?

Man setze, da der Herr von Maupertuis, die Gestalt der Erde zu bestimmen, abreiste, sey ihm alles vorher gesagt worden, was ihm begegnen würde; Schiffbruch, unerträgliche Kälte, unergründlicher Schnee, langweilige Jahre, unter Völkern, die kaum menschliche Gestalt haben, zuzubringen, in dem

strengsten

strengsten Froste und oft vergebens durchwachte Nächte, schreckliche Gebürge, wo man Wälter aushauen mußte, Sternwarten daselbst anzulegen; die verdrießliche Wahl, von Heeren blutgieriger Mücken zerstochen zu werden, oder im Rauche zu ersticken, Abmessungen, die in dem glückseeligen Frankreich mühsam genug waren, auf dem Eise des Torneo Flusses anzustellen, und endlich einen Erfolg aus diesen Abmessungen, der ganz anders war, als ihn die angesehensten Männer haben wollten, und was damit weiter zusammen hängt; Kann man wohl glauben, alle diese Weissagungen würden unsern Präsidenten zu seiner Unternehmung sehr aufgemuntert haben? Ich weiß es wohl, wer ihm alles vorher sagen wollte, müßte noch mehr in der Ferne der Zukunft zeigen: Den glücklichen Ausgang eines so großen Unternehmens, Frankreich, wie es von seinem Sohne die eingedruckte Erdkugel annimmt, die es vom Newton nicht hatte annehmen wollen, Engelland, wie es Newtons Vertheidiger verehret, den Sieg über die gegenseitige Meynung, den kein Ansehen, sondern blos die Macht der Beweisthümer erfochten hatte, einen Triumph, den die Größe der Ueberwundenen so prächtig machte, die Gnade zweyer der größten Könige, des Vaterlandes, das ihn gezeuget, und dessen, das er erwählet, endlich einen Ruhm, der so lange dauern wird, als die Erde. Doch dieses alles lange zuvor zuwissen, ehe es sich zutragen sollte, hätte zu nichts weiter gedienet, als das Gemüthe durch beständige Unruhe zu quälen; Würde die Aussicht einer entfernten Belohnung wohl die Empfindung des gegenwärtigen Verdrusses unterdrücket haben?

ben? Oder wäre ein Vergnügen rein genug gewesen, wenn sich der darauf folgende Verdruß zugleich dem Auge auf das deutlichste dargestellet hätte? Ein Dichter schreibt es der göttlichen Weisheit zu, daß die Zukunft vor uns in dunkle Schatten verhüllt ist. (*) Aber die göttliche Güte hat eben so viel Theil daran. Unsere Pflicht ist, die Geschenke der gegenwärtigen Augenblicke ungesäumt zu genießen, an künftige Widerwärtigkeiten so weit zu denken, als wir etwa sie zu vermeiden thun können, übrigens einen Schmerzen, der allemal noch zeitlich genug kommen wird, uns nicht im voraus zu erregen, und eben so wenig uns von einer Hoffnung allzusehr einnehmen zu lassen, die, wenn sie eitel seyn sollte, unsere Betrübniß desto größer machen würde, ie größer unsere Einbildung von ihr gewesen ist. Nur die Hoffnung ist für Verehrer der Vorsicht unbetrüglich, daß ihnen allezeit dasjenige wiederfahren wird, was an sich selbst am besten ist.

Von einem andern Gebrauche der Zufälle wünschte ich, daß er bey mehr Menschen gewöhnlich wäre, daß wir nämlich die Gelegenheiten, gute Handlungen auszuüben, uns allemal recht zu Nutze machten, wenn sie sich uns unversehens, oder wenigstens ohne unser Zuthun darbietet. Wir sollen alle Arten von Tugend auszuüben beflissen seyn, aber wir sind nur alsdenn zu derselben wirklichen Ausübung verbunden, wenn wir Kräfte und Gelegenheit dazu haben. Fehlen mir Reichthum und Macht, so mangeln mir Mittel, andere glücklich zu machen, nicht der Eyfer, solches zu thun. Das Ver-

(*) Prudens futuri temporis exitum
Caliginosa nocte premit Deus. *Horat.*

Vermögen, Gutthaten auszuüben, ist der einzige Vorzug, um den ich die Großen beneide. (*) Zu jeder vortrefflichen Verrichtung werden zwey Dinge erfodert, edle Gesinnungen, bey dem, der sie vornimmt, und glückliche Umstände, die solchen Gesinnungen sich zu entdecken verstatten. Friedrich Wilhelm der Große besaß den erhabenen Geist eines Königs, bey dem mittelmäßigen Glücke eines Churfürsten. (**) Wie groß würde er nicht gewesen seyn, wenn seine Macht Ludwigs Macht gleich gewesen wäre, dem seine patriotische Tapferkeit so schrecklich war.

Reichthum, Herkommen, Gewalt und alles, was wir nicht von uns selbst, sondern vom Glücke empfangen haben, sollen wir also nur auf die Art gebrauchen, wie wir glauben können, daß es den Absichten Gottes gemäß sey, der uns zu Verwaltern aller dieser Güter gesetzet hat; Gelegenheiten, Unglücklichen zu helfen, oder Lobenswerthe Bemühungen zu unterstützen, sollen wir nie aus den Händen lassen, denn sie dürften vielleicht nie wieder kommen; Dieses sind wir der Vorsicht schuldig, von der wir versichert seyn müssen, daß sie uns nur deswegen Kräfte giebt, Gelegenheiten darbietet, Gutes zu thun, daß wir uns derselben bedienen sollen. Einem Zufalle, wenn Alles von diesem herrührte, würden wir nichts schuldig seyn. Vielleicht vertrauet uns die Vorsicht mehr an, wenn wir das Geringe recht verwaltet haben; Vielleicht setzt sie uns

(*) How amiable a thing is doing good! Tis all, I envy great folks for. *Pamela.*

(**) Il semble que par meprise la nature eut uni en lui l'ame d'un grand Roi à la fortune mediocre d'un Electeur Mem. de Brandenb.

uns über viel, wenn sie uns bey wenigen treu erfunden hat; Gegentheils wird sie üble Haushalter ihres Amtes völlig entsetzen können. Dieses zu hoffen und zu fürchten, würde vergebens seyn, wenn uns Zufall und nicht Vorsicht beherrschten.

* * *

Was Andern begegnet und uns unmittelbar wenig anzugehen scheinet, kann dennoch viel beytragen, uns zur Tugend zu leiten, und in ihr zu bestätigen. Ein Trauerspiel hält uns durch die künstliche Verwickelung zwischen Furcht und Hoffnung bis zum letzten Auftritte ängstlich auf, es presset uns Thränen aus, es erschüttert uns mit unversehenem Schrecken; Wollen wir Dichtern diese Gewalt über unsere Gemüther zugestehen? Sollen uns Nahmen, die wir vielleicht nie gehöret hätten, wenn Sophokles und Voltäre nicht gewesen wären, sollen uns Oedipus und Zaire ängsten? Sollen uns Erdichtungen mit eitlen Schrecken erfüllen? Und sollen uns wahre Begebenheiten, die sich vor unsern Augen zutragen, denen die Dichter ihre Erfindungen recht ähnlich zu machen suchen, wenn sie die höchste Vollkommenheit zu erreichen streben, sollen diese, sage ich, uns nicht rühren? Oder sollen wir nicht auch auf sie Achtung geben, wie sie zugleich Beweise und Erläuterungen der Vorschriften der Sittenlehre sind, unsern Verstand aufklären und in das Herze dringen?

Dieses weiter auszuführen ist unnöthig. Wie die Geschichte ein Spiegel der göttlichen Vorsicht sey; wie sie unser Gemüthe durch die vortrefflichsten Beyspiele zur Tugend lenke, haben viele gewiesen, und alles

dieses läßt sich auch von solchen Begebenheiten sagen, die wir nicht in Büchern lesen, sondern die sich vor unsern Augen zeigen; Und noch mit besserm Grunde, weil wir von solchen Vorfällen meistens richtiger urtheilen können, als von denenjenigen, die sich vor langen Zeiten, oder an entfernten Orten zugetragen haben, und so wohl dieserwegen, als wegen anderer Ursachen, vornämlich der Partheilichkeit der Schriftsteller zweifelhafter und dunkler sind.

Da so viel Schriftsteller nach Derhams Zeiten sich mit der Erkenntniß Gottes aus den Werken der Natur beschäftiget haben, so habe ich öfters gewünscht, andere möchten auch, eben diese Erkenntniß aus den Verrichtungen und Schicksalen der Menschen zu erläutern, arbeiten. Mich deucht, daraus würde sich vornämlich die göttliche Gerechtigkeit zeigen lassen, da sich bey leblosen und der Freyheit beraubten Geschöpfen nur Macht und Weisheit entdecken können. Doch gestehe ich, was so viel emsige und aufrichtige Beobachter, zumal in den neuern Zeiten von unbeseelten und vernunftlosen Geschöpfen aufgezeichnet haben, ist zuverlässiger und vollständiger, als die Geschichte der Menschen: Wenn es bey dieser auch den Geschichtschreibern nicht an Aufrichtigkeit und Treue mangelte, so verstellen sich doch die Menschen meistens selbst, sie sind dasjenige nicht, was sie scheinen, und daher läßt sich über den Zusammenhang ihrer Thaten mit ihrem Schicksale schwerlich ein Urtheil fällen. Doch benimmt dieses der Geschichte und der Betrachtung dessen, was sich vor uns ereignet, ihren Gebrauch nicht, die göttlichen Eigenschaften zu erkennen, und unser

Gemüthe zu regieren; besonders wenn wir auf die allgemeinen Gesetze sehen, die Gott sich selbst bey Beherrschung der Welt vorgeschrieben hat, und nicht unsichere Kleinigkeiten zum Grunde wichtiger Folgerungen legen, eben als wenn man nach des Herrn von Maupertuis Erinnerung das Daseyn Gottes aus der Spinnenwebe beweisen wollte.

Ueberlegen wir dieses, so ist kein Zweifel, wie wir zur Erkenntniß eines weisen, mächtigen und gütigen Gottes durch die Geschichte der **Körper** geführet werden, so werden uns die Begebenheiten mit Vernunft und Freyheit begabter **Seelen** seine Gerechtigkeit und Heiligkeit zu verehren befehlen; Wie aber Mißgeburten, Erdbeben, andere Abweichungen von dem ordentlichen Laufe der Natur nicht so viel vermögen, daß wir zweifelten, ob auch alles in der Körperwelt nach weisen Gesetzen ordentlich zusammenhänge, so wird das Glück der Gottlosen, oder das Widrige, das Tugendhaften begegnet, keinen Zweifel in uns erregen, ob der Schöpfer auch mit den Geistern billig verfahre. Soll denn ein Weiser nicht von den Werken Gottes sagen, was **Sokrates** von den Werken eines Schriftstellers gesagt hat: **Was ich verstehe, ist alles vortrefflich; so wird auch dasjenige seyn, das ich nicht verstehe.**

II.

Abhandlung von dem Einflusse der theoretischen Philosophie in die Gesellschaft.

1742.

Die Einrichtung der Welt ist nicht so gemacht, daß ein Mensch ohne den andern glücklich leben könnte. Die Bequemlichkeit, oder daß ich nicht zu wenig sage, die Nothwendigkeit erfordert es, daß wir uns öfters fremder Beyhülfe bedienen, und dieses verbindet uns wiederum, auch andern einen Theil unserer Kräfte zu widmen. Ich will die Sittenlehrer, welche unsere Pflichten aus einem angebohrnen Triebe zur Geselligkeit herleiten, ietzo weder angreifen noch vertheidigen. So viel versichert mich meine Empfindung, daß es ein sehr großes Vergnügen ist, andere glücklich zu sehen; und daß wir Handlungen vornehmen, zu denen uns nur dieses Vergnügen antreibt, und für die uns nur dasselbige genugsam belohnet. So oft ich mir vorstelle, wie unschuldig, wie rührend diese Ergötzung ist; so oft ich überlege, wie glücklich eine Welt seyn würde, in der alle Menschen für dieselbe eingenommen wären: so oft entsteht in mir der stärkste Abscheu vor denenjenigen, die sich der menschlichen Gesellschaft entziehen, und ihr Glück von dem Glücke anderer trennen wollen. Man machet einen Vorwurf von dieser Art den Philosophen, und da ich

die Philosophie sehr hoch schätze; so habe ich an diesen Vorwurf niemals ohne Verdruß gedenken können. Man glaubet insgemein, ein Philosoph sey ein Bild des Eigensinnes, ein Mann, der mit niemanden umgehen könne, als mit sich selbst und mit seinen Büchern, der sich um seine Mitbürger so wenig bekümmere, so wenig sie sich um ihn bekümmern, und der die Erkenntniß der unnützesten Wahrheit dem Wohl eines Staates nicht aufopfern würde. Diese Meynung will ich ietzo angreifen; das Vorurtheil will ich ietzo bestreiten, als ob die Philosophie uns der menschlichen Gesellschaft unnütz mache.

Wenn ich von der Philosophie rede, so denke ich jetzo nicht hauptsächlich an denjenigen Theil von ihr, der uns unsere Pflichten und die Mittel, solche zu erfüllen, zeiget. Man ist wohl nicht leicht so verwegen, zu behaupten, daß die praktische Philosophie der menschlichen Gesellschaft unnütze sey. Vielleicht würde diese Verwegenheit nicht so gar groß seyn. Ich sehe eben nicht, womit sich derjenige um das menschliche Geschlecht verdient machet, der nach neun und neunzig Grundsätzen des Rechts der Natur den hunderten entdeckt, oder der ausrechnet, wie viel Zehntheile ein Mensch vom Geldgeize, Ehrbegierde und Wollust hat, oder der endlich die wichtige Frage ausmachet: Ob ich einen Blinden, der mir im Wege steht, wenn mich mein Feind verfolgt, vom Stege ins Wasser stoßen dürfe? Und was es noch sonst für Dinge giebt, davon diejenigen plaudern, die die Unverschämtheit haben, die praktische Philosophie zu lehren, ohne daß sie sich in den Geschichten und den bürgerlichen Rechten

umgesehen hätten. Indeß hat man insgemein die theoretischen Philosophen in Gedanken, wenn man sich die Philosophen als Menschenfeinde vorstellt. Man denket da hauptsächlich an diejenigen Männer, welche die Regeln entdecken, wornach unser Verstand begreifen, urtheilen und schließen muß: welche bemühet sind, die ersten Grundsätze unserer Erkenntniß aus den allgemeinen Eigenschaften aller Dinge herzuleiten, die Natur der Seele zu untersuchen, den Zusammenhang der Welt und seinen großen Urheber zu erkennen. Und damit ich diejenigen nicht vergesse, die diesem Vorwurfe am meisten ausgesetzt sind: man erkläret diejenigen andern Menschen für unnütze, die sich in die Eigenschaften der Menge und des Raums versenken, die untersuchen, was Körper durch ihre Figur, Größe und Bewegung vermögen, die unsern Augen die entfernten Weltkörper nähern, und unzählige Kleinigkeiten in der Natur sichtbar machen, und uns die wahren Gründe von den wunderbarsten Begebenheiten entdecken.

Diese Arten von Gelehrten sind es, die ich vertheidigen will, von diesen will ich behaupten, daß ihr Fleiß sie nicht verhindert, würdige Mitglieder der menschlichen Gesellschaft zu seyn, und sie nicht abhält, ihre Kräfte zur Beförderung des gemeinen Besten anzuwenden.

Was ist denn wohl das stärkste Band der menschlichen Gesellschaft? Ist es nicht die Fähigkeit der Seele, die uns zu Menschen machet, die Vernunft? Es ist wahr, viele unvernünftige Geschöpfe suchen ihre Nahrung Heerdenweise; sie stehen einander bey, und es ist

beynahe, als ob sie gewisse Pflichten und Einrichtungen der Gesellschaften beobachteten; doch was sie aus einem Triebe thun, dessen Quell uns unbekannt ist, dazu muß einen Menschen die Vernunft noch viel stärker antreiben. Diejenigen, die uns die Thiere beständig zum Muster vorstellen, diejenigen, die den erbaulichen Spruch stets im Munde führen: Kein Wolf fresse den andern, keine Krähe hacke der andern die Augen aus, haben gewiß noch nie angemerkt, wie ein Knochen, Hunde mit Hunden, ja Mopse mit Mopsen veruneiniget, und wie Kater mit Katern, Thiere von einerley Art, und noch dazu von einerley Geschlechte, aus noch andern Ursachen blutige Kriege führen. Ich muß diesen vortrefflichen Sittenlehrern und Naturkündigern solche niederträchtige Beyspiele entgegen setzen, weil sie uns auf eine so niederträchtige Art die Pflichten der Gesellschaft beybringen wollen. Nur die Vernunft, nur das Vermögen, eine Menge von Wahrheiten in ihrer Verbindung einzusehen, kann uns überführen, daß ein Mensch sein eigen Wohl durch das Wohl anderer erhalten muß; nur sie kann dem Triebe, sich an anderer Glücke zu vergnügen, die völlige Kraft geben; nur sie kann uns lehren, daß wir andere lieben, und wie wir sie lieben müssen. Dazu ist gewiß Vernunft nöthig, daß wir die Einrichtung der Gesellschaft, darinnen wir uns befinden, die Absichten und Neigungen ihrer Mitglieder, und die Verhältniß, in welcher wir mit ihnen stehen, erkennen. Wir müssen einsehen, was unsere Thaten mit dem Endzwecke der Gesellschaft für eine Verknüpfung haben, was sie bey dem oder jenem Mitbürger für eine Wirkung hervorbringen werden.

den. Wir haben nicht allemal lange Zeit zu überlegen. In einem Augenblicke müssen wir öfters über unsere Bewegungsgründe urtheilen, die Hindernisse wegräumen, unsere Handlungen nach ihrem Zwecke richten, und ihre entfernten Folgen voraus sehen.

Setze ich dieses zum Grunde, so folget, daß alles dasjenige uns der Gesellschaft nützlicher machet, was unsere Vernunft verbessert, unsere Einsicht stärket, und uns fähig machet, einen großen Zusammenhang von Wahrheiten deutlich und geschwinde zu überdenken. Dieses aber thut die theoretische Weltweisheit. Sie erweitert den Raum unsers Geistes für mehr Begriffe, als ungeübte Seelen auf einmal fassen, sie nähert uns die entfernten Folgen eines Satzes, die ein andrer erst nach langer Ueberlegung erreichen wird. So wie uns das Vergrößerungsglas in einem Tropfen eine Welt voll Thiere zeiget, so wie uns das Fernrohr einen neblichten Stern in einen Himmel voll Sonnen verwandelt: So weiset uns die Philosophie eine Menge fruchtbarer Lehren, wo ein anderer kaum etliche trockene Sätze sieht: so entdeckt sie uns eine Menge wichtiger Wahrheiten, wo ein blödes Auge eben deßwegen nichts sieht, weil es von gar zu viel Lichte geblendet wird.

Ich gebe es zu, diese Erkenntniß mag theoretisch seyn, sie mag unmittelbar keinen Einfluß in unsere Handlungen haben, aber sie hat unendlichen Nutzen, wenn sie uns nur die Fertigkeit erwirbt, auch bey unseren Handlungen alle Umstände so zu beobachten, alle die Kleinigkeiten deutlich und geschwinde zu übersehen, die so viel Wirkung haben, und die nur der Aufmerk-

samkeit eines Philosophen nicht entwischen. Sollen wir durch unsere Thaten unser Glück befördern, so müssen wir bey denselbigen die Fertigkeit haben, vieles in weniger Zeit zu übersehen. Fertigkeiten erwirbt sich unser Geist so wenig ohne Uebungen, als unser Körper. Die theoretische Philosophie übet unsern Geist. Also hat sie einen Einfluß in unsere Thaten. Uebten sich die alten Griechen nur deswegen im Ringen, damit sie blos in den Spielen siegen möchten? oder thaten sie es nicht vielmehr, ihren Leib stark und gewendig zu machen? Lernet man deßwegen nur tanzen, um auf einem Balle seine Geschicklichkeit zu zeigen? oder ist eine gute Stellung hierbey nicht insgemein der vornehmste Endzweck? Ich würde der theoretischen Philosophie unrecht thun, wenn ich sie diesen Uebungen gleich schätzen, wenn ich sie nur als ein Werkzeug, uns zur Gesellschaft geschickt zu machen, anpreisen wollte. Sie hat ihren eigenen Werth: sie giebt uns das edelste Vergnügen, sie verdienet unsere Bemühungen, weil wir der Erkenntniß fähig, weil wir Menschen sind; aber sie machet uns auch zu Bürgern geschickt.

Wie? giebt es denn nicht Leute, die, ohne daß sie etwas von den Grillen der Weltweisen gewußt, der menschlichen Gesellschaft großen Nutzen gebracht haben? Ich leugne es nicht; aber ich habe auch noch nicht behauptet, daß uns sonst nichts der Gesellschaft nützlich mache, als die theoretische Erkenntniß. Ich will niemanden zwingen, sich mit philosophischen Sätzen zu beschäftigen, ich will nur diejenigen vertheidigen, welche sich damit beschäftigen. Wer auf seine Handlungen aufmerksam ist, wer seine und anderer

Er-

Erfahrung zu Rathe zieht, der wird sich allerdings die Klugheit zu leben erwerben, und wohl gewisser, als ein tiefsinniger Philosoph, der es nicht der Mühe werth achtet, auf seine Thaten Achtung zu geben. Ist denn aber das der Philosophie Schuld? Ein munterer Kopf, der seine Muttersprache in seiner Gewalt hat, der die Kraft eines jeden Wortes und den Nachdruck einer jeden Wortfügung weiß, leget sich auf die Dichtkunst. Er bekümmert sich aber um keine Regeln; er stellet sich schlechte Muster vor, er giebt sich keine Mühe, seine Ausarbeitungen zu verbessern. Er wird gewiß keinen so großen Ruhm erhalten, als ein anderer, der weniger Feuer, als der vorige, und weniger Stärke in der Sprachkunst besitzt, der aber alles, was er machet, nach den strengen Gesetzen der Schriftrichter und nach den vortrefflichsten Exempeln prüfet. Ja der letzte wird vor Fehlern sicher seyn, in die den ersten allzuvieles Feuer verführt. Wollte man deßwegen schlißen, daß es einem Dichter unnütze sey, die Sprache zu kennen, daß es ihm Schaden bringe, aufgeweckt und feurig zu seyn? Alsdann werde ich es auch zugeben, daß man aus den Fehlern großer Weltweisen, aus dem glücklichen Fortgange, den die Handlungen Unwissender haben, schließen darf, die theoretische Philosophie sey in dem gesellschaftlichen Leben unnütz und schädlich.

Und wenn die Handlungen derer, die keine Philosophen sind, wohl ablaufen, ist es denn allezeit ihrem Verstande zuzuschreiben? Oder ist das Sprüchwort unbekannt, daß Gottes Weisheit und der Menschen Thorheit die Welt regieren? Ein Fürst, ein Staats-

 mann

mann thut öfters etwas, das er unterlassen würde, wenn er seinen Neigungen weniger folgte, oder wenn er mehr überlegte. Indessen fließt etwas Gutes daraus, daß niemand sich Anfangs mit Vernunft versprechen konnte. Wie wird nicht ein Tacitus die Staatskunst dieses Herrn erheben, die in der That in einem Fehler besteht?

Man wende mir wider den Beweis, den ich gegeben habe, nicht etwa ein, ein Geist, der sich nur in theoretische Untersuchungen vertiefe, mache sich unfähig, über praktische Wahrheiten zu denken. Dieses würde zu befürchten seyn, wenn die Philosophie, so wie ich sie beschrieben habe, eine einzige Wissenschaft, und ihr Gegenstand nur eine gewisse Art von Dingen wäre; da hätte es einigen Schein, daß derjenige, der sich nur darauf aufmerksam zu seyn gewöhnt hat, ungeschickt würde, über etwas anders zu denken, wie es Maler giebt, die sich die Fertigkeit erworben haben, eine gewisse Art von Gemälden, aber auch nur diese Art, sehr schön zu malen. Doch so sehr sich ein Unwissender in der Zergliederungskunst irret, wenn er sich die Menge von Muskeln, die unsern Leib decken und bewegen, als ein einziges und zusammenhangendes Stücke Fleisch vorstellt; so sehr betrügt sich derjenige, der sich die Philosophie und die Meßkunst als eine einzige Wissenschaft einbildet. Bald muß der Philosoph alle Körper aus seinen Gedanken verbannen; bald muß er auf alle Eigenschaften der Körper aufs genaueste Achtung geben. Jetzt betrachtet er an ihnen nichts, als die Ausdehnung. Jetzt weiß er alle ihre verschiedenen Kräfte von einander zu unterscheiden. Jetzt

lernet

lernet er, durch Aufmerksamkeit auf sich selbst, die Wirkungen seiner Seele und ihre Quellen erkennen. Jetzt zergliedert er einen Leichnam, den Aberglauben und thörichte Gewohnheit wünschten unnütze verfaulen zu lassen. Für ihn ist der Erden Schooß von Metallen schwanger, und ihre Oberfläche an Pflanzen fruchtbar. Für ihn strahlet das Gestirn des Tages mit siebenfachem Lichte. Für ihn schmücket sich die Nacht mit einer unzählbaren Menge Sonnen. Nichts ist so groß, daß sein Verstand nicht etwas davon begreifen sollte; nichts so klein, daß es sich seinen Blicken gänzlich entzöge. Seine Erkenntniß hat einerley Gränzen mit der Welt. Ja, sie wird von der Welt nicht umgränzt; sie erhebt sich zu dem unendlichen Schöpfer.

Sollte nun ein Geist, der so viele, so unterschiedene Wahrheiten begreift, blos seine Pflichten zu begreifen ungeschickt seyn? Sollte derjenige, der die Regeln und die Fertigkeit, richtig zu denken, in seiner Gewalt hat, nur in praktischen Dingen nicht richtig denken können? Sollte der, der durch die künstlichen Versuche zu entdecken weiß, was die Natur vor uns sich gleichsam zu verbergen bemüht, die Absichten anderer nicht errathen; die Mittel, seine Absichten zu erhalten, nicht finden können? Sollte für den die Verfassung einer Republik zu hoch seyn, für den die Gesetze des Himmels und der Natur nicht zu hoch sind?

Ich würde noch nicht alles angeführt haben, wodurch die theoretische Philosophie uns vernünftig handeln lehret, wenn ich blos davon reden wollte, wie sie den Verstand ausbessert. Sie hat einen stärkern Einfluß in unsern Willen.

Viel-

Vielleicht wird man, indem ich dieses erwähne, an die theoretische Wahrheiten gedenken, welche Gründe der Sittenlehre sind; vielleicht wird man daran gedenken, wie sie den Aberglauben und die Freygeisterey bekämpft, und durch die vernünftige Erkenntniß des Schöpfers uns antreibt, den sich offenbarenden Gott desto stärker zu verehren. Ich leugne es nicht, daß diese Vortheile sehr wichtig sind; aber sie fallen von sich selbst so deutlich in die Augen, daß ich es für unnöthig halte, weitläuftig davon zu reden. Zu der Beherrschung der Begierden, zu einer Sache, die so schwer, als nothwendig ist, haben wir vielleicht kein bequemeres Mittel, als den Fleiß, den man auf die theoretische Philosophie wendet. Was bringt die Menschen zu den Lastern? Ein leerer Raum in ihrer Zeit, den sie mit keinen andern Beschäftigungen auszufüllen wissen; ein reizendes Bild von den emfindlichsten Ergötzungen, die es werth sind, daß man ihnen zu gefallen der Vernunft und der Gottheit absaget. Aber dieses findet bey einem Philosophen nicht statt. Er hat keine Muße, an Laster zu gedenken; denn er ist stets mit Erforschungen der Wahrheit beschäftigt. Das Angenehme der Sinnen machet wenig Eindruck in ihn; denn er ist mehr für die Lust des Verstandes empfindlich. Wenn sich Orpheus mit seiner Leyer beschäftiget, so ist nichts fähig, ihn zu stören. So viel Herrschaft hat Ulysses nicht über sich; den Gesang der Sirenen würde ihn verführen, wenn er sich nicht die Ohren verstopfen, und sich an den Mastbaum anbinden ließe. Eben so, wie der Unwissende in Laster verfallen wird, wenn er nicht alle Gelegenheit vermei-

det, wenn ihn nicht drohende Gesetze zwingen und vom Unglücke zurück halten. Und wie ist es anders möglich, als daß das sinnliche Vergnügen denjenigen sehr beherrschen muß, der von den Ergötzungen des Verstandes wenig weiß? Der Philosoph hat die Erkenntniß der Wahrheit empfunden; daher vermögen sinnliche Lüste eben so wenig über ihn, als die ohnmächtigen Reizungen gemeiner Schönheiten über denjenigen, den etwas vollkommeners fesselt. Und zeiget uns nicht die Geschichte der Philosophen selbst mehr, als einen, welcher Ehre, Bequemlichkeit, und Ergötzungen, die den Thieren mit dem Menschen gemein sind, der Untersuchung der Wahrheit aufgeopfert hat? Zwar seine ganze irdische Glückseligkeit, das ganze Wohl seines Körpers wegen der Ausbesserung des Verstandes hindanzusetzen, das kann ich nicht für billig halten; aber ich glaube auch nicht, daß die Philosophie jemanden hierzu verführen werde. Sie raubet uns die angenehmen Emfindungen des Körpers nicht; sie zeiget uns nur etwas noch angenehmers in der Uebung des Verstandes. Das Vergnügen der Sinne wird auch für den Philosophen seyn, aber nur alsdenn, wenn es durch den Beyfall der Vernunft rein und daher desto rührender wird.

> Er sieht Gold, Ehr und Lust, wie schöne Früchte an,
> Da weiser Brauch erfrischt, zuviel verletzen kann.
>
> Haller.

Man wird mir vielleicht hier die Erfahrung entgegen setzen: Man wird eine Menge Philosophen anzuführen wissen, die nicht philosophisch leben. Diesem Einwurfe setze ich zwo Betrachtungen entgegen: Einmal

mal muß man untersuchen, ob dieses wahre Philosophen sind, ob nicht die Begierde, reich und angesehen zu werden, ihren Fleiß öfters angefeuert hat, als das reine Vergnügen, das aus dem Erkenntnisse der Wahrheit entsteht? und zum andern werde ich fragen, ob denn eine Einsicht in der Rechtsgelehrsamkeit oder Heilungskunst nichts helfe, unsere Güter und unsere Gesundheit zu erhalten, weil Rechtsgelehrte, sich um ihr Vermögen betrügen lassen, und Arzneyverständige ihren Körper durch unordentliches Leben schwächen? Wenn man in einen Fähler verfällt, so kömmt es nicht allezeit daher, daß man nicht Kräfte gehabt hätte, ihn zu vermeiden, sondern daß man diese Kräfte aus Nachlässigkeit und Uebereilung nicht gebraucht hat.

Bisher habe ich geredet, als hätten die theoretischen Wahrheiten selbst keinen Einfluß in den Nutzen der Staaten. So gewiß es aber ist, daß sie, auch nur durch die Uebung des Verstandes, nützliche Bürger machen: so unleugbar ist es auch, daß sie an sich selbst viele Verbindung mit dem Zustande des gemeinen Wesens haben. Man frage doch einen Unwissenden in den Geschichten, für wen er den Deutschen halte, durch dessen Erfindung seit drey hundert Jahren die Pfeile und Strumböcke ihre Kraft zu schaden, die Harnische und Mauern ihren Gebrauch zu beschirmen verlohren haben, und der ganzen Kriegskunst eine andere Gestalt ist gegeben worden? Wird er nicht auf einen Cäsar oder Eugen des vierzehnten Jahrhunderts rathen? Und wird es nicht Mühe kosten, ihn zu bereden, daß dieses alles dem mislungenen Versuche eines naturforschenden Mönchs zuzuschreiben ist?

Es war ein mislungener Versuch. Die Feinde dieser Erfindung haben das, so viel ich weiß, noch nicht angemerkt. Wie schön würden sie nicht sonst ihre Beredsamkeit darüber geübt haben, wenn sie das Pulver mit den verwegensten Schmähungen angreifen, vielleicht nur deswegen, weil ihnen seine Wirkungen zu furchtbar sind.

Doch es giebt unleugbare Vortheile, die wir der Kunst zu danken haben, die durch Hülfe des Feuers Körper zerstöhret und erzeuget. Kräuter, Metalle, Thiere, bey nahe alle Dinge, welche die Erde hervorbringt und ernährt, würden uns oft ohne sie unnütze seyn, und sind uns durch sie dienstbar. Vergebens wird man die Berge aushölen, wenn man das Metall nicht aus dem Gesteine zu bringen, wenn man es nicht zu verarbeiten weiß. Vergebens wird man die Wiederherstellung eines Kranken wünschen, wenn man nicht die heilende Kraft aus den natürlichen Köpern ziehen kann. Wie oft hat nicht die Zubereitung einer Farbe, die Verfertigung eines Salzes, oder ein anderes chymisches Kunststücke, ein Land bereichert. Wie viele Werkzeuge zu unserer Arbeit, wie viele Zierrathen zu unserm Putze würden wir ohne die Schmelzkunst haben?

Kein Versuch in der Naturlehre ist unnütze, der uns eine neue Kraft der Körper entdeckt; denn worauf kömmt unsere irdische Glückseligkeit an, als daß wir die Dinge, die in der Natur sind, gebrauchen? Und was ist also mit ihr genauer verbunden, als das, was neue Wirkungen dieser Dinge zeuget. Denn das erfordere ich zu einem Versuche, der der Bemühung eines

nes

nes Philosophen werth seyn soll, daß er eine Wahrheit entdecke oder bekräftige; nicht aber, daß er die Wirkung eines Kunstzeuges sey, die man aus schon bekannten Sätzen voraus gesehen, und die nur dienet, Unwissende zu belustigen, und ihnen einzubilden, daß sie physikalische Versuche gesehen, wenn man ihnen mathematische Spielsachen gezeiget hat.

Ist denn aber wohl die Mathematik unnütze, nach deren Lehrsätzen der Kaufmann seinen Reichthum ausrechnet, deren Aussprüche die Fürsten zu Rathe ziehen, wenn sie die Erde unter sich theilen, die durch Einrichtung der Zeit, die Ordnung in den Republiken erhält, die den Schiffer kühn machet, uns die Schätze beyder Indien zu bringen, der wir es zu danken haben, daß wir in festen und bequemen Häusern wohnen, und daß wir ohne Mühe vieles durch Maschinen verrichten können, was unsere eigenen Kräfte übersteigt?

Doch das sind wohl schon praktische Dinge. Aber das dem gelehrten Pöbel so lächerliche a + b wird wohl keinen Einfluß in den Staat haben. Der wird sich nicht um die Republik verdient machen, der über Zirkeln, Parabeln und Hyperbeln zu einer krummen Linie wird. Wie werde ich diesen Einwurf entkräften? Alle praktische Lehren müssen sich auf theoretische Wahrheiten gründen. Man kann die Sätze von einem andern lernen, ohne ihre Beweise mit zu fassen; aber der erste Lehrmeister dieser Sätze würde ohne die Betrachtung nicht darauf gekommen seyn. Hätte weder Euklides, noch ein anderer an seiner Statt, uns die Eigenschaften der Verhältnisse aufbehalten; so würde

uns fast alle Rechnung, der man im Handel nicht entbehren kann, unbekannt seyn. Kein Handwerker brauchet einige Geschicklichkeit, der nicht auch etwas von der Mathematik brauchte. Warum erkennt man dieses nicht? Deßwegen, weil die Sätze der Mathematik so deutlich vorgetragen werden, daß auch mittelmäsige Köpfe sie fassen und gebrauchen können, wenn sie gleich nicht im Stande sind, die Beweise davon einzusehen. Man ist nicht in allen Wissenschaften so glücklich. Manche Gelehrte erhalten nur dadurch ein großes Ansehen, weil sie in einer dunkeln Schreibart Sachen vortragen, die kein Bürger für etwas neues gehalten hätte, wenn sie ihm wären in reinem Deutsche gesagt worden. So werden viele afrikanische Blumen von uns hochgeschätzt, nicht weil sie so schön sind, sondern weil wir sie nur in geheizten Hütten sehen. Der prächtige Aster, dessen Saamen Herr Hebenstreit vor einigen Jahren aus Paris brachte, war kein solcher Zärtling. Er konnte in jedem Lande fortkommen. Er breitete sich auch bey uns aus. Dadurch verlohr er seinen Werth. Unwissende verachten ihn, als eine einheimische und gemeine Pflanze: Nur Kräuterverständige gedenken daran, daß China sein Vaterland ist.

Ueber dieses darf man sich gar nicht einbilden, man könne einen Satz eben so gut in der Ausübung anwenden, man möge ihn mit Beweisen oder ohne Beweise gelernet haben. Oefters findet etwas in einigen Fällen statt; aber wie weit man es als allgemein ansehen könne, muß nur ein Beweiß zeigen. Wo dieser nur fehlet, da werden wir den erkannten Satz unter solchen Bedingungen anbringen, darunter er falsch ist. Mit

wie vieler Arbeit lernen nicht die, denen die Arithmetik ohne Beweise beygebracht wird, solche Rechnungen, die man spielend begreift, wenn sie ein Mathematikverständiger lehret? und wie schwer, wie unmöglich wird es ihnen nicht öfters, sich in Exempeln zu helfen, die ihren oft durchgerechneten Mustern ein wenig unähnlich sind? Nur deßwegen, weil sie nicht wissen, warum sie es bey ihren gewöhnlichen Exempeln so machen, und warum sie es bey den neuen etwas anders machen müssen.

Allein, wenn man also, so wohl in der Mathematik, als in der theoretischen Philosophie, die Betrachtungen noch nicht verwirft, die zum Grunde von Ausübungssätzen dienen, so werden doch diejenigen unnütz seyn, derer Anwendung niemand zu zeigen fähig ist. Wer diesen Einwurf machet, dem kann zu seiner Beschämung gezeigt werden, daß aus solchen Wahrheiten, die im Anfange ganz unnütz geschienen haben, wichtige Ausübungen sind hergeleitet worden. Es ist eben nicht nöthig, daß der Erfinder einer Wahrheit allemal selbst ihren Nutzen zeige. Die anatomischen Bemühungen eines Ruysch waren nicht unnütz, weil sie erst einen Boerhaave geschickt machten, die Heilungskunst so vollkommen zu lehren. Die Bombe mit Gewißheit zu werfen, ist nöthig, daß man die Bewegung schwerer Körper bestimme. Aber da Galileus dieses that, dachte er nicht daran, daß seine Entdeckung Ludwig dem vierzehnten dienen würde, Algier zu bändigen.

Und warum sollen sich denn nur die Philosophen, nur die Mathematikverständigen, mit solchen Sätzen beschäf-

beschäftigen, die von augenscheinlichem Nutzen sind? Als wenn ein Gottesgelehrter sich nicht über viele Wahrheiten Mühe gäbe, in denen er ohne Verlust seiner Seligkeit unwissend seyn könnte? Als wenn ein Schüler der Rechte nicht viele Sachen lernte, die er in seinem Leben nicht vor Gerichte braucht? Als wenn ein Arzt sich mit keiner Erkenntniß beschäftigte, davon er nicht deutlich einsehe, er werde sie wider eine Krankheit anwenden können? Ihr verdient nicht den Namen der Gelehrten, niederträchtige Seelen, die ihr unter dem Vorwandte, nichts unnützes zu lernen, euch nur die Mühe ersparen wollet, eure Kräfte anzustrengen. Ihr seyd noch unter den Handwerkern; denn auch ein Handwerker erwirbt sich öfters Geschicklichkeiten, die er bey seinen Verrichtungen nicht ganz nothwendig brauchet.

Eine Wahrheit mag so unnütz zu seyn scheinen, als sie will, so üben wir unsern Verstand in ihrer Untersuchung. Und es ist allezeit vortheilhaft, unsern Verstand zu üben. Wir üben uns in der Erfindungskunst an Wahrheiten, die eben nicht so gar wichtig sind; aber wir erwerben uns dadurch die Fertigkeit, nützliche Sachen zu entdecken. Manchem wird wohl die Zeit sehr übel angewandt zu seyn scheinen, die Archimedes gebraucht hat, auszurechnen, wie viele Sandkörnchen eine Weltkugel ausfüllen: Allein eben der Geist, der sich hiemit bemühet, eben der, welcher die Länge des Zirkels, und die Fläche der Parabel, und die Verhältniß der Kugel zur Walze bestimmt hatte, mußte Syrakusa durch die sinnreichsten Erfindungen nützen und es vor den Feinden beschirmen. Der Soldat

brachte ihn vielleicht um, da er auf eine neue Maschine zum Verderben der Römer sann, und er starb mit eben dem Verdienste um den Staat, als wenn sein Blut die Mauern besprützt hätte. Wenn man sich also mit Erkenntniß der Wahrheit beschäftigt, so hat man zwar auf Dinge zu sehen, welche Nutzen bringen, aber man darf nicht alles verwerfen, von dem nicht gleich ein Vortheil in die Augen fällt. Man ahme den Liebhabern der Bergwerke nach. Ihre Sammlungen zeigen nicht nur reichhaltige Stufen, sondern auch Bergarten, die sich nur durch Gestalt und Glanz schätzbar machen, und sie sind zufrieden, wenn ihnen die Hoffnung und die Unkosten vieler Jahre nur zuletzt mit Ausbeute belohnet werden.

Vielleicht sind die wichtigsten Sachen nicht von Philosophen, sondern von Ungelehrten entdeckt worden. Swift glaubet eine Spötterey vorzubringen, wenn er die Anmerkung machet: Wir hätten solche vortreffliche Erfindungen, als das Schießpulver, die Buchdruckerey, der Compaß sind, den dunkelsten Zeiten und dem dummsten Volke, den Deutschen, zu danken. Ich scheue mich nicht, den Namen dieses Volkes auszuschreiben: Er hat es unterlassen, ich weiß nicht, ob dieses seine Furcht oder seine Scharfsinnigkeit anzeiget. Wenn er die Deutschen für dumm hält, so geschieht es vielleicht deßwegen, weil sie zu der Zeit die Erkenntniß der Natur und der Kunst höher gebracht haben, da sich Engelland und Frankreich und Italien über scholastische Spitzfündigkeiten die Köpfe zerbrachen. Soll ich nun entscheiden, ob die Philosophen oder andere die meisten Entdeckungen gemacht

haben;

haben; so wird nöthig seyn, daß ich meinen Begriff von den Philosophen erkläre. Der heißt bey mir kein Philosoph, der den Schöpfer und die Werke des Schöpfers nur aus Büchern kennen lernet, welcher Lehrlingen, die ein wenig unwissender sind, als er, fast alles beybringt, was er kurz zuvor aus mündlichem Unterrichte oder aus Schriften auswendig gelernt hat. Aber ein Kaufmann, der bey überhäuften Verrichtungen seinem Vergnügen die Zeit raubet, die er mathematischen Wahrheiten schenket; ein Hauswirth, der auf die Wirkungen der Natur mehr Achtung giebt, als er zu den gemeinsten Verrichtungen der Haushaltung nöthig hätte; ein Künstler, der das, was bey seiner Kunst merkwürdiges vorkömmt, genauer betrachtet, als andere seines gleichen; kurz, jeder, der sich am Erkenntnisse der Wahrheiten vergnügt, wird ein Philosoph seyn. Man bilde sich ein, daß ein Bootsknecht ein dünnes Stückchen Eisen mit dem Magnete bestrichen, vielleicht damit es kleinere Stückchen an sich ziehen sollte, daß er angemerkt, wie dieses Eisen, wenn es einige Freyheit gehabt, sich zu bewegen, sich nach einer gewissen Gegend gerichtet, und hiedurch auf den Compaß gerathen. Ich sage, dieser Bootsknecht sey ein Philosoph gewesen: Denn wäre er keiner gewesen, so würde er sich die Zeit mit dem Trunke oder mit dem Spiele, und nicht mit Betrachtung des Magnets vertrieben haben.

Ich setze hinzu, daß, wenn ein ganz Unwissender eine Entdeckung machet, so wird sie doch nicht von ihm, sondern nur von dem Philosophen können genützet wer-

 den.

den. Manche merkwürdige Begebenheit in dem Feldbaue, in der Gärtnerey, in andern Künsten ist den schlechtesten Leuten bekannt; aber sie gleicht einem rohen Edelsteine, den sein unwissender Besitzer weder schätzen noch vollkommen machen kann, und der darauf wartet, daß eine geschickte Hand ihm Glanz und Kostbarkeit gebe. Die Erkenntniß von dem Drucke der Luft haben wir zwo Personen zu danken, einem Gärtner und dem Galileus. Der erste konnte durch seine Maschine das Wasser nicht so hoch heben, wie er sich versprochen hatte. Dieß sah er, und weiter war er nichts fähig zu schließen. Der andere leitete aus dieser Begebenheit eine von den schönsten Wahrheiten der Naturlehre her. Das ist es, was Leibnitz saget: **Die Philosophen sind von dem Pöbel nicht darinnen unterschieden, daß sie andere Sachen sehen, sondern daß sie eben diese Sachen mit andern Augen sehen.** (*) Die Gründe ihrer Erkenntniß sind einerley, mit den Sätzen, die alle Leute wissen; aber sie wissen diese Gründe viel besser zu gebrauchen. Sind nun andere Menschen mit ihrer geringern Erkenntniß fähig, ihr Bestes und das Wohl der Gesellschaft zu befördern; wie viel geschickter wird nicht ein Philosoph dazu seyn, der eben diese Erkenntniß und noch eine weit größere hat?

Wenn nur nicht eben diese weit größere Erkenntniß ihn unnütz machte. Wenn er nur nicht seine Pflichten vergässe, indem er Wahrheiten fasset, und viel lernet,

damit

(*) In der Vorrede zu der von ihm 1674 besorgten Ausgabe von Nizols Antibarbaro.

damit er weniger thun darf. Das wenden diejenigen ein, die da behaupten, daß ein Weltweiser

> Versenkt im tiefen Traum nachforschender Gedanken.
>
> Haller.

indem er sich über die Gränzen der Menschheit erhebet, auch vergässe, was er als ein Mensch sich und andern schuldig sey. Sie geben vor, es wäre vielleicht besser für Danzig gewesen, wenn sein Rathsherr Hevel (*) nicht lieber auf die Veränderungen des Himmels, als auf das Beste der Stadt Achtung gegeben, und ein Gesandter, der nicht so gelehrt gewesen wäre, als Grotius, würde Frankreichs Vortheile in Schweden weit mehr beobachtet haben. Wie viel dergleichen besondere Anklagen gegründet sind, will ich nicht untersuchen. Davon sehe ich noch keinen Beweiß, daß es der Philosophie eigen sey, ihre Liebhaber von Geschäfften abzuziehen. Giebt es nicht genug Leute am Hofe und in der Stadt, die, ohne daß sie wissen, was Metaphysik und Geometrie sind, über Spielen, Gastereyen und anderen Ergötzungen ihr Glücke und ihre Pflichten versäumen?

(*) Hevel wird Consul Gedanensis genannt, z. E. vor den Excerptis ex litteris ad Io Heuel. die Olhof 1683 zu Danzig herausgegeben; Aúf der Selenographie und dem Prodromo Cometico hat er nur seinen Namen angezeigt. Auf einer ihm zu Ehren verfertigten Schaumünze heißt er auch Consul. Köhler beschreibt diese Münze, Münzbel. 1735. 39 St. und erklärt die Benennung für einen Irrthum, weil Hevel nicht Bürgemeister gewesen. Aber Gottsched hat mir, eben auf Veranlassung dieses Titels vom Hevel, erzählt: Die Danziger Rathsherren wollten sich nicht Senatoren nennen, weil dieser Titel in der Republik, unter deren Schutze sie stehen, was Grosses bedeute, und nennten sich also consules, a consulendo.

säumen? Auch in löblichen Sachen kann man zu viel thun. Der Philosoph, den die Vorsicht beruft, das Glück seiner Bürger in öffentlichen Aemtern zu befördern, der opfere dem allgemeinen Glücke sein einzeles, die Untersuchung der Wahrheit, auf.

Aber die alten Philosophen haben das Gegentheil gelehrt. Sie haben behauptet, man müsse sich der Welt entziehen, seinen Betrachtungen nachzuhängen, und sie haben dieses wirklich gethan. Hierbey finde ich noch viele Zweifel. Die angeführte Lehre ist nicht von allen Secten angenommen worden. Wenigstens war Aristoteles wohl kein Feind der menschlichen Gesellschaft, der Aristoteles, den man als den Vater aller philosophischen Schulfüchse ansieht, und der doch deßwegen getadelt wurde, weil er einen Putz erwählte, der einem Hofmanne anständiger zu seyn schien, als einem Philosophen. Wenn er so eine große Glückseligkeit in der Betrachtung der Wahrheit gesetzt, so hat er deßwegen die Ausübung der Tugend nicht verboten. Die Stoiker haben eben deßwegen so viel Beyfall bey den römischen Rechtsgelehrten gefunden, weil sie ihre Schüler nicht von dem gemeinen Wesen abzogen. Unter denen aber, welche diesen Satz gelehrt, werde ich vielen noch den Namen der Weltweisen streitig machen. Ich werde fragen, wodurch sie denn die Gründe der Wissenschaften befestigt, oder das Gebäude der uns bekannten Wahrheiten, vergrößert haben? Bis ich davon Proben sehe, werde ich sie nur den heiligen Müßiggängern gleich schätzen, die in die Einöde liefen, weil sie glaubten, Gott werde sich ihnen besser allein, als einer ganzen Menge Volks offenbaren, und

deren

deren Betrachtungen weiter keinen Nutzen hatten, als daß sie durch ihre Träume sich und andere verwirrten.

Und sind denn auch alle diese Philosophen so große Menschenfeinde gewesen, wie sie es haben scheinen wollen? Wäre das wohl die einzige Lehre gewesen, die ihr Mund vertheidigt und ihr Herz bestritten hätte? Man weis ja wohl die Gewohnheit der alten Weltweisen, durch wunderbar klingende Sätze sich ein Ansehen zu machen? Und vielleicht war die Begierde, ihren Betrachtungen nachzuhängen, nur ein Vorwand. Vielleicht verachteten sie die Welt, weil die Welt, sie verachtete. Oder es war ein Eigensinn, der ihnen die Menschen verhaßt machte; es war eine Nachläßigkeit, die sie hinderte, für ihr Glücke zu sorgen; Fehler, die sie haben konnten, ohne Philosophen zu seyn.

Man irret sich, wenn man glaubet, der Wahrheit nachzuforschen und seine Pflichten auszuüben, wären zwey einander entgegen gesetzte Geschäffte; oder vielmehr, niemand könne das erste thun, der nicht von dem, was man eigentlich Geschäffte nennet, müßig sey. Wofern die Naturgeschichte des ältern Plinius, das Werk, welches uns das Schicksal von seinen Schriften allein, nur darum überlassen, weil es schon genug ist, ihn unsterblich zu machen; wofern dieses Werk, sage ich, mir das Recht giebt, seinen Verfasser unter die theoretischen Philosophen zu zählen: so kann ich diesen, als ein Beyspiel anführen, meine Meynung zu behaupten. Man lese, was sein Vetter, der jüngere Plinius, im fünften Briefe des dritten Buchs, von ihm schreibt, so wird man sehen, wie die Liebe zu den Wissenschaften einen Mann seine Zeit

brauchen gelehrt, den seine Bedienung und die Freundschaft der Großen, dem Studiren gänzlich zu entziehen geschienen. Und wenn die Lebensart des Plinius uns etwa noch zu ruhig zu seyn scheint, so denke man an den Grafen von Marsigli, der den Stoff zu seiner Beschreibung des Donauflusses, nicht etwa auf einer neugierigen Reise, sondern in einem blutigen Feldzuge gesammlet hat. Wie oft hat er nicht das Schwerdt mit dem anatomischen Messer vertauscht! Wie oft hat er nicht die Lage eines Ortes, oder eine Merkwürdigkeit der Natur zu beobachten, sich in Gegenden gewagt, wohin der Philosoph nicht gegangen wäre, wenn ihn nicht der Held begleitet hätte! Wie viel Entdeckungen hat er nicht gemacht, die noch ietzo, da er sie gemacht hat, manchem Gelehrten, der in seiner Studierstube, mit aller Bequemlichkeit und Zeit, die ganze Natur, seinen Gedanken nach, hat kennen lernen, unbekannt sind.

Ist denn aber durch die Weltweisen dem Staate einiger Schade geschehen? Hat ein Fürst seine Unterterthanen mit neuen Schatzungen beschwert, eine Akademie der Wissenschaften zu unterhalten? Sind Reyhen von Häusern niedergerissen, Befestigungen gesprenget worden, um an ihrer Stelle astronomische Thürme hinzusetzen? Hat einer von den beyden Alexandern, der Grieche oder der Schwede, sich seinen Unterthanen entrissen, Völker, die kaum seinen Namen kannten, bekriegt, und die Welt in Flammen gesetzt, um Entdeckungen in der Naturlehre oder Sternkunst zu machen? Nein, der Philosoph hat viel zu wenig Begierden, in der Republik Unordnungen anzurichten.

Wenn

Wenn er sich um sie bekümmert, so geschieht es zu ihrem Vortheile.

Denn wer ist so unwissend in den Geschichten, daß er ein Verzeichniß von den Weltweisen verlangete, deren Verdienste um den Staat merkwürdig sind? Mehr der Mangel an Nachrichten, als an Beyspielen, würde vielleicht jemand nöthigen, dieses Verzeichniß von dem Orpheus anzufangen, der nicht nur die wilden Völker gebändigt und sie zu Menschen und zu Bürgern gemacht, sondern der auch den Ursprung der Dinge, die Ordnung der Natur, und die Eigenschaften der Gottheit untersucht hat.

Vielleicht gehöret dieses Exempel zu dem fabelhaften Zeittheile in den Geschichten der Weltweisen, die der Republik genützt haben. Ich kann andere anführen. Man weis, daß Magdeburg an seinem Guericken, Amsterdam an seinem Huddenius und Witten, Männer gehabt, die zugleich das Glück ihrer Mitbürger, und das Reich der Wissenschaften vergrößerten. Man kennet die Verdienste eines Baco von Verulamio um die Naturlehre und um Brittannien. Und eben dieses Brittannien erinnert mich an seinen Locke, der in das Innerste unsers Geistes, an seinen Newton, der in das Tiefste der Natur eingedrungen ist. Wäre der Letzte nur geschickt gewesen, allein Lichtstrahlen zu zergliedern und unendlich kleine Größen abzumessen; so hätten ihn wohl die Lehrer seiner hohen Schule nicht allemal erwählt, ihre Rechte auf den Reichsversammlungen zu beobachten, und er hätte sich seinen Untersuchungen nicht entrissen, seinem Vaterlande, als Aufseher über die Münze, die wichtigsten Dienste zu leisten;

sten; Dienste, die vielleicht eben so kostbar, als wichtig sind, wenn man die Wahrheiten bedenkt, die sie uns geraubet haben. Locke ward von seinem Könige geschickt geachtet, Gesandtschaften zu verwalten; man zog ihn in eine Gesellschaft, die für die Aufnahme der Handlung und der amerikanischen Pflanzörter sorgen sollte, und die erfahrensten Kaufleute sind erstaunet, daß ein Mann, der beständig den Wissenschaften obgelegen, solche Sachen tiefer und gründlicher einsah, als sie, damit sie sich ihre ganze Lebenszeit beschäfftiget hatten. Hält man nun das noch für eine leere Betrachtung, was ich im Anfange meiner Abhandlung vorgebracht habe, daß die Uebung, von theoretischen Wahrheiten zu denken, auch so viel Einfluß in praktische Ueberlegungen habe? Man findet die Beyspiele von so nützlichen Philosophen nicht nur in der glücklichen Insel, wo die Vornehmen und Reichen gelehrt, und die Gelehrten reich und vornehm sind. Auch außer derselben sind sie nicht ganz unbekannt; nur sind sie da seltener. Vielleicht liegt die Schuld an den Philosophen, indem sie keine Lust haben, eine Geschicklichkeit zu zeigen, die ihnen ihr ruhiges Ergötzen an den Wissenschaften rauben würde: vielleicht an dem Vaterlande, das seine Söhne nicht kennt, und an denen, die die Gelehrsamkeit verachten, weil sie von den Mitteln, einen Staat glücklich zu machen, so wenig Kenntniß haben: als von theoretischen Wissenschaften. In den Ländern, deren kluge Einrichtung wir so sehr bewundern müssen, als ihre Gelehrsamkeit, in Griechenland und Rom, bereiteten sich die vornehmsten Bürger dadurch, dem Staate

zu

zu dienen, daß sie die Meßkunst und Philosophie trieben. Und ist nicht noch eine ähnliche Gewohnheit in Frankreich und Brittannien, in den beyden Ländern, die das sind, was sonst Griechenland und Rom war, die Europa durch die Gelehrsamkeit unterrichten, und durch ihre Macht und Klugheit regieren? Mitten unter den Siegen, die einen Friedrich Wilhelm groß machten, dachte er an die Stiftung einer Akademie der Wissenschaften; und ein Sohn, der dieses Vaters werth war, beschäfftigte sich mit Ausführung dieses Vorhabens eben da, da er sich die Krone aufsetzte. Er zeigte Europa, in der Zeit von einem halben Jahre, einen neuen Sitz der Gelehrsamkeit und ein neues Königreich. Dem Regenten, der fast noch zu unsern Zeiten seine Unterthanen in gesittete Völker, und sein fast unbekanntes und verachtetes Land, in eines der merkwürdigsten und mächtigsten Reiche verwandelt hat, dem haben wir es zu danken, daß uns jetzo die tiefsinnigsten Wahrheiten aus einer Gegend bekannt werden, wo man vor 50 Jahren noch kaum denken konnte. Auch Dreßden würde ein Sitz der Wissenschaften geworden seyn, wofern es nicht die Unruhen des Krieges, die stets den Musen so zuwider sind, verhindert hätten. Das war die Absicht, die der Freund des Czaars, der gleich große Geist hegte, dessen Namen die Naturforscher, wie des großen Ludwigs Namen in den entferntesten Welttheilen ausgebreitet haben, der aber nicht nur, wie Frankreichs Ludewig ein Beförderer, sondern selbst ein Kenner der Wissenschaften war, und dessen Verlust die Gelehrsamkeit und die Wohlfahrt Sachsenlandes würde untröstbar gemacht

haben, wenn nicht ein zweyter Friedrich August seine Stelle ersetzt hätte. Die verstorbene Königinn von Engelland schätzte sich für glücklich, daß Newton und Clark zu ihren Zeiten lebten. Die wichtigsten philosophischen Schriften, die uns Leibnitz hinterlassen, haben wir entweder ihr oder dem Eugen zu danken, denen zu gefallen sie sind aufgesetzet worden. Auch die Monarchen, die ich kurz zuvor erwähnt habe, sind Leibnitzen gnädig gewesen. Wir können niemals an den größten Philosophen gedenken, ohne unter seine Freunde die gelehrteste Königinn, die besten Regenten, und die tapfersten Helden zu zählen: Denn für einen solchen Geist sind solche Freunde nicht zu hoch.

Ich würde nicht aus meinem Vaterlande gehen dürfen, Fürsten zu suchen, welche den Werth der Wissenschaften erkennen und belohnen: Doch wie die Geschichtschreiber insgemein erst durch den Tod der großen Herren beherzt werden, ihre Fehler zu entdecken, so bin ich im Gegentheile zu furchtsam, die Vollkommenheiten der Prinzen zu erheben, die uns noch gegenwärtig sind, und uns daher desto lebhafter rühren. So viel Eindruck machet derjenige nicht in uns, der die Sorge für unser Glück schon einige Zeit einem andern überlassen hat: Ich bin also kühner, mich an sein Lob zu wagen; denn man wird nicht so scharf beurtheilen, wie weit mein mattes Lob unter seinen Verdiensten stehe.

Das gegenwärtige Jahrhundert hat alle die mächtigen Liebhaber der Wissenschaften gesehen, die ich erzählt habe. Wenn würde ich aber aufhören können, wenn ich sie alle, nur vom Julius Cäsar an bis auf den großen Leopold nennen wollte?

Ver-

Vergnügen am Erkenntnisse der Wahrheit! Vergnügen! das alle sinnliche Reizungen übersteigt, das jeder Geist fühlet, wenn er werth ist, ein Geist zu heissen: Solltest du wohl der menschlichen Gesellschaft unnütz oder schädlich seyn? Nein, sonst hätte dich der Schöpfer nicht in uns gelegt, der Schöpfer, der alles in der Welt zur Vollkommenheit des Ganzen richtet, und uns durch eben die Triebe unsere Pflichten lehret, in deren Erfüllung er unser Glück gesetzt hat.

III.

Gedächtnißrede auf M. Theodor Lebrecht Pitscheln,

Bey einer öffentlichen Zusammenkunft der deutschen Gesellschaft zu Leipzig 1743 gehalten.

Dieser Tag, (*) welcher der dankbaren Erinnerung eines Wohlthäters gewidmet ist, sollte für unsere Gesellschaft mehr ein Tag des Vergnügens, als des Schmerzens seyn. Zwar, an den Verlust wohlverdienter Männer kann man niemals ohne einige unangenehme Empfindung gedenken, auch wenn er schon lange

(*) M. Friedr. Wilh. Stübner hatte der Gesellschaft ein Vermächtniß hinterlassen, und es ward die Verfassung gemacht, daß zu dessen Andenken jährlich eine öffentliche Zusammenkunft gehalten werden, und auch die Aufnahme neuer Mitglieder dabey geschehen sollte. M. Pitschel war von mir an einem solchen Tage, das Jahr zuvor, aufgenommen worden.

lange vorbey ist: Aber, wenn wir der Weisheit folgen, so mäßigen wir diese unsere Empfindungen, und an statt ihn müßig zu beweinen, strengen wir unsere Kräfte an, ihn zu ersetzen. Darum hat die Gesellschaft jährlich Stübnern eine Gedächtniß- und keine Trauerrede verordnet, und geglaubt, neu eintretenden Mitgliedern ihre Pflichten desto lebhafter zu zeigen, wenn sie ihnen ein solches vortreffliches Muster zu Gemüthe führete. So ist die Feyer dieses Tages von der Gesellschaft angeordnet, und einige mal gehalten worden. Doch besiehlt uns die Weisheit, nicht alles mit einer stoischen Gleichgültigkeit anzusehen, so wird man uns auch nicht für allzuweichlich halten können, wenn wir heute eben dieser Feyer nicht so vergnügt, als sonsten beywohnen. Es ist nicht nur das Andenken eines längst verblichenen Mitgliedes, dessen wir uns ietzo mit gelassenem Gemüthe erinnern; Es ist eine Menge von kaum verharschten Wunden, die wir zugleich wieder aufreissen. Die Gesellschaft hat in einer Zeit von einem halben Jahre mehr und wichtigere Mitglieder verlohren, als sie in drey Jahren erhalten hat; ohne daß ietzo der Beytritt einiger neuen Mitglieder sie für wirklichen Verlust auch nur mit Hoffnung tröstete. Ich habe ietzo nicht die völlige Größe dieses Verlustes vorzustellen: Ich soll nicht von denjenigen Männern reden, deren Stand und Ansehen unserer Gesellschaft so viel Ehre, deren Fleiß und Einsicht der deutschen Gelehrsamkeit so viel Vortheil gebracht hat: (*) Mein Gegenstand ist ein Mitglied, welches zwar vieles schon ge-

(*) Dieses gehet vornehmlich auf Drollingern, der nur vor kurzen gestorben war.

geleistet, aber doch das meiste nur noch hoffen lassen; Seinen Verdiensten ist gegenwärtige Gedächtnißrede desto eher zu gönnen, weil ihm ein zu frühzeitiges Schicksaal nicht erlaubt hat, sich selbst bekannt genug zu machen. Der wohlselige Herr M. Theodor Lebrecht Pitschel ist es, dessen Andenken ich gegenwärtig einige Minuten zu widmen habe. Da ich dieses Amt auf mich genommen, suche ich zugleich einer Pflicht gegen die Gesellschaft und einem Triebe der treuesten und zärtlichsten Freundschaft genug zu thun. Beyde diese Absichten habe ich vor mehr, als einem Jahre mit Vergnügen erfüllt, da ich den Verstorbenen unter unsere Mitglieder aufnahm: Wie gern wünschte ich, daß sie sich nicht auf eine mir so schmerzliche Art wiederum vereinigten! Sie werden, hochgeneigteste Anwesende, ihr Mitleiden gegen die Gesellschaft, und ihre Gefälligkeit gegen den Redner nicht deutlicher zeigen, als wenn sie mir auf eine kurze Zeit ein geneigtes Gehör gönnen. Vielleicht ist dem größten Theile unter ihnen der Verstorbene bekannt gewesen: Von diesen bin ich versichert, daß sie ihn für werth halten, seinem Andenken auch ietzo einige Augenblicke zu verstatten; die übrigen werden aus meiner Rede urtheilen können, ob er dieses verdiene. Denn ich werde mich bemühen, sie zu überführen, daß ich nicht nur als ein Freund von ihm, sondern auch als ein Freund von der Wahrheit rede.

So wenig das Geschlecht eines Gelehrten etwas zu seinen Verdiensten beyträgt, so billig ist es, sich seiner Eltern wenigstens alsdenn zu erinnern, wenn man ihrer Klugheit und Sorgfalt einen Theil seiner erlangten

Vollkommenheiten zu danken hat; und daß dieses bey den Eltern des Wohlseligen statt finde, haben mich seine eigene Nachrichten versichert. Sein Vater ist zu Tautenburg, im Voigtlande Prediger gewesen, und ihm schon vor einigen Jahren entrissen worden. Die Mutter hingegen hat den Tod eines Sohnes erleben müssen, der die Wirkungen ihrer Treue und Liebe beständig desto stärker empfunden, ie mehr er dieselben verdiente. Das sechzehende Jahr ietzlaufenden Jahrhunderts brachte ihn zur Welt. Eine so tugendhafte Auferziehung, als sich bey dem Stande seiner Eltern natürlicher Weise vermuthen läßt, ward mit so viel Unterrichte in den Anfangsgründen der Gelehrsamkeit vergesellschaftet, als man in den zärtesten Jahren fassen kann. Zum Beweise dieses dienet, daß er aus dem Hause seiner Eltern im 13 Jahre in die Schulpforte aufgenommen worden. Man weiß, daß diese berühmte Fürstenschule, so wenig ganz Unwissende zu Lehrlingen aufnimmt, so wenig sie ihre Lehrlinge ungeschickt in die Welt sendet. Hier arbeitete der Fleiß ihrer Lehrer, ins besondere Freytags, Henschels und Hübschens mit Vergnügen an einem Schüler, der ihre Bemühungen, theils durch die Ehre, die er ihnen, theils durch den Nutzen, den er den Wissenschaften bringen sollte, aufs angenehmste zu belohnen versprach. Alle die, so den Wohlseligen daselbst gekannt, erwähnen ihn niemals, ohne ihm einen besondern Vorzug vor seinen Mitschülern beyzulegen, welches desto merkwürdiger ist, da an diesem Orte ein so großer Hause fähiger und fleißiger junger Leute unterwiesen wird. Nach der vernünftigen Lehrart, die da eingeführt ist,

würden

wurden ihm die Sprachen des weisen Alterthums zugleich mit seinen Werken bekannt, und er lernte nicht nur die Wörter der Griechen und Römer, sondern er machte sich auch ihren Geist eigen. Da er sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, so wendete er hierbey seinen Fleiß auf die Mundart, in welcher die Bücher aufgesetzt sind, die alle menschliche Schriften an Alter, wie an Heiligkeit übertreffen. So groß aber sein Eifer in Erlernung dieser todten Sprachen war, so wenig vergaß er diejenigen, die ietzo eine nicht geringe Stelle unter den gelehrten Sprachen verdienen. Er behielt bey allen seinen Beschäfftigungen noch Zeit übrig, sich des Unterrichts zu bedienen, den man in eben dieser Schule im Französischen und Italienischen haben kann. Mit diesen Vorbereitungen kam er nunmehr vor 8 Jahren nach Leipzig, mit der Fertigkeit in den gelehrten Sprachen, mit der Kenntniß in den Geschichten und Alterthümern, die auf hohen Schulen voraus gesetzt wird. Waren seine Lehrmeister zu klug gewesen, ihn eine Metaphysik auswendig lernen zu lassen, wie von gewissen Schullehrern zu geschehen pflegt, die eben durch dergleichen Verfahren zeigen, daß sie nicht so große Philosophen sind, wie sie sich einbilden; so hatten sie ihm im Gegentheil gewiesen, wie wir von den Alten nicht nur uns zierlich ausdrücken, sondern auch vernünftig denken lernen.

Es ist bekannt, daß bey uns die vernünftige Gewohnheit herrschet, einen Theil des erstern akademischen Fleißes der Philosophie zu widmen. Daß aber der Wohlselige dieses nicht als eine Gewohnheit mitgemacht, sondern aus Ueberlegung gethan, urtheile ich

aus der Art, wie er es vorgenommen. Die meisten, wenn ihr Fleiß noch so groß ist, die Lehrstunden ordentlich zu besuchen, und was ihnen gesagt wird, zu behalten, sind vergnügt, wenn sie sich die Sätze eines einzigen Weltweisen ins Gedächtniß gepräget haben. Der Wohlselige war anders gesinnt. Wie ihn der Ruhm unsers Herrn Prof. Müllers an sich zog, so war er auch begierig diejenige Weltweisheit kennen zu lernen, die wegen ihrer Neuigkeit von einigen erhoben, von andern verachtet wird, und er erwählte darinne den Herrn Prof. Ludovici zum Anführer, und von seinem besondern Fleiße in der Naturlehre kann Herr Prof. Ludewig, ein Mitglied unserer Gesellschaft Zeugniß ablegen. So machte er sich mit einer durch die Philosophie aufgeheiterten Vernunft an die Erkenntniß der heiligen Wahrheiten, die der Hauptzweck seines Studirens seyn sollten. Ich will die Namen der Anführer, die er hierinnen erwählet, nicht hersagen; Es wird genug seyn, wenn ich melde, daß darunter alle die berühmten Männer gehören, die durch ihren Unterricht in der Gottesgelahrtheit damals der Kirche und unserer hohen Schule nützten: Einige verehren wir noch gegenwärtig, anderer erinnern wir uns, und werden uns ihrer noch lange mit betrübter und vergeblicher Sehnsucht erinnern.

Hierbey suchte er sich unter der Anführung des Herrn Prof. Gottscheds eine Fertigkeit in der deutschen Beredsamkeit zu erlangen. Dieses ist bey uns von den Schülern der Gottesgelehrten nichts ungewöhnliches, da sie die Beredsamkeit zu dem edelsten und wichtigsten Endzwecke brauchen können. Allein ich behaupte, daß

auch ohne diese so lobenswürdige Absicht der Verstorbene diese Redübungen nicht würde als unnütze verachtet haben. Sein Eifer für die Ehre, und das Wachsthum seiner Muttersprache war so groß, als seine Gelehrsamkeit. Denn ich muß doch wohl diese beyden Dinge einander entgegen setzen, weil sie nach dem Urtheile vieler Leute nicht beysammen stehen können. Aber ich getraue mir zu behaupten, daß diese Verächter ihres Vaterlandes alsdenn erstlich das Ansehen haben, von ihrer Muttersprache so niederträchtig zu reden, wenn sie in den Schriften der Alten so viel Belesenheit, in der Gelehrsamkeit der Fremden so viel Stärke besitzen, als mein Freund besessen hat. Aber alsdenn weiß ich gewiß, daß sie ihre Urtheile ändern werden. Denn ietzo kann ich sie mit nichts bessern vergleichen, als mit den kleinen Seelen, die durch Verachtung der Religion ihre Einsicht zu zeigen glauben, und eben dadurch ihre Schwäche entdecken.

Dasjenige, was ich von dem Verstorbenen, in Absicht auf seinen Fleiß in der deutschen Sprache erwähnt habe, macht mir seinen Verlust, insbesondere wegen unserer Gesellschaft empfindlich. Ich darf es, ohne iemanden zu beleidigen, sagen, daß wenige so viel deutsche Gelehrsamkeit, wenn es mir erlaubt ist, diese stolze Redensart zu gebrauchen, mit so viel fremder verbunden. Ich muß mich rechtfertigen, damit es nicht scheine, als ob ich iemanden zu nahe redete. Auch von großen Liebhabern der deutschen Sprache kann man nicht fordern, daß sie mehr Zeit darauf wenden sollen, als ihnen andere nöthigere Beschäfftigungen verstatten, Beschäfftigungen, die ich nach unsern

gegenwärtigen Umständen nöthiger nennen muß, weil man von dem Fleiße, den man auf seine Muttersprache wendet, keinen Vortheil als das bloße Vergnügen und die Hochachtung etlicher Vernünftigen zu erwarten hat. Daher fordert man von niemanden, den Reichthum der deutschen Sprache sich völlig eigen zu machen. Man ist vergnügt, wenn dieser sich mit grammatischen Untersuchungen beschäfftiget, ein anderer in ungebundener Rede angenehm und nachdrücklich spricht, und der dritte mit poetischen Feuer rühret. Und selbst unter diesen, die ihre Muttersprache solchergestalt unter sich theilen, sind wenige, die im übrigen die griechische und lateinische Sprache, die Geschichte und Alterthümer, kurz, dasjenige zu ihrem Hauptwerke gemacht haben, was die stärksten Feinde ihrer Muttersprache gerne allein Gelehrsamkeit nenneten, wenn sie nur das Herze hätten, die Gottesgelahrtheit, die Rechte, die Arztneywissenschaft, die Weltweisheit, so öffentlich aus der Zahl gelehrter Bemühungen auszuschließen, als sie es in ihren Gedanken thun. Was hätten wir uns also nicht von einem Mitgliede versprechen können, das so viel Liebe gegen seine Muttersprache hegte, so viel Haß andere gegen dieselbe bezeigen, um nur das Ansehen der Gelehrsamkeit zu erhalten, die er wirklich besaß. Von dieser Liebe zur deutschen Sprache sind uns nur wenige Wirkungen übrig geblieben. Einige grammatische Abhandlungen, einige Reden und Gedichte, die theils einzeln gedruckt, theils in hiesige Monathsschriften eingerückt worden, (*) dienen

(*) Als: in die critischen Beyträge, und in die Belustigungen des Verstandes und Witzes, wo er sich bey einigen die Namen: M. Tulipe, und M. Steudnizer, der andere gegeben.

nen mehr, uns die Größe unsers Verlusts zu zeigen, als uns deßwegen zu trösten, und unter seinen Papieren ist nur etwas weniges gefunden worden, das so weit ausgearbeitet wäre, daß man es der Welt vorlegen könnte. Eine einzige von diesen Schriften erfordert, daß ich sie insbesondere erwähne. Er hat verschiedene mal Gelegenheit gehabt, in der grammatischen Erkenntniß der deutschen Sprache Unterricht zu geben, und sich hierzu der Sprachlehre des geschickten Henschels bedienet, der sonst sein Lehrer gewesen war, und vielleicht ihm auch einen Theil dieser Liebe zur deutschen Sprache eingeflößt hatte. Bey dieser Gelegenheit setzte er darüber einige Anmerkungen auf. Er erklärte sich gegen mich, wenig Tage vor seinem Ende, daß er diese Anmerkungen, als ein Vermächtniß der deutschen Gesellschaft wollte gewidmet haben. Ich habe eine Abschrift davon, da unter seinen Papieren keine zu finden war, anders woher bekommen, und sie der Gesellschaft überliefert. Wir müssen von diesem Vermächtnisse nicht nach eiteln Eigennutze, sondern nach seinem innerlichen Wehrte, und nach den Umständen dessen, der es uns hinterlassen, urtheilen. Ich weiß, daß sie dieses thun, meine Herren, und daß sie es niemals vergessen werden, Pitschel sey nach Stübnern der erste gewesen, der seine Freundschaft gegen uns auch im Tode bezeigt.(*)

(*) Dieser Aufsatz macht den Anfang des IIII Stücks, von der Deutschen Gesellschaft in Leipzig Nachrichten und Anmerkungen, welche die Sprache Beredsamkeit und Dichtkunst der Deutschen betreffen, Leipz. 1744; bey B. Ch. Breitkopf. Es sind nicht mehr als vier Stück von dieser Sammlung heraus gekommen.

Von des Verstorbenen Einsicht in andern Wissenschaften kann ich nur eine einzige öffentliche Probe anführen. Es ist eine akademische Schrift, von der Nothwendigkeit der Offenbarung, dadurch er sich 1740 den Gebrauch der ihm im Anfange dieses Jahres ertheilten Würde eines Lehrers der Weltweisheit erwarb. Da es mir die Zeit nicht verstattet, von dieser Schrift weitläuftig zu reden, so wage es ich auch nicht, ein Urtheil davon zu fällen, bey dem man der Freundschaft zu viel Einfluß zuschreiben möchte. Man kann sie selbst nachlesen, wenn man sehen will, ob darinnen tiefe und gründliche Schlüsse mit einer vernünftigen Belesenheit unterstützt, und in einer zierlichen Schreibart vorgetragen sind.

Es war kurz nach Vertheidigung dieser Disputation, als sich die Krankheit anfieng, die ihn nachdem hingerissen hat. Die Schwindsucht, das epidemische Uebel der Gelehrten, griff ihn aufs gewaltigste an. Heftige Blutstürzungen, die in kurzer Zeit häufig auf einander folgten, liessen sich weder durch oft wiederholtes Aderlassen, noch durch die strengste Diät, und die heilsamsten Arzneymittel hemmen, und als wenn sie für sich allein nicht furchtbar genug gewesen wären, so gaben sie durch die Stücken Lunge, die sie mit sich herausrissen, den Zustand eines so nöthigen und zärtlichen Theiles zu erkennen. Es ist bekannt, daß bey einem Zustande, wie der seinige ist, die Aerzte Lesen und Nachdenken verbieten. Grausames Verbot für einen solchen Geist! Nur zweyerley bleibt ihm zum Troste übrig; die wenige Zeit, die er noch in seinem Körper zuzubringen glaubt, durch das Bild des Todes,

durch

durch den Schlaf zu vermindern, oder sich mit einem Freunde zu unterreden. Wollte man also wohl die Linderung, welche das Letzte bringen kann, für so geringe schätzen? Auch halte ich die Stunden, die ich damals bey ihm zugebracht habe, nicht für verlohren. Was er da mit gebrochenen Worten vorbrachte, da ihm alle Anstrengung der Gemüthskräfte so sehr untersagt war, enthielt öfters mehr nützliches und wichtiges, als was andere mit vieler Ueberlegung sagen, so, wie auch einer welkenden Rose ihr Geruch angenehmer und durchdringender ist, als eine Menge frischer, aber gemeiner Blumen. Da sich gegen die meisten Leute unsere Hochachtung vermindert, wenn uns ein genauerer Umgang Fehler an ihnen entdeckt, die bey einer größern Entfernung verborgen bleiben, so traf ich im Gegentheil bey ihm desto mehr gefälliges an, je genauer ich ihn kennen lernte. Ich fand mehr Einsicht in die Meßkunst, als man sonst mit so vieler Gedächtnißgelehrsamkeit zu verbinden pflegt, mehr Kenntniß von der Arztneywissenschaft und den Theilen der Naturlehre, die man zu ihr rechnet, als man sonst bey iemanden sucht, der nicht anderer Krankheiten heilen will. Doch was will ich so weitläuftig erzählen? Ich fand in ihm einen Geist von der Art, die es alleine werth sind, Geister zu heißen; Einen eifrigen Liebhaber der Wahrheit, der keine Art von Kenntniß ganz und gar vorbey gelassen, der keinen angenehmern Lohn seines Fleißes gekannt, als die Vermehrung seiner Wissenschaft. Die wichtigsten Sätze der Weltweisheit und Religion dienten uns öfters zur Unterhaltung, und wir machten uns ein Vergnügen, davon in der Sprache und mit der

Freyheit jener glücklichen Insel zu reden, wo so viel tiefsinnige Geister das Reich der Vernunft erweitern, und die Offenbarung vertheidigen. Keiner von uns war ein Freund einer auswendig gelernten Philosophie, und eines Glaubens, der sich auf Vorurtheile stützt. Eine geringe Aufmerksamkeit entdeckte uns falsche Schlüsse, wo die Gedächtnißphilosophen unserer Zeiten Demonstrationen zu haben glauben, aber eine scharfe Prüfung wies uns unendliche Weisheit, wo die Bestreiter der Offenbarung Ungereimtheiten zu finden wünschen. Ein Umstand seines Lebens, den er mir bey den Gesprächen, die wir damals führeten, entdeckt, bringt ihm zu viel Ehre, als daß ich ihn hier verschweigen sollte. Es ist ihm kurz vor seiner Krankheit ein Schulamt in unsern Landen angetragen worden. Er hat einen Vorwand erdichtet, dieses auszuschlagen, weil er damals über zweene Punkte in unsern symbolischen Büchern Zweifel gehabt, (*) und ungewiß gewesen, ob er sich dieselben würde auflösen können, ehe ihn der Antritt seines Amts nöthigte, auf die öffentlichen Glaubensbekenntnisse unserer Kirche zu schwören. Die göttliche Weisheit bediente sich dieses Umstandes, ihn von einem Amte zurück zuhalten, dem er wegen seiner Leibesbeschaffenheit nicht hätte vorstehen können. Er erkannte diese Führung der Vorsicht, und bereuete daher sein Verfahren nicht. Seine Zweifel lösten sich endlich

(*) Ich bin gefragt worden, was das für Punkte gewesen wären, und weil etwa manchem meiner Leser diese Frage auch einfallen könnte (denn ich hoffe auch orthodoxe Leser zu haben) so melde ich hie, daß einer derselben die Rechtmässigkeit der Kindertaufe betraf. Den andern habe ich wirklich vergessen.

endlich auf, und dieses war eine unendlich größere Glückseligkeit für ihn, als der Besitz eines Amtes, wo beständig der ängstliche Widerspruch des Herzens die heuchlerischen Lippen verdammt hätte. Er wußte dabey nicht nur zu denken, sondern auch zu leben, und wich in Unterhaltung einer Gesellschaft in verschiedenen Leibesübungen, in Geschicklichkeiten, die zum Zierrathe und Ausputze einer gründlichen Gelehrsamkeit dienen, wenigen von denen, die über den Uebungen in dergleichen Dingen alles andere versäumen. Man darf sich wegen dieses Lobes, das ich ihm ietzo beylege, nicht auf meine bloße Erzehlung verlassen. Er ist kein solcher Menschenfeind gewesen, daß man nicht noch genug von seinen Bekannten anträfe, die eben dieß bekräftigen werden.

Man kann also leicht urtheilen, wie viel Vergnügen ich nebst allen seinen Freunden empfunden, da sich bey seinem Uebel eine ganz unerwartete Besserung spüren ließ. Ich würde ungerecht handeln, wenn ich verschweigen wollte, daß sich die Vorsicht hierzu der Sorgfalt und Geschicklichkeit seines Herrn Bruders, der sich ietzo in Dresden aufhält, bedienet. Wenn ich von einer Besserung rede, so wird man bey diesen Umständen leichte einsehen, daß darunter eine unvollkommene und zärtliche Gesundheit zu verstehen sey, eben wie man eine zerstöhrte Stadt wieder angebauet nennet, wenn sie sich gleich aus ihren Ruinen nicht mit derjenigen Pracht und Größe erhebt, die sie vormals gezeigt.

In diesem Zustande hat der Verstorbene die meisten seiner Aufsätze, die auch dem Drucke großentheils überliefert worden, verfertiget. Gesetzt, daß man in einigen

gen derselben Merkmale seiner Umstände fände, so wird man doch selbst daraus urtheilen, was er uns alsdenn würde geliefert haben, wenn sein Körper dem Geiste die völlige Stärke gelassen hätte.

Denn wenn man deutlich erkennen will, wie viel ihm von seinen Gemüthskräften geraubet worden, so stelle man sich einen Menschen vor, der sich mit allem Fleiße, und mit aller Geschicklichkeit vorbereitet hat, der Welt nützlich zu werden. Eben zu der Zeit, da er hierzu erst recht Gelegenheit erhält, wird ihm die Erfüllung eines so gerechten, eines so natürlichen Triebes versagt. Das beste, was er hoffen kann, ist, daß nur der größte Theil seiner Bemühungen verlohren ist, daß ein kränklicher Körper seinem Eifer die engsten Schranken setzt, und ihn den Nutzen, den andere stiften, mit einer Misgunst betrachten läßt, die ich wohl nicht für tadelhaft erklären kann: Hierbey schwebet er in der beständigen Gefahr, daß eine kleine Veränderung der Luft, eine geringe Unachtsamkeit, eine allzumenschliche Gemüthsbewegung, seinen ganzen Bau zerstöhren, alle seine Absichten niederreißen, und wenn es mir erlaubt ist, einen heiligen Ausdruck zu gebrauchen, machen kann, daß seiner vergessen werde, wie eines Todten vergessen wird. Dergleichen Betrachtungen sind so fähig, den Geist niederzuschlagen, daß er besonders stark seyn muß, wenn er dabey nur eine mittelmäßige Munterkeit behalten will.

Die Begierde zu leben, die Begierde gesund zu leben, ist allezeit natürlich und unschuldig, auch bey demjenigen, der der Welt schon genug Dienste geleistet hat, der sich die Erinnerung und das Betrauern der

Menschen versprechen darf, und wie eine verblühete Blume, die den Garten einige Tage lang geschmückt hat, deucht mich, noch etwas lobenswürdiges bey demjenigen, der einer Knospe gleicht, die kaum aufgebrochen ist, der noch nicht glaubt, die Absichten erfüllet zu haben, warum ihn der Schöpfer zu einen Einwohner der Erden gemacht hatte. Wird man also wohl den Verstorbenen tadeln, wenn ich von ihm sage, daß er noch länger zu leben gewünscht, da sein Wunsch aus einer so reinen Quelle geflossen? Ich bin nicht fähig, die Empfindungen, die er dabey gehabt, so stark auszudrucken, als er sie selbst in einem sehr rührenden Gedichte ausgedrückt, das er bey den ersten Anfällen seiner Krankheit aufgesetzt. Vergönnen sie mir, M. H. ihnen daraus nur wenige Zeilen vorzulesen:

— Herr, pfleg ich überhaupt vor dem Grabe zu erbeben,
Oder will ich Wurm mich wohl über das Gesetz erheben,
Welches Lüsternheit und Undank deinem Eifer abgedrückt,
Eh dein Cherub noch vor Eden das beflammte Schwerd gezückt?
Nein, gebeut, ich sterbe gern; aber laß mich durch mein Sterben
Für dein niedrigstes Geschöpf nur ein einzig Gut erwerben,
Das sonst nicht erhalten würde. Wie beglückt vergeh ich dann,
Wenn ich, als ein dorrend Kräutchen doch noch brauchbar werden kann.

Doch wir müssen uns dem Willen desjenigen unterwerfen, der die beste Welt nach Gründen regiert, die uns unbegreiflich sind. In seinem Rathe war der Tod meines Freundes beschlossen. Sein Uebel verstärkte sich wieder in den ersten Monaten dieses Jahres, zu einer Zeit, die für seine Umstände besonders gefährlich war. Er sah seinen gewissen Tod viele Tage vor Augen. Der Mangel des Luftschöpfens, der aus einer

gröſ-

größtentheils verzehrten Lunge entsteht, eine Angst, von der man sich durch Hülfe der Zergliederungskunst nur ein schwaches Bild machen kann, quälte ihn so lange und so heftig, daß er bey ganz fremden und unempfindlichen Personen Mitleid erregte. Diese Umstände, an statt, daß sie ihn zu einer strafbaren Ungedult hätten verleiten können, wurden von der unendlichen Weisheit als Mittel gebraucht, ihm den Augenblick erwünscht vorzustellen, der ihn davon befreyen sollte. Er erwartete diesen Augenblick mit einer Gelassenheit, von der ich zu wenig sagen würde, wenn ich sie nur philosophisch hieße. Nein, man vergönne mir, ihr den gehörigen Namen zu geben, und sie christlich zu nennen. Er war von der Nothwendigkeit und Wahrheit der Offenbarung überzeugt, er hatte sich mit einer aufgeklärten Vernunft zu jenen höhern Lehren geschickt gemacht, und wenn ich den Empfindungen, die damals in mir erregt worden, wenn ich den Erklärungen meines sterbenden Freundes trauen darf, so unterstützte ihn eine Kraft, die höher ist, als die alsdenn unterliegende Natur.

So erfolgte sein Ende den 8. May dieses Jahres. Wir können es nur in Absicht auf andere, denen er noch genützt hätte, zu frühzeitig nennen. Denn er war dazu bereitet. Wenn ihm die Vorsicht nicht verstatten wollen, einen so großen Ruhm durch gelehrte Bemühungen zu erhalten, als er wirklich hätte erlangen können, so hat sie ihm statt dieser eitlen und eingebildeten Unsterblichkeit, eine andere ertheilt, die unendlich vollkommener und glücklicher ist.

IIII.

IIII.

Moralische Insektenbetrachtungen.

1.

Man taucht den Finger in Wasser, darinnen Blumen eine Zeit lang gestanden haben: Man streicht das Tröpfchen, das den Finger benetzt, auf ein Glas ab, und betrachtet solches durch das Vergrößerungsglas. Wenn das Tröpfchen dem Kopfe der kleinsten Stecknadel gleicht, so übersieht man etwa so viel davon, als die Spitze betragen möchte, das ist, man übersieht eine See, in der unzählbare Würmchen schwimmen; wie unruhig sind diese Geschöpfe nicht! wie listig und eifrig auf ihren Raub, wie sicher, obgleich ihr Meer in wenigen Minuten vertrocknen, ob man sie gleich bald tausendweise mit dem Finger wegstreichen wird.

Der Wassertropfen ist unsere Erdkugel; das Räumchen von ihm, das wir übersehen, Europa. Was versichert uns, daß uns ietzo nicht vielleicht ebenfalls ein größeres Geschöpfe durchs Mikroskopium betrachtet, dessen Augenblicke unsere Menschenalter sind? Und wie, wenn es diesem Geschöpfe einfiele, uns wegzustreichen.

Diese Furcht ist vergebens. Unser Daseyn ist keinem Geschöpfe unterworfen. Wir stehen unmittelbar unter dem Schöpfer. Warum? Wir besitzen Vernunft. Was heißt das? Würde wohl das große Geschöpfe durch sein Mikroskopium in Europa was anders

sehen,

sehen, als wir im Wassertroffen? Sorgfalt für den Unterhalt seines Leibes, List und Macht, andere zu bevortheilen und zu überwältigen, Vorstellungen und Absichten, die sich nicht weiter, als auf eine sehr kleine Zeit, und einen sehr engen Raum erstrecken; das macht der meisten Menschen Vernunft aus. Gewürme zeigen alles dieses; Warum wollen die Menschen was wichtigers seyn?

2. Ein Anfänger in der Insektenkenntniß fütterte die ungestalte Bärraupe, nur zu sehen, was für eine Mißgeburt von einem Schmetterlinge daraus werden würde? Die bunte Krautraupe schien ihm viel was schöneres zu versprechen. Wie bewunderte er nicht die Pracht des Nachtvogels aus der Bärraupe, und wie dauerte es ihn nicht, daß er bis auf das folgende Jahr der Krautraupe weißen Schmetterling erwartet hatte?

Wir sind ietzo in unserm Raupenstande. Die Anmerkung ist alt. Vielleicht ist der Zusatz auch nicht neu: Man darf von der äußerlichen Gestalt der Raupe nicht auf den Schmetterling schließen.

3. Nein! die Insekten haben keine Vernunft, wenigstens keine menschliche. Sie legen ihre Eyer in welkende und mit wenigem Safte versehene Theile der Pflanzen. Sie befürchten, ein zu starker Zufluß des Saftes möchte den Jungen schädlich seyn. Die tummen Thiere! Eltern unter den Menschen haben ja die ganze Elternpflicht vollkommen erfüllt, wenn sie ihre Kinder in allem Ueberflusse erziehen, und ihnen fein viel Vermögen hinterlassen können.

4. Geschöpfe, die durch ihr seltsames Ansehen Kindern ein Grauen erwecken, das auch Erwachsene in

sich

sich nicht völlig dämpfen können, von denen manche giftig sind, und dadurch alle übrige unschuldige, als giftig in Verdacht bringen; die ihres gleichen, wenn sie auch von einer Familie wären, aufs feindseligste bekämpfen; die mit der größten Kunst aus sich selbst Gewebe machen, blos das nichtswürdigste Ungezieser darinnen zu fangen, was sind das? Unter den Insekten Spinnen, unter den Menschen Philosophen.

5. Ich finde einen Theil der Gelehrsamkeit, der mit der Insektenkenntniß ungemein viel ähnliches hat, die philosophische Historie. Wie sorgfältig ist nicht der Insektenforscher, die kleinsten Gewürme zu untersuchen? mit wie vieler Arbeit reißt er sie nicht aus der Dunkelheit heraus, in der sie ohne seine Mühe bis ans Ende der Welt würden gesteckt haben; wie genau beobachtet er nicht ihre seltsame Lebensart, ihre Kriege untereinander die Menge ihrer Brut, von der in wenig Tagen nicht eines mehr zu finden ist, und die großentheils nicht in der Welt zu seyn scheint, den Menschen viel zu nutzen, wenn sie nur nicht da ist, ihm zu schaden? Man setze für Gewürme: Philosophen, so hat man mutatis mutandis die Bemühungen des Philosophenkenners.

Ein kleiner Unterschied ist noch zwischen beyden. Reaumur bewundert allemal die Weisheit des Schöpfers in verachteten Thieren, Brucker öfters die Thorheit der Geschöpfe in angebeteten Menschen.

6. Ein englischer Dichter hat sich sehr scharfsinnig mit einer Fliege verglichen. Den Unterschied bemerkt er, daß die Fliege nur einen Sommer, und er etwa sechzig lebt. Aber sagt er: sechzig vergangene Sommer sind gleich so kurz, als einer:

Three ſcore ſummers when they are gone
Are juſt as ſhort as one.

Die Vergleichung ist ziemlich richtig. Die Fliege bringt ihren Sommer mit Herumflattern, sich nähren, und Maden, aus denen ihres gleichen werden sollen, zeugen, zu. Und thun die meisten Menschen ihre sechzig Sommer über etwas anders? Es ist also wahr, sechzig vergangene Fliegensommer sind gerade so lang, als einer; und oft sind sechzig vergangene Menschensommer noch weniger, als einer. Denn wie mancher sechzigjähriger Mann ist zur Ewigkeit weniger geschickt, als er neun und funfzig Jahre zuvor war? Nur alsdenn sind sechzig Menschensommer länger, als ein Fliegensommer, wenn der Mensch diese Zeit zur Vorbereitung auf einen Zustand angewandt hat, zu dem die Fliege nicht bestimmt ist.

V.

Kritik,

das ist verdollmetschet:

Kunstgerichte über die Amalia des Herrn Fieldings,

in geliebter Briefsgestallt.

M. H.

Hier haben Sie die Frau wieder, die Sie die liebenswürdigste von der Welt nennen. Ich habe ihren Roman einmal durchlesen, und ich bin froh, daß ich damit durch bin: Um Ihnen zu erklären, was ich damit sagen will, so sollen Sie wissen, daß ich die *Pamela*, in jeder der drey Sprachen, in denen sie heraus ist, einmal gelesen habe, und wenn ich sie noch einmal englisch in die Hände bekäme, sie wieder lesen würde.

Wenn ein Roman uns ergötzen, bey der Aufmerksamkeit erhalten, und dahin bringen soll,

> Daß Thränen endlich frey, nicht ohne Wollust quellen
>
> v. Haller.

so müssen wir für die Hauptperson desselben eingenommen seyn. Für Herr Booth kann man es wirklich nicht seyn, den man einer Frau, wie Amalia seyn soll, für unwürdig erkennen müßte, wenn auch keine

 gewesene

gewesene Jungfer Matthews in der Dichterwelt wäre. Der beste Charakter, den man von ihm geben konnte, ist, den er ganz zu Ende im Zeitungsblatte bekömmt, ein müssiger Mensch, und ich gestehe, daß mich die Armuth eines müssigen Menschen ungemein wenig rühret.

Wider die Heldinn der Geschichte habe ich also gleich den Einwurf, daß sie einen Gegenstand ihrer Liebe erwählt hat, der uns von ihrer Einsicht keine höhern Begriffe macht. Es ist wahr, zu der Zeit und in dem Alter, da sie gewählt hatte, ist es ihr vielleicht zu verzeihen: Aber was Verzeihung braucht, kann deßwegen keine Bewunderung und Verehrung fodern. Die Aufführung Amaliens selbst aber in ihrem Ehestande sieht einer Frau sehr ähnlich, der an ihrem Manne sehr viel gelegen ist, und dieses viel gelegen seyn kann manchmal von einer derjenigen Triebfedern herrühren, denen Herr Booth die menschlichen Tugenden überhaupt zuschreibet, (*) ohne daß es so gewaltig viel Hochachtung verdiente.

Ihr Gehorsam gegen Herr Booth, der dieses Gehorsams so unwerth ist, siehet dem Gehorsame der Franzosen gegen ihre Könige sehr ähnlich, und der letztere Gehorsam hat dem Könige von Frankreich einen Titel zu wege gebracht, der die Franzosen eben keinem edlen Thiere gleich setzet.

Und auser diesem Gehorsame, und der Liebe gegen Herr Booth, sieht man nichts ausnehmendes bey Amalien. Ihre Schönheit empfindet der Leser nicht, und

(*) Natürliche Triebe.

und alle Beschreibungen, die Herr Fielding davon machet, rühren nicht, denn man ist dergleichen schon gewohnt,

Seit der Dichter Schöpfungskraft
Nahmen, wie die Schönen, schafft.
Kästner.

Außerdem aber würde ich doch, so wenig ich dem schönen Geschlechte zu schmeicheln pflege, Bedenken tragen, dasselbe durch eine, Amalien besonders geweihte Bewunderung zu schimpfen. Es wäre die empfindlichste Beleidigung, die man ihm anthun könnte, wenn man leugnen wollte, daß Standhaftigkeit im Unglücke, Liebe gegen einen Ehegatten, Geduld mit seinen Fehlern, mütterliche Liebe und Sorgfalt u. d. g. bey ihm so selten zu finden wäre, daß man ihm ein solches Muster dazu aus Engelland verschreiben müßte.

Behalten Sie also die liebenswürdigste Frau von der Welt für sich, M. H. und helfen Sie ihr allenfalls das Zimmer auskehren, das sie nachgehends mit ihrer Schönheit zieren soll, weil sie zu beyden nach Herrn Fieldings Einfalle gleich geschickt ist. Mich aber lassen Sie das Fräulein Summers (*) bewundern: Gewiß nicht, weil sie die geistliche Tochter eines Franzosen ist, denn ich bin allemal mehr englisch, als französisch gesinnt, und würde, wenn man mich in Engelland nationalisiren wollte, gleich zum antigallican Club treten; Aber ich denke, ein Mägdchen, das einen jungen Menschen, der sie liebt, fliehet, um seine Mutter, der sie sehr viele Dankbarkeit schuldig ist, nicht zu beleidigen, ist ein edlerer Charakter, als eine Frau, die, einem

(*) Die englische Waise.

einem Manne, an dem sie, um es deutsch zu sagen, einen Narren gefressen hat, nach Gibraltar nachzulaufen, die Erbschaft ihrer Mutter verscherzet. Dort herrscht die Tugend, und hier nur die Leidenschaft. Das muß ich zugestehen, daß die Geschichte von Amalien und Herr Booth eher Originale in der wirklichen Welt finden dürfte, als des Fräulein Summers seine; aber das ist eben kein Vorzug, sonst müßten die besten Romane zu ihren Helden und Heldinnen Betteleute haben, weil diese am häufigsten zu finden sind.

Gegen das Ende, wo mehr Verwirrungen sind, und die Erzählung mehr episch, als komisch ist, (wenn Sie das nicht verstehen fragen Sie die Fr. Bennet) hat es mir noch besser gefallen, als im Anfange. Ich habe auch die wichtige Wahrheit gelernet, daß das gelehrte Frauenzimmer in Engelland ebenfalls Brantewein trinket, wie in Deutschland.

Wäre ich Amaliens Schöpfer gewesen, so hätte ich sie auf die Masquerade gehen lassen, und wenn ihr auch das Schicksal der Fr. Bennet (einen Umstand, der nur englischen Lesern nicht abscheulich seyn kann, ausgenommen) wiederfahren wäre, so hätte sie zu Herr Booth in der Grundsprache sagen können: Now we are even, und Fr. Bennet würde sich erinnert haben, daß sie in ihres Vaters Bibliothek im heiligen Hieronymus gelesen habe; Quales vobis seruari vultis vxores vestras, tales seruate vos vxoribus vestris. Ich bin ꝛc.

Lehrgedichte.

I.

Philosophisches Gedichte von den Kometen. (*)

Mein Lied beschreibt den Stern, der weit von unsern Kraisen,
Nur selten sich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weisen
Und wenn er sich so tief in unsre Welt verirrt,
Des Weisen Neugier reizt, des Pöbels Schrecken wird;
O möchte mir davon ein solches Werk gelingen!
Als, wenn es Opitz wagt, Vesuvens Brand zu singen,
Und durch sein Beyspiel zeigt, auch so ein Vers sey schön,
Der nur Gelehrte reizt, den Kinder nicht verstehn.

(*) In den März der Belustigungen des Verstandes und des Witzes 1744 eingerückt. Es ward durch den damaligen Kometen, den größten unter den, welche unsere Zeiten gesehen haben, veranlaßt.

Das Volk, dem die Natur das Haupt umsonst erhöhet,
Das stets den trägen Blick zur niedern Erde drehet,
Vergißt sich doch manchmal, und sieht den Himmel an,
Wenn seine Schläfrigkeit was neues reizen kann:
Bald, wenn es dunkle Nacht, am heitern Mittag, schrecket;
Da uns der schwarze Mond das Sonnenlicht verdecket;
Bald, wenn bey Phöbus Glanz, da jeder Stern vergeht,
Mit kühnem Schimmer noch die lichte Venus steht;
Bald, wenn gebrochnes Licht, das durch die Dünste strahlet,
Der Einfalt Sarg und Schwerdt und Todtenköpfe malet,
Doch kann wohl nichts so sehr der Dummheit furchtbar seyn,
Als Sterne, die um sich die blassen Haare streun,
Und wo man sie erblickt, auf schreckensvollen Schweifen,
Krieg, Pest, des Fürsten Tod, und Hunger nach sich schleifen.
O hätte diese Furcht den Pöbel nur gequält,
Wo Fleiß und Unterricht dem blöden Geiste fehlt!
Wie aber, daß darinn ihn Männer selbst bestärkten,
Die auf des Himmels Lauf geschickt und ämsig merkten?

So

So viel kann Vorurtheil, von Andacht unterstützt!
Der Gottheit Rachschwerdt droht, wenn ein Komete blitzt,
Dieß glaubt man, und genug, daß vor dem Wunderzeichen
Die Kenner der Natur, wie dummes Volk, erbleichen.
Doch ist die Zeit ietzt hin; kaum sind es funfzig Jahr,
Da noch Chaldäens Wahn der Meßkunst Schandfleck war;
Der Mensch ist nicht der Zweck von Millionen Sternen,
Die er theils kaum erkennt, theils nie wird kennen lernen;
Und daß ein Ländchen nur sein künftig Unglück sieht,
Schickt GOtt nicht eine Welt, die dort am Himmel glüht.
Der weise Stagirit, der Wolf vergangner Zeiten,
Der oft, der Meßkunst treu, sich ließ zur Wahrheit leiten,
Doch der auch öfters fehlt, wenn den verwöhnten Geist
Die Metaphysik nur mit leeren Wörtern speist,
Glaubt, daß ein Schwefeldampf, der aus der Erde steiget,
Und Blitz und Donner wirkt, auch die Kometen zeuget.
Voll Eifer kämpft für ihn der Schüler Unverstand,
Fremd in Euklidens Kunst, am Himmel unbekannt.

Doch

Doch weit aus unsrer Luft, zu den Planetenkraisen
Führt Tycho den Komet mit siegenden Beweisen. (*)
Nein, er ist etwas mehr, als irdscher Dämpfe Brunst.
Nein, Ordnung, Laufkreis, Zeit, hält kein entflammter Dunst.
Vom bunten Nordlicht an, das das Zenith bekränzet,
Bis, wo im tiefen Sumpf ein feuchter Irrwisch glänzet,
Der Drache, der den Brand weit durch die Lüfte schießt,
Sanct Telmo, (**) dessen Schein der Trost des Schiffers ist,
Der helle Balkenstreif, die angeflammten Ballen,
Der schwarzen Wolken Heer, aus dem betäubend Knallen

Auf

(*) Aristoteles hielt die Kometen für Meteoren, wie andere Luftzeichen. Der Grund dieser Meynung war offenbahr die Voraussetzung, im Himmel sey Alles unveränderlich. Die Kometen schienen veränderlich zu seyn, also konnte man sie nicht in den Himmel setzen. Diese Voraussetzung, war also ein heydnischer Wahn, daß der sichtbare Himmel göttlich wäre. Und diesen Wahn vertheidigten doch die christlichen Aristoteliker. So wenig zusammenhängend haben oft diejenigen gedacht, welche verlangten, man sollte Sätze die unser ewiges Wohl entscheiden, auf ihr Ansehen, glauben. Tycho zeigte zuerst dagegen viel Wiederspruch, die Kometen müssten über den Mond erhoben seyn; Es geschehe auf Veranlaßung eines Kometen 1577. Tychon. de Brahe de mundi aetherei recentioribus phaenomenis Liber II. 1610.

(**) Eine Flamme, die sich auf den Masten und Segelstangen der Schiffe zeiget. Die Schiffer nehmen sie als ein Zeichen an, daß der Sturm sich bald legen werde. S. des P. Tachard Reise nach Siam 1. B. 36. S.

Auf blendend Licht erschreckt; dieß alles wird bewegt,
So, wie es innrer Trieb und Wind und Schwere regt:
Ganz anders ist der Lauf, den ein Kommet uns zeiget,
Der stets vom Morgen her am Horizonte steiget,
Die Sterne nie verläßt, wo er beym Anfang steht,
Und unterm Horizont zugleich mit ihnen geht,
Und morgen wiederkömmt, verrückt zu andern Sternen,
Doch ordentlich verrückt, daß, seine Bahn zu lernen,
Der Himmelskündiger nach wenig Nächten wagt,
Und seinen künftgen Ort, kühn auf die Meßkunst, sagt.
Wodurch wird eine Glut, die durch die Lüfte fähret,
So richtig fortgeführt? so lange Zeit genähret?
Wie kömmts, daß ihn zugleich der Erden Hälfte kennt?
Daß Schweden ihn erblickt, wo er in Welschland brennt?
Umsonst, ein falscher Schluß, auf Vorurtheil gegründet,
Hat erst in unsrer Luft Kometen angezündet.
Der Himmel, sagte man, ist unzerstöhrlich, rein,
Und was vergänglich ist, das muß auch irdisch seyn.
Den Irrthum müssen wir der ersten Welt verstatten;
Viel ist uns helles Licht, ihr warens dunkle Schatten;
Ihr Fleiß verdienet Lob, der stets uns nützlich wird,
Lehrt, wenn er Wahrheit fand, und warnet, wenn er irrt.

So geht denn, weitentfernt von unsrer Atmosphäre,
Der leuchtende Komet dort durch des Himmels Leere.

Du, der unendlich mehr, als Menschen sonst gelang,
Ins Innre der Natur mit kühnen Blicken drang,
O Newton! möchte doch, erfüllt von deinen Sätzen,
Mein Lied der Deutschen Geist belehren und ergötzen.
Zwar nicht von Rechnung voll, nicht in Beweisen scharf,
Doch gründlich, wie man es in Versen werden darf.

Daß sechzehn Welten stets in unverrückten Kreisen,
Im weiten Himmelsraum, um ihre Sonne reisen;
Daß ein geworfner Stein, der durch die Lüfte dringt,
Im Bogen aufwärts steigt, im Bogen wieder sinkt;
Macht beydes eine Kraft. Es muß mit gleichen Trieben
Die Sonne, der Planet, der Stein die Erde lieben.
Der Schwung von unsrer Hand ist, was den Stein erhebt;
Vom Schöpfer kam der Trieb, der den Planet belebt,
Stets mit dem Zuge kämpft, der ihn zur Sonne senket;
Durch beyde wird der Stern ins runde Gleis gelenket.
Ein ähnliches Gesetz beherrschet den Komet,
Der nur in längrer Bahn, auch um die Sonne geht,
Bald näher zu ihr kömmt, als kein Planet sich waget,
Bald hinflieht, wo es nie von ihrem Lichte taget.

Was jeder Erdball braucht vom Feuer und vom Licht,
Schickt ihm die Sonne zu, und mehr vertrüg er nicht
Zu heiß wär es für uns, dort wo die Venus gehet,
Zu kalt in jenem Raum, wo Mars sich einsam drehet;

Ob gleich, wie Lybien nebst Grönland Menschen sieht,
Auch Wesen eigner Art, so Mars als Venus zieht.
Was aber würde wohl dort im Komet gebohren?
Ein widriges Gemisch von Lappen und von Mohren,
Ein Volk, das unverletzt, vom Aeußersten der Welt,
Wo Nacht und Kälte wohnt, in heiße Flammen fällt?
Wer ist, der dieses glaubt? Sind da beseelte Wesen:
So ist ihr Wohnplatz nur zu ihrer Quaal erlesen.
Vielleicht hat er vordem, Planeten gleich geziert,
Den ordentlichen Lauf um einen Stern geführt,
Und ietzo muß er erst, aus seiner Bahn gerissen,
Zerstöhrt, in Brand gesetzt, durch unsern Himmel schießen.
Des Sternes wahre Bahn blieb Keplern noch versteckt;
Den Britten hat zuerst ein Newton sie entdeckt;
Noch vor ihm hatte sie ein Deutscher schon gemessen:
Doch Newton wird verehrt, und Dörfel ist vergessen. (*)

Ihr,

(*) Georg Samuel Dörfel, welcher als Superintendent zu Weida gestorben, hat, als Diaconus zu Plauen, eine: Astronomische Betrachtung des grossen Kometen 1680; 1681; herausgegeben, wo er die Bahn dieses Kometen parabolisch angenommen, und in einer Zeichnung vorgestellt hat. Ich habe von diesem Manne Nachrichten gesammlet, die sich in den Schriften der Leipziger Gesellschaft der freyen Künste III. Theile 252 Seite, (Leipz. 1756) befinden. Newtons Principia sind erst 1687 herausgekommen. Beyde sind durch unterschiedene Betrachtungen auf diese Figur der Kometenbahnen geleitet worden. Dörfel, durch

seine

Ihr, die ihr stets den Blick nach jenen Höhen werft,
Ihr, den ein Glas das Aug, den Geist die Meßkunst schärft,
Sagt, was Verstand und Sinn sonst mehr an ihm
erblicket,
Als einen heißen Ball, der Dämpfe von sich schicket.
Doch scheint uns keine Glut, die dicker Rauch versteckt;
Es ist entlehntes Licht, durch das er sich entdeckt,
Das zeigt sein matter Glanz, der jedem Sterne weichet,
Wenn er an Größe schon den größten Sternen gleichet.
Stark, heiter sehn wir dort die ewgen Sonnen glühn,
Die allerkleinsten selbst, die fast dem Aug entfliehn,
Da er, dem Kraft gebricht, nur mit der Menge streitet,
Und weit um sich herum den lichten Nebel breitet.
Mich dünkt, er zeige mir des Dichters wahres Bild,
Der manches Alphabeth mit leeren Reimen füllt;
Die Zeit, die nach uns kömmt, weiß kaum, daß er gewesen.
Doch Hallern wird man stets mit Hagedornen lesen.
Den hellen Wölkchen gleich, zeigt sich des Hauptes
Schein,
Und einen dichtern Glanz schließt er im Mittel ein:
Doch

seine, obgleich grobe Beobachtungen; Newton, durch die Analogie, da er gesehen, ein Planet der uns nur selten, und kurze Zeit sichtbar seyn soll, müsse eine sehr lange Ellipse beschreiben, und von dieser, lasse sich der Theil in dem wir ihn sehen, beynahe für eine Parabel annehmen. Hr. Kies hat auch Dörfels Andenken Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Hist. de l'Ac-Roy. de Prusse Année 1745. p. 47.

Doch nicht, wie ein Planet, den man stets rund erblicket;
Nein, höckricht, ungleich, rauh, ja öfters gar zerstücket.
Was zeigt uns dieses an, als einen Ball, der glüht,
Und den durch dicken Dampf kein Sternrohr deutlich sieht?
Was wäre sonst der Schweif, als Rauch, der von ihm eilet,
Und sich im weiten Raum von unsrer Welt zertheilet?
Weswegen wächst er sonst, je näher der Komet
Vom frostigen Saturn zur heißen Sonne geht?
Wie, daß er allemal am furchtbarsten sich zeiget,
Wenn sein erhitztes Haupt weg von der Sonne steiget?
Doch, wär er etwa wohl in reiner Himmelsluft,
Was er nicht hier soll seyn, nur ein entflammter Duft?
Vielleicht sehn wir in ihm in einen Haufen fließen
Nur Dünste, welche sich Planeten einst entrissen.
Zu unsrer Väter Zeit ward dieser Satz beschützt;
Und fällt er wohl so leicht, da ihn ein Hevel stützt?
Da ihn ein Kepler glaubt? der, ohne dessen Lehre
Ein Newton selbst vielleicht nicht ganz ein Newton wäre?
Doch könnte wohl ein Dunst so bey der Sonne seyn?
Wie plötzlich wird sie nicht den leichten Dampf zerstreun,
Da, wo die dichte Glut selbst Schwedens Eisen schmelzte,
Wenn unser Erdenball sich ihr so nahe wälzte?

Auch zeugt kein Sonnenstrahl, der sich im Haupte bricht,
Wie Apian (*) geglaubt, des Schweifes blasses Licht.
Hat er daran gefehlt, so hat er auch entdecket,
Daß von der Sonne stets der Schweif sich abwärts strecket,
Und der ist wenigstens noch keines Tadels werth,
Der uns, so oft er irrt, auch neue Wahrheit lehrt.
Wie aber, könnte man wohl da ein Licht erblicken,
Wo keine Körper sind, die es zur Erde schicken?
Füllt, ihr, die Newtons Schluß nicht überführen kann,
Den weiten Himmelsraum mit zartem Aether an;
Doch sollt er uns so stark das Licht zurücke senden,
So würd ein steter Glanz die Augen uns verblenden.
Wird doch von uns kein Licht in grober Luft gefühlt,
Als wo im Sonnenstrahl ein Haufen Stäubchen spielt,
Wie sollte dorten wohl ein dünner Aether glänzen?
Ein Wesen dichtrer Art strahlt in Kometenschwänzen.
Auch wird deswegen nicht der Körper bald verstäubt,
Weil er so weit, so stark die Dämpfe von sich treibt;
Ein ausgebreitet Heer von leicht- und zarten Theilen
Kann ohne viel Verlust beständig von ihm eilen.

So

(*) Zu Deutsch: Bienewitz; aus Leisnig in Meissen gebürtig, einer der berühmtesten Mathematikverständigen des 16 Jahrhunderts, der auch bey Kaiser Carl V. in großen Gnaden gestanden.

So wie virginisch Kraut, so viel die Pfeife füllt,
Den ganzen Raufbold oft in dicke Wolken hüllt,
Der doch, wenn er darauf von neuem wieder stopfet,
Den unverrauchten Theil noch aus der Höhlung klopfet.

Welch Schicksal meynt man wohl, in einer Welt bestimmt,
Wofern sie ihren Weg durch diese Dünste nimmt?
Gewiß, was ärgers noch, als was Sylvan verspüret,
Wenn ihn ein Unglücksfall in Raufbolds Dampfkrais führet.
Die Ordnung der Natur wird ganz und gar gestöhrt,
Mit Dünsten fremder Art die reine Luft beschwert,
Und wenn sie haufenweis auf den Planeten sinken,
Wird, wie in einer Flut, was Athem holt, ertrinken;
Die Kugel selbsten wird aus ihrer Bahn gerückt,
Wenn eingepflanzter Trieb sie zum Kometen drückt;
Und muß vielleicht, wie er, ins Sonnenfeuer fallen,
Vielleicht kalt, unbewohnt in größrer Ferne wallen.

Hier öffnet sich ein Feld, euch Dichtern, deren Geist
So gern ins weite Reich der Möglichkeiten reist,
Besingt die Wunder nur, die vom Kometen stammen,
Die Flut der ersten Welt, des letzten Tages Flammen,

Was Whiston vorgebracht, was Cluver (*) uns gelehrt,
Und was der kühne Fleiß des muntern Heyns vermehrt.
Wie sollt euch nicht davon ein prächtig Lied gelingen,
Wo alles möglich ist, zum Beyfall nichts kann bringen.
So glaubte man denn sonst nicht gänzlich ohne Grund,
Es thu uns ein Komet den Zorn des Höchsten kund;
Und kann er gleich kein Land durch Krieg und Pest verheeren:
So könnt er wohl vielleicht die ganze Welt zerstöhren.
Wahr ist es, daß wir noch dergleichen nicht gesehn;
Allein, wie folgt der Schluß, drum könn es nie geschehn?
Ich schelte nicht den Fleiß, der für die Wahrheit kämpfet,
Durch Gründe der Vernunft des Glaubens Feinde dämpfet,
Und zeigt: ihr kühner Spott seh als unmöglich an,
Was leicht durch die Natur der Schöpfer wirken kann.
Doch glaub ich dieses auch: der Erden Ziel zu kürzen,
Darf nicht die Vorsicht erst Kometen auf uns stürzen.
Denn wäre der Komet, der uns verderben soll,
Zuvor auch eine Welt, von Sünd und Menschen voll,
Und hätt ihn ein Komet aus dieser Bahn verdrungen:
So frag ich weiter fort, wo dieser her entsprungen?

Und

(*) Dethlev Cluver hat Whistons Gedanken in einer Schrift vorgetragen, die den Titel führt: Geologia, oder natürliche Wissenschaft von Erschaffung und Bereitung der Erdkugel ꝛc. Hamb. 1703.

Und endlich komm ich doch auf einer Erden Brand,
Der von was anders her, als vom Komet, entstand.
Und viele sind gewiß bestimmt zu andern Zwecken,
Die friedlich ihren Schweif in unsern Kraisen strecken.
Das Feuer, das der Ball der Sonne stets verliert,
Wird ihr durch sie vielleicht von neuem zugeführt,
Vielleicht, daß sie den Dampf durch unsern Himmel streuen,
Auf allen Kugeln stets die Säfte zu verneuen.
In feste Körper wird viel Feuchtigkeit verkehrt,
Wofern uns die Natur recht, wie sie wirkt, belehrt.
So sehn wir festen Schlamm in faulem Wasser gehen,
So sehn wir hartes Holz aus Wasser meist entstehen.
Vielleicht daß ein Komet, wenn er zu uns sich senkt,
Mit frischer Feuchtigkeit die trocknen Welten tränkt.
So zweifelt Newton hier, und darf man es ietzt wagen,
Wo Newton zweifelnd spricht, was sichres schon zu sagen?
Denn Himmel und Natur schleußt nach und nach sich auf
Nur wenig kennen wir von der Kometen Lauf,
Und ihren wahren Zweck, wohin sie sich entfernen,
Wie lang ihr Umlauf währt, das mag die Nachwelt lernen.

II.

Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu seyn.

Dich, Freund, reizt muntrer Witz, so wie erhabnes Wissen;
Du denkst bey Hallers Vers, und bey Bernoullis Schlüssen.
Sprich, Oechlitz, (*) ob ein Geist, von edlem Feuer voll,
Gemeiner Leser Schwarm sich nie entziehen soll?
Sprich, ob es strafbar ist, nicht allen deutlich bleiben,
Manch Lied den Schönen weihn, und manches Weisen schreiben?

Den

(*) Ein Leipziger, der die Mathematik mit wichtigen Erfindungen würde bereichert haben, wenn er nicht frühzeitig gestorben wäre. Man hat so viel ich weiß nichts gedrucktes von ihm, als in dem Leipziger Actis Eruditorum eine vortreffliche Auflösung einer daselbst 1745 von Hr. Eulern vorgelegten ziemlich schweren Aufgabe: Die krummen Linien zu finden, die alles Licht das aus einem Puncte auf sie fällt, nach zwo Reflexionen, wieder in einem Punct zusammen bringen. Auser Hr. E. selbst, der seine Auflösung zuletzt heraus gab, haben in der erwähnten Monathsschrift nur drey Leipziger sich an diese Aufgabe gewagt; Oechliz, Bärmann und ich. Hr. Klingenstierna hat sie auch aufgelöst. Abh. d. k. Schwed. Ak. d. Wiss. 1749.

Den Reimer schütz ich nicht, der, was er dunkel denkt,
Zu seiner Leser Quaal in dunklern Ausdruck senkt.
Mir wird er deutlich seyn, wählt er sich auch zum Muster
Den Ruhm Lusatiens, den theosophschen Schuster;
Mir sagt ein jeder Ort, der manchem Mühe macht,
Dieß war des Autors Sinn; er hatte nichts gedacht.
Ein andrer kennt vielleicht der Weisheit äußre Schalen,
Und gleichwohl soll sein Vers mit hohem Wissen pralen,
Drum führt er, was er sagt, in Dampf und Nebel ein.
Drückt es nur deutlich aus, so wird nichts schlechters seyn:
So wie uns manchen Satz, den jedes Kind erkennet
Der Thelematolog in dunkeln Wörtern nennet.

Mich reizet nur ein Lied, von tiefem Denken voll,
Gemacht, daß man es mehr, als einmal lesen soll,
Nicht das durch Dunkelheit des Einfalls Armuth decket,
Nicht das mit Fleiße nur, was man schon weis, verstecket.
O nein, ein solches Lied, das hohe Wahrheit singt,
Die stärker in den Sinn durch kühnen Ausdruck dringt,
Das man von neuem liest, und neue Schönheit findet,
Und den zu reichen Schatz stets gräbet, nie ergründet. (*)

Wie, wenn durch unrein Pech das Feuer lodernd dringt,
Der Flamme schwaches Licht in dicken Dampf versinkt:

(*) Haller.

Wird der, den Stolz und Wahn für gründlich Wissen füllen,
Oft den gemeinsten Satz in dunkle Pracht verhüllen.
Doch wie, wenn heitre Glut aus weißem Wachse strahlt,
Sich deutlich und belebt das Bild im Auge malt:
Wird des Gelehrten Werk mit Deutlichkeit ergötzen;
Nur Augen blöder Art kann selbst sein Glanz verletzen.

Ein Schüler, der bereits das Octaedrum kennt,
Des Zirkels Umfang mißt, die Logarithmen nennt,
Erblickt des Britten Werk, das alle Weisen ehren,
Er liest, versteht es nicht, schmäht Newtons dunkle Lehren;
Ein Mägdchen, die den Wehrt der Hochzeitlieder schätzt,
Die, (so gelehrt ist sie!) selbst Günthers Vers ergötzt,
Will Hallers Doris so, wie * * Lieder lesen,
Sie liest, versteht es nicht, schmäht Hallers dunkles Wesen:
Mit Rechte schmähte sie, brächt, um ihr Herz bemüht,
Der Stutzer, den sie liebt, ihr ein so schweres Lied:
Was schilt sie Hallern denn, daß er ein Kind besungen,
Das, stärker an Vernunft, des Liedes Reiz durchdrungen?

Der Leser, dem man schreibt, bestimmt des Autors Pflicht.
Wenn Newton Lehrer lehrt, les ihn kein Schüler nicht.

Sagt,

Sagt, was den Dichter zwingt, nur Lesern ohne Denken,
Ein Lied, das höher strebt, beständig zuzusenken?
Unglücklich! wenn ihn nur die Dichterglut entflammt,
Daß ihn ein harter Spruch zum Pöbel hin verdammt!
Ja, spricht man, denn es soll der Dichtkunst weise
lehren,
Zu seiner Besserung, der Ungelehrte hören:
So hat, da Orpheus sang, da Linus einst gespielt,
Der Menschheit ersten Trieb der rohe Mensch gefühlt;
So hat den Deutschen einst des Barden Lied erhitzet,
Wenn auf der Freyheit Feind sein siegreich Schwerdt
geblitzet.
Doch wie? verstund ein Geist, im Denken unbemüht,
In allem Wissen fremd, der ersten Dichter Lied?
Den Bau der großen Welt, das göttliche Geschlechte,
Die Wunder alter Zeit, der Menschen Amt und Rechte,
Dieß hat die erste Welt von ihnen angehört.
Wer lernt ietzt halb so viel, und dünkt sich nicht gelehrt?
Doch, Dichter, pralet nur mit eurer Ahnen Thaten;
Laßt Wahn und Eitelkeit erfinden, nicht errathen;
Sagt, was ihr Lied vollbracht, und was es nie vollbracht,
Und was Vernunft nur kann, das sucht in seiner Macht.
Es sey, daß Orpheus mehr, als Sokrates, gebessert:
Ward denn durch jedes Lied der Tugend Reich vergrößert?

Erregte Bachus nicht so oft der Dichter Glut?
Empfand nicht mancher Thor oft ihren Witz und Muth?
Und konnt, eh Orpheus kam, die rohe Welt zu zähmen,
Kein Lied der Schäferinn die Sprödigkeit benehmen?
Vor Zeiten gab Homer der Jugend Unterricht,
Doch ein Anakreon und eine Sappho nicht.
Gleich neben dem Virgil hat auch Ovid geschrieben:
Der lehrt den Ackerbau, und der die Kunst zu lieben.
Wenn aber ja dein Werk so Manche lehren soll:
So sey es auch zugleich vom Reiz für Weise voll,
So, wie ein Altarblatt, mit kunsterfüllten Zügen,
Des Volkes Andacht mehrt, und Kenner kann vergnügen,
Kein bunt Marienbild, vom Holzschnitt abgedrückt,
Das Kinder nur ergötzt, und Bauerstuben schmückt.
Es folgt nicht, daß kein Lied mit Nutzen Lust verbindet,
Wo der gemeinste Geist nicht jeden Satz empfindet;
Genug, trifft er für sich da gute Lehren an,
Wo manches ihm zu hoch, Gelehrte rühren kann.
Doch niemand zieht vielleicht den Dichter ganz zur Erden:
Er soll kein Lehrer nicht des schlechten Pöbels werden;
Man will nicht, daß sein Lied ein Weib zum Weinen zwingt,
Wenn es am PeterstHor ein deutscher Thespis singt.

Genug, bemüht er sich für einen Sinn zu spielen,
Der richtig denken kann, und zärtlich weis zu fühlen.
Gut, doch wofern ihr nur für solche Seelen schreibt,
Sagt, wo der Dichtkunst Zweck, das Unterrichten bleibt?
Was brauchts, daß sie von euch die Lebensregeln hören,
Die ihnen eigner Witz, Fleiß und Erziehung lehren?
Als nur, damit ein Satz, den eure Kunst geschmückt,
Zwar den Verstand nicht lehrt, doch in das Herz sich drückt.

Auch das geb ich euch zu, doch selbst aus diesen Seelen,
Die ihr vom Pöbel trennt, werd ich von neuem wählen.
Dürft ihr nicht euren Vers gleich jedem Bürger weihn:
So darf auch meiner nicht für jeden Leser seyn.
Ihr irrt, wofern ihr glaubt, frey von gelehrten Sätzen
Werd eure Deutlichkeit auch alle gleich ergötzen.
Für Leser mancher Art sind Günthers Lieder schön;
Für Leonoren das, und das für den Eugen.
Ihr straft es, wenn man singt, nur Weise zu vergnügen:
So straft auch, wenn man singt, nur Schönen zu besiegen.
Euch misfällt, wenn mein Vers von Newtons Lehren spricht:
So braucht im Trauerspiel Geschicht und Fabel nicht.
Soll ein Gelehrter nur vor euren Schauplatz gehen:
So sey auch der gelehrt, der will mein Lied verstehen.

Den

Den Leser wähl ich mir; sagt, ob ich strafbar bin?
Hat jeder eurer Zunft doch gleichen Eigensinn.
Der, der die Schäferinn mit Lieb und Einfalt zieret,
Was fragt er, ob ihr Bild den Philosophen rühret?
Ein andrer singt entzückt von seiner Chloris Kuß;
Ich bin nicht so entzückt, und les ihn mit Verdruß.
Wie? soll der Dichter stets sich Stutzern ähnlich zeigen?
Bey Mägdchen witzig seyn, bey Klugen aber schweigen?
Doch geh ich nicht zu weit? Wer ist es, der es schilt,
Wenn Kunst und Wissenschaft erhabne Lieder füllt?
Nur das verbietet man, daß tiefer Sätze Menge,
Zu dunkel ausgedrückt, im schweren Vers sich dränge.
Gut, theilt den Einfall gleich in zwanzig Zeilen ein;
Nur merkt, ihr werdet matt, und doch nicht deutlich seyn.
Vergebens, daß man dem, dem alle Kenntniß fehlet,
So, wie ein Lehrer thut, Satz und Beweis erzählet.
Nicht alles faßt der Vers; und wenn er alles faßt,
So wird die Deutlichkeit dem Leser selbst zur Last.
Mit ekelem Geschwätz wird uns der Dichter plagen,
Der uns nichts denken läßt, und alles strebt zu sagen;
Doch ist ein Mittel hier, auch der gefällt uns nicht,
Der nicht genug uns sagt, und wie Orakel spricht.
Die freche Buhlerinn, die mehr giebt, als vergönnet:
Die Spröde, die uns kaum mit halbem Blicke kennet,

Sind

Sind beyde reizungsleer (*): Da wird ein Herz besiegt,
Wo muntre Sittsamkeit bemüht und auch vergnügt.
Doch, heißt die Schöne nicht durch eitlen Stolz verblendet,
Die jedem unverdient nicht ihre Gunst verschwendet:
So wißt auch, daß ihr oft ein Lied als dunkel schmäht,
Und denket nicht daran, daß ihr nur blöde seht.

Ihr sprecht, das sey nicht Lust, was uns mit Denken quälet,
So hört zu guter letzt, noch was mein Vers erzählet.

Sonst, als den Deutschen noch kein feiner Witz vergnügt,
Und nur sein redlich Herz mit tapfrer Faust gesiegt,
Gebraucht er sich, die Zeit ergötzend zu verlieren,
Der bunten Heere schon, von streitenden Papieren.
Vier gleiche Haufen sinds. Des Schicksals Eigensinn
Giebt einem Mächtigern der andern Leben hin.
Vor seiner Sieben muß zu oft ein Taus erbleichen,
Doch wird ihr bald darauf nicht eine Sieben weichen.
Die Stunden kürzten sich mit Spielen mancher Art;
Da hoffte man ein Glück, das Fürst und Ober paart (**).

Auch

(*) Nec bis cincta Diana placet, nec nuda Cythere *Mart.*

(**) Ich mache dieses Spiel zu einem deutschen, weil es bey uns meistens in der deutschen Karte gespielet wird. Außer dem

Auch gieng man Wetten ein, wo stets die Hand verspielte,
Die Blätter eines Rangs in mindrer Anzahl hielte,
Both einem Spieler Trotz, der zu verwegen war,
Und setzte sich ihm gleich in Hoffnung und Gefahr.
Drauf, als die Rohigkeit von Deutschland sich entfernte,
Und man der Fremden Kunst, und fremde Thorheit lernte,
Ward auch der Zeitvertreib, den Spanien erdacht,
Und Frankreich ausgeputzt, bey uns bekannt gemacht.
Dem Tutti wich der Martsch, der Sequens Matadoren;
Vom Spieler ward a Tout, kein Trumpf vom Glück
erkohren.
Voll Ordnung war das Spiel, nur war sie mehr versteckt,
Voll Regeln, deren Zahl gemeine Seelen schreckt:
Und wem zum Denken sonst Gedult und Stärke fehlte,
Der ward ein Archimed, wenn er beym Solo zählte.
Wie hörte man dabey die schwächern Geister schreyn,
Was so viel Mühe macht, kann kein Vergnügen seyn!
Umsonst, die Schönen selbst gewöhnten sich zu denken,
Der Wenzel und das Taus flohn endlich in die Schenken.

dem habe ich so viel Recht, dieses zu thun, als wenn Voltaire im achten Gesange der Henriade, in einer Schlacht die Bajonetten lange vor ihrer Erfindung gebrauchen läßt. Doch wem eine solche historische Unrichtigkeit zuwider ist, der setze statt dieses Verses folgenden:

Das Künstlichste davon war wohl die Höllenfahrt.

III.

Ueber einige Pflichten eines Dichters.

Verlangst du, daß dein Lied den Ruhm von Deutschlands Witze
Einst von der Nachwelt Schmach, und ietzt vor Frankreichs schütze:
So sey nie durch das Lob des Pöbels so ergötzt,
Als wenn ein Kluger dich des Tadels würdig schätzt.
Nimm für den Dichtertrieb nicht Leichtigkeit zu Reimen,
An kühnen Einfalls statt, ein Heer von wilden Träumen.
Kenn erst die Dichtkunst recht, eh ihr dein Fleiß sich weiht.
Wiß, ihrem Werthe gleicht nur ihre Schwierigkeit.
Nicht, daß dein schmeichelnd Lob des Reichen Stolz bereimet,
Daß der verletzte Thor bey deinem Lachen schäumet,
Und, daß ein Mägdchenherz durch deinen Vers zerfließt:
Nicht dadurch zeig es nur, daß du ein Dichter bist.
Weit über deinen Ruhm wird Nürnbergs Künstler steigen,
Der, tändelt er gleich oft, doch oft kann Nutzen zeigen.
Viel besser ist dein Lied der Arbeit Augspurgs gleich,
Durch äußern Zierrath schön, am innern Werthe reich.

Der Tugend ernster Blick schreckt unsre leichten Triebe;
Wenn er noch Ehrfurcht wirkt, wirkt er doch keine Liebe.
Und wenn sie in die Hand des trocknen Weisen fällt,
Giebt er ihr einen Putz, der sie noch mehr verstellt.
Doch du, bemühe dich, sie prächtig auszuschmücken;
Durch sie befiehlst du uns, sie muß durch dich entzücken.
Auch ihrer Schwester Reiz ist deiner Lieder werth,
Der dienet keiner recht, der beyde nicht verehrt;
Die Wahrheit; sollten sie nur alle Geister kennen!
Es würden bald für sie auch alle Geister brennen.
Sie kann, wenn du sie schmückst, noch manchen an sich ziehn,
Dem sie nicht schön genug, und viel zu spröde schien,
Und der, wenn ihn dein Vers auch nicht zum Leibnitz machet,
Doch die Vernunft gebraucht, und falschen Wahn verlachet.
Von Tugend sey dein Herz, der Geist von Kenntniß voll,
Wofern uns dein Bemühn ergötzend nützen soll,
Und setze mehr dir vor, als ein Poet zu werden;
Sonst kriechst du Lebenslang mit Reimern auf der Erden.

Sieh auf den Boberfeld, den Schul und Hof erhob;
Der Dichtkunst Vater seyn, das war sein kleinstes Lob.
Geschäffte, Wissenschaft, Erfahrung, Umgang,
Reisen,
Die bilden einen Geist, wie wir am Opitz preisen.
Wie kömmts, daß unter ihm der muntre Günther steht?
Weil ihn die Dichtkunst nur, und sonsten nichts erhöht.
Umsonst, daß Dichterglut in einem Sinne brennet,
Der nicht des Staatsmanns Welt, die Welt des Wei-
sen kennet.
Der von Gedanken leer, nie dem Verstande singt,
Und nur ein leichtes Blut in kurzes Wallen bringt.
Aufs höchste mag sein Spiel ein Mägdchen noch ergötzen,
Die wenig gnug versteht, ihn für gelehrt zu schätzen,
Und einen Augenblick des Putzes Tand vergißt,
Was ernstlichers zu thun, indem sie Verse liest.
Laß dich den Pöbel nicht zur Unvernunft verführen.
Dein Lied muß den Geschmack, nicht der dein Lied
regieren.
Sey sanftem Klange hold, doch starkem Ausdruck mehr;
Nur daß das Herze fühlt, ergötze das Gehör.
Schreib, daß dich die verstehn, die Witz und Dichtkunst
kennen;
Wer jedes Carmen liest, den laß dich dunkel nennen.

Dein Scherz sey von der Art, die den Verstand auch rührt,
Dein Ernst sey allemal durch muntern Witz geziert.
Voll Feuer, voll Vernunft, bemüh dich, daß dein Spielen
Die Schöne denken lehrt, den Philosophen fühlen.
Dir sey der Fremden Kunst, der Alten Geist bekannt;
Dann rühmt der Stutzer dich, und schimpft dich kein Pedant.
Soll dir der Richter Lob wahrhaftig Ehre bringen:
Erschmeichle dir es nicht, du kanst es dir erzwingen.
Auch schreib, von wilder Glut der Jugend angeflammt,
Kein Werk, das einst vielleicht dein reifrer Geist verdammt.
So bist du Deutschlands Ruhm, und Deutschland wird dich ehren,
Die Donau wird dein Lied, so wie die Neva, hören.
Und schließen, was du schreibst, nur wenig Bogen ein,
Du wirst doch allemal der größte Dichter seyn.
Verstärkt zeigt sich in dir den Deutschen Opitz wieder,
Ein Blatt von dir gilt mehr, als alle Schäferlieder.

IIII.

Der vernünftige Rechtsgelehrte.

Sagt, Freunde, denen es durch vielen Fleiß gelungen,
Daß ihr ins Heiligthum Asträens eingedrungen,
Ists möglich, daß ein Geist, der Witz und Denken liebt,
In eurer Wissenschaft sich mit Vergnügen übt?
Sagt, womit kann uns wohl das Chaos von Gesetzen,
Verwirrt, voll Dunkelheit, voll innern Zwist, ergötzen?
Durch was für Wollust wird der müde Fleiß gestärkt,
Wenn das Gedächtniß nur zerstreute Sätze merkt?
Was wirket der Verstand, wenn wir für Grund und Schlüssen,
Nur auf des Lehrers Wort, die Lehren glauben müssen?
Wenn ein bewährter Mann dem andern widerspricht,
(Der Beyfall des Gebrauchs fehlt keiner Meynung nicht);
Wenn man hier billig heißt, was man dort strafbar nennet;
Hier zu gelinde spricht, und dort zu scharf erkennet;
Wenn man der Meynung folgt, die die Vernunft verdammt,
Nur weil sie auf uns her von unsern Vätern stammt;

Mit der Gerichte Brauch, mit jedes Dorfes Sitten,
Der Ordnung jeder Stadt sich muß den Kopf zerrütten;
Und wenn zuletzt die Frucht von so viel Arbeit ist,
Daß man im dicken Stoß verworrner Acten liest?
So, Freunde, hör ich oft zu kühne Spötter richten.
Beurtheilt, kann dieß Blatt wohl ihren Wahn vernichten?
Gesetze müssen seyn, sonst kann kein Staat bestehn,
Weswegen will man denn die so sie lernen, schmähn?
Vielleicht ist das allein ein Fleiß für kleine Seelen,
Wo Einsicht und Verstand zu größern Dingen fehlen?
Gesetzt, es wäre so: wird denn wohl der verlacht,
Der auch mit kleiner Müh für andrer Glücke wacht?
Und lobte man vielleicht an ihm mit besserm Rechte,
Wenn er durch größern Fleiß geringern Nutzen brächte?
Doch, Tadler, glaubet nicht, der Rechte Wissenschaft
Erfordre wenig Fleiß, und nur geringe Kraft.
Nicht alle lernen sie in ihrem Umfang kennen,
Die ihre Schüler sind, ja die sich Lehrer nennen.
Der glaubt, im alten Rom, wo sich ihr Quell versteckt,
Sey alles, was man nur zu wissen braucht, entdeckt,
Ein andrer, der sich nie vom Nutzen will entfernen,
Wird nur den Schlendrian der goldnen Praxis lernen;

Und beyder dummen Fleiß verlacht ein tiefer Geist,
Der der Gesetze Grund, wie ein Euklides, weist.
Doch alle fehlen hier, und keiner würde fehlen,
Wollt er des andern Fleiß sich auch zum Beyspiel wählen.
Mit Recht wird Griechenland, mit Rechte Rom verehrt;
Dieß hat die Welt regiert, und jenes sie gelehrt.
Mit Rechte fraget man, zum Nutzen stets beschäfftigt,
Ob das, was man erlernt, auch der Gebrauch bekräftigt,
Mit Recht sucht man von dem, was ein Gesetz gebeut,
Den unbewegten Grund in ewger Billigkeit.
Doch soll man nirgends nicht den wahren Weg verlieren:
So muß uns Alterthum, Gebrauch und Schließen führen.

So viel umfaßt ein Geist, der sich Asträen weiht,
Gestärket durch Vernunft, wie durch Gelehrsamkeit;
Die zeiget ihm den Weg, den man vor ihm gewählet,
Die führet seinen Schritt, wo ihm ein Führer fehlet.

Denn damit schmeichle sich kein schläfriger Verstand,
Daß er nur alles weis, was man vor ihm erkannt.
Viel konnte man vor uns in feste Regeln binden;
Viel müssen wir anietzt selbst denken, selbst erfinden,

Hier schränkt man den Verstand zu weiter Vorschrift ein;
Den eingeschränkten Satz macht man dort allgemein;

Erklärt, was dunkel ist, versöhnt, was scheint zu streiten;
Läßt, wo kein Fürst befiehlt, von der Natur sich leiten.
Was dieser Staat verlangt, schickt sich für jenen nicht,
Was sonst verbothen war, wird ietzund oft zur Pflicht.
Unendlich ist die Zahl von stets verschiednen Fällen,
Man sieht sie manchen Band gehäufter Sprüche schwellen.
Vergebens lernt daraus des Ansehns träger Knecht:
Ein neuer Umstand kömmt, und heischt ein neues Recht.
Verwegner Bosheit Trotz muß man beherzt besiegen.
Mit Klugheit hindert man der schlauen List Betriegen,
Bestimmt des Beyfalls Maaß, wenn man den Zeugen hört,
Ob er voll Dummheit irrt, voll Trug uns falsch belehrt,
Lernt, wie die frevle List verborgner Uebelthaten
Durch manches Zeichen sich der Rache muß verrathen.
Dieß alles braucht Verstand. Umsonst ist dessen Fleiß,
Der, was man ihm gesagt, nur nachzusprechen weis.
Wahr ist es, daß ein Schwarm Asträen scheint zu ehren,
An Zahl den Fliegen gleich, die sich im Sommer mehren,
Für sich gedankenlos, von fremder Meynung voll,
(Nur hat er noch Verstand, wenn er betriegen soll)
Der nie nach Billigkeit, nie nach Vernunft getrachtet,
Vom Pöbel stets gehaßt, vom Weisen stets verachtet.

Doch wer ist, der so schlecht den Wehrt der Dinge kennt,
Daß er ein solches Volk Asträens Freunde nennt?
Wo ist die Wissenschaft, da nicht der Thoren Menge
Sich zu der kleinen Zahl von wahren Weisen dränge?
Wie aber, flieht nicht der, der sichre Kenntniß liebt,
Die Kunst, wo steter Zank die größten Meister übt,
Und wider einen Spruch, der auf das Recht sich stützet,
Ein andrer Spruch erscheint, den auch das Recht beschützet?
Bisweilen wankt das Recht, ich räum es willig ein;
Doch öftrer wird die Schuld nur an dem Lehrer seyn.
Ein Geist von Wahrheit voll, gewöhnt zu scharfen Schlüssen,
Entdecket da Beweis, wo andre glauben müssen,
Und wo ihm das Gesetz vielleicht zu dunkel spricht,
Versagt die Billigkeit ihm ihren Ausspruch nicht.
Durch ein verdreht Gesetz, durch ein verwirrt Erzählen
Glückt es dem Zänker nicht, ihm Beyfall abzustehlen.
Durch ihn wird selbst das Recht, das so verworren scheint,
Ein ordentlicher Bau, wo alles sich vereint.
Er sieht, wie ein Gesetz sich stets im andern gründet,
Den Menschen die Natur, der Staat den Bürger bindet;

 Er

Er kennet, er verehrt die Weisen jener Zeit,
Wie sie, an Einsicht stark, und voll Gerechtigkeit,
Vergleicht man sie mit ihm, nach weit entfernten Jahren,
Wird das ihr Vorzug seyn, daß sie sein Muster waren.
Er wirkt der Menschen Glück durch Tugend und Verstand;
Nun urtheilt, wird er wohl verehrungswerth erkannt?

V.

Ueber die Reime,

bey Gelegenheit der im Christmonate der Belustigungen des 1742 Jahres auf der 504 Seite enthaltenen Ode. (*)

Bis hieher hab ich noch, nach deutscher Dichter Sitten,
Den Rest der Barbarey, den tollen Reim geduldet.
Zwar weis ich es noch nicht, ob je sein Schellenklang
Mit Feuer und Vernunft in strenge Fesseln schloß,
Und ob ich was gedacht, das ich für schön erkannte,

Und

(*) Man wird leicht sehen, daß die Absicht ist, die Reime zu vertheidigen, nicht als nothwendig anzupreisen. Auch waren um dieselbe Zeit, noch nicht soviel gute reim freye Gedichte bekannt, als wir seitdem erhalten haben.

Und das sein Eigensinn nur aus dem Liede jagte.
Wie er, den der ihn sucht, mit so viel Angst bemüht,
So flieh' ich ietzt vor ihm, wenn er mich auch nicht scheut,
Ja wenn er mich verfolgt. So dient der spröden Schöne
Oft eines Buhlers Brunst zum grausamen Gespötte,
Des Buhlers, den hernach der Rache Lust ergötzt,
Wenn der nur Kälte zeigt, der sie in Flammen bringt.

So wagt auch ich vielleicht, den Dichtern nachzusprechen,
Die, neuer Kühnheit voll, des Reimes Fesseln brechen.
Doch, zweifelnd, ob ihr Fuß die rechte Bahn betritt,
Erwähl ich noch den Weg, den Opitz auch beschritt.
Der Dichtkunst Barbarey hat er zuerst verlassen;
War Reimen Barbarey: so mußt er Reimen hassen.

Du, dem es schimpflich dünkt, dem Opitz nachzugehn,
Was hast du für ein Recht, die Reime zu verschmähn?
„Es ist ein Kinderwerk, den Vers mit Reimen zieren,
„Was denk ich, wenn mein Ohr zwo Sylben ähnlich rühren?
„Man nennt den Bock, den Stock, ich weis es, was man spricht,
„Doch was das ock erklärt, weis meine Seele nicht.

So? denkest du denn nicht, wenn du nicht Wörter hörest?
O lerne, wie man denkt, eh du uns dichten lehrest.

Nicht alles, was in uns die Seele wirken kann,
Zeigt ein bestimmter Hauch durch Zung und Lippen an.
Wie mag der Tonkunst Macht des Kenners Ohr entzücken?
Wie rührt des Malers Werk, das Farb und Leben schmücken?
Dieß weis man, daß es stets dem Geiste Lust erweckt,
Wenn er was neues sieht, was ähnliches entdeckt,
Das Maaß im Sinne trägt, die Größen zu vergleichen.
Was ihn vergnügen soll, muß Stoff zum Wirken reichen,
Zum Sprechen eben nicht. Was ist es, das man spürt,
Wenn uns ein gleicher Klang das Ohr gedoppelt rührt?
Nur Ordnung, Aehnlichkeit, zwar einfach, bald zu fühlen,
Doch zu was edlerm gut, als nur zu Kinderspielen.
Und warum schilt dein Zorn, den nur der Reim entflammt,
Nicht auch das Sylbenmaaß, wenn er den Reim verdammt?
Sieh die vermischte Reih von kurz- und langen Tönen;
Was denkst du denn bey der? auch die mußt du verhöhnen.
Ich glaube, daß nur die zur Gattinn dir gefällt,
Vor der man Hekuben noch schön und reizend hält.

Was dächte wohl dein Geist, selbst bey Helenens Zügen?
Du wirst nicht kindisch seyn, und dich daran vergnügen.
 Die Regel hat man längst den Dichtern fest gesetzt,
Es werde durch ihr Werk Verstand und Ohr ergötzt.
„Doch sprichst du, was für Kunst hört man im Reime schallen?
„Die Ziege blöckt und reimt; es reimt der Flegel Fallen,
„Wenn Hanns mit Merten drischt." Wie sinnreich ist dein Hohn!
Doch höre: Phylax heult, und ändert stets den Ton;
Singt er ein reimlos Lied? Was hat den Reim erhoben,
Als wär er das allein, warum wir Dichter loben?
Nein, Reim und Sylbenmaaß, und Feuer und Verstand,
Die machen erst vereint des Dichters Geist bekannt,
Der, wenn er Wort und Ton nach strengen Regeln schränket,
Dabey doch schöner denkt, als man in Prosa denket.
Dann rührt er mit der Lust, die uns ein Tänzer bringt,
Wenn sein verwegner Schritt auf schwankem Seile springt;
Es würde sich kein Volk vor seiner Bühne häufen,
Wollt er den trägen Fuß auf fester Erde schleifen.

Wie

Wie ähnlich wär er dem, der, da kein Reim ihn
zwang,
So matt und elend singt, als kaum ein Reimer sang!
Nun hör auch, ob den Reim, der dich so sehr beleidigt,
Vielleicht ein stärkrer Grund, als der Gebrauch, vertheidigt.
Durch künstlich Sylbenmaaß hat sonst ein römisch Lied
Zugleich das Ohr ergötzt, des Dichters Geist bemüht.
In Ordnung mancher Art sah man die Füße stehen;
Da hüpft ein Daktylus bey schleichenden Spondeen.
Des Deutschen ernsten Vers ziert ein gesetzter Schritt,
Der nicht iezt hurtig läuft, und iezt bedachtsam tritt.
Stets soll ein kurzer Ton bey einem langen klingen;
Mehr Wechsel, und mehr Kunst ist nicht in ihn zu
bringen,
Als daß der Dichter Volk, zur Freyheit angewöhnt,
Jetzt lange Sylben kürzt, iezt kurze Sylben dehnt.
Der muntre Daktylus läßt sich nur selten hören,
Und man fängt iezt fast an ein sapphisch Lied zu lehren.
Wie Ordnung nicht ergötzt, die man zu sehr versteckt:
So macht die wenig Lust, die sich zu bald entdeckt.
Mehr Ordnung und mehr Kunst wird da das Ohr
empfinden,
Wo sich zwo Zeilen stets durch gleiches Ende binden.

Der schreibt; der dichtet nicht, der Zeil auf Zeilen häuft,
Wo der entreimte Vers so leicht, wie Prosa, läuft.
Ich lobe nicht den Reim; ich will ihn nur beschützen:
Sonst würd ich mich vielleicht auf Morhofs (*) Ansehn stützen.
Er schilt das Sylbenmaaß, erhebt des Reimes Klang;
Den lehrt uns die Natur, das ist der Künstler Zwang.
„Was schönes muß uns auch in jeder Sprach ergötzen.
„Die Reime kann man nicht, wie Lieder, übersetzen.
„Drum sind die Reime nichts." Sieh! wie du dich vergehst,
Und kühn auf Gründe baust, davon du nichts verstehst.
Nur bloß des Einfalls Werth kann deine Regel zeigen;
Des Ausdrucks Reiz und Kraft bleibt jeder Mundart eigen.
Doch, warum thust du uns des Reimes Ursprung kund?
Zum Scherze fehlt das Salz; zum Ernste fehlt der Grund.
Nein, treibt dein Eifer dich, den Reim nur auszurotten,
So zeige mehr Verstand, und witzerfüllter Spotten.

Komm,

(*) Unterr. von der deutschen Sprache und Poesie, 8. Capit.

Komm, weise, wie der Reim des Dichters Geist umschränkt;
Wie Haller, weil er reimt, nicht philosophisch denkt;
Wie uns noch mancher Scherz im Hagedorn entzückte,
Wenn der verhaßte Reim nicht allen Witz erstickte.
Wo einst dein reimlos Lied der beyden Reimen gleicht:
So glaube ganz gewiß, daß es den Reim verscheucht.
Doch, wohin eilten wohl des Reimes bange Schritte?
Verjagt ihn nicht bereits der Welsche, wie der Britte?
Kaum daß des Franzen Ohr, das sich so zärtlich nennt,
Das Sylbenmaaß verhört, und nur den Reim erkennt.
Zu diesem dürft er fliehn, doch Mothen (*) müßt er meiden.
O Volk, das Fremde liebt! nimm Theil an meinem Leiden!
Der Deutsche hat mich nur von seinem Lied entfernt,
Damit er etwas thu, das er von dir nicht lernt.
Doch nein, er darf auch noch durch Meer und Alpen reisen;
Wenn man ihn minder schätzt, wird man ihn nicht verweisen.
Wahr ists, des Britten Geist, der stärker denkt, als fühlt,
Verachtets, ob der Reim in seinem Liede spielt;

Der

(*) Houdart de la Mothe. Siehe die Vorrede zum zweyten Bande der Oden der deutschen Gesellschaft.

Der Welsche, der nicht ganz das alte Rom vergessen,
Hat ein geübter Ohr, die Sylben abzumessen.
So zart hört Deutschland nicht, wiewohl es doch noch hört;
Dieß ist es, was den Reim dem deutschen Dichter lehrt.
So lerne denn was mehr, als trotzig nachzusagen,
Was mit Bescheidenheit gelehrtre Männer wagen!
Die Reimer hat ihr Spruch verachtungswerth erkannt,
Doch niemals so, wie du, die Reime ganz verbannt;
Bis einsten der Gebrauch ein Sylbenmaß bekräftigt,
Das mehr den Geist bemüht, den Dichter mehr beschäftigt.

HORATIVS.

Si concedere nolis,
Multa Poetarum veniet manus, auxilio quae
Sit mihi, nam multo plures sumus, ac veluti te
Iudaei cogemus in hanc concedere turbam.

VI.

An Se. Excellenz Herrrn Ernst Christoph, des H. R. R. Grafen von Manteufel, als selbiger 1743 sein akademisches Jubelfest feyerte. (*)

Im Namen der leipziger deutschen Gesellschaft. (**)

Graf! dein erhabner Blick lenkt sich mit gleicher Kraft
Auf ganzer Länder Wohl, aufs Reich der Wissenschaft,
Und was wir einzeln sonst in großen Geistern preisen,
Sehn wir bey dir vereint, den Staatsmann und den Weisen.
Geschäfte höhrer Art benehmen sonst die Zeit
Und Lust zur Wissenschaft, wenn man dem Staat sich weiht.

Doch,

(*) S. Beschreibung der akademischen Jubelfeyer Sr. Excellenz ꝛc. Leipzig 1743. 4.

(**) Dieses Gelegenheitsgedicht hat eine Menge Verse, von denen ich iezo nicht sagen kann, daß ich sie wünschte nicht gemacht zu haben, sondern vielmehr, daß ich sie vielleicht wirklich nicht gemacht habe. Diejenigen, in deren Nahmen ich sprach, (sie sind nun meistens todt) fanden zu meinem grosen Verdrusse, manche Verbesserungen, bald der Deutlichkeit wegen, bald aus andern Ursachen nöthig.

Doch, Graf, dein Trieb war stark, der dich zur Weisheit lenkte,
Nicht bey dem Aeußern blieb, sich in die Tiefen senkte,
Zeit für gelehrten Fleiß bey hohen Aemtern fand,
Und mit des Hofes Pracht der Weisheit Lust verband.
Du kennst, du fühlest selbst das reizende Vergnügen,
Wahn, Irrthum, Dunkelheit und Zweifel zu besiegen;
Den Werth des Alterthums verehrend einzusehen;
Die Wahrheit neuer Zeit vernünftig zu verstehn,
Im Denken Gründlichkeit, im Ausdruck Witz zu zeigen;
Vor andern, wie an Stand, an Kenntniß auch zu steigen.

Da du dieß kennst und fühlst, was Wunder, daß dein Geist
Den Freunden der Vernunft so viele Huld erweist,
Des Standes Größe gleich des Wissens Größe setzet,
Bey Reinbecks Tode klagt, und Wolfens Freundschaft schätzet?

Die Huld erniedrigt nicht, die man Gelehrten schenkt;
Horaz macht, daß man noch an den Mecän gedenkt;
Viel andern Fürsten gleich, wär Gelon auch vergessen,
Lehrt Archimed ihn nicht die Zahl des Sandes messen;
Eugen, den Deutschland noch als seinen Schutzgott kennt,
Ist mehr noch, als ein Held, wenn ihn ein Leibnitz nennt.

Zum Ruhm der Königinn läßt uns der Britte lesen,
Sie sey im Wissen groß, und Clarken hold gewesen.
O Graf! so wird dein Ruhm auch noch dadurch vermehrt,
Daß sich auf Philuris dein Blick voll Gnade kehrt;
Und da er ihr Bemühn so nah, so scharf bemerket,
Den Fleiß in jeder Brust durch Ehrbegierde stärket.
Der Vorsicht Güte selbst sieht es gefällig an,
Was deine Gegenwart für Nutzen stiften kann,
Und unterstützt das Glück, das sie auf Leipzig lenket,
Durch Gnade, die sie sonst den Menschen seltner schenket.
Sie, deren Schluß den Lauf der Sterblichen umzirkt,
Sieht, was dein Beyspiel hier bey unsern Musen wirkt,
Verlängert auch darum dein sonst schon theures Leben,
(O red ich nicht zu stolz?) dich länger uns zu geben.
Wer liebt die Weisheit wohl, und wird nicht ietzt entzückt,
Graf, wenn er diesen Tag, dein großes Fest, erblickt?
Den Tag, der Leipzigs Ruhm vor ihren Schwestern hebet,
Dergleichen wohl kein Sitz der Wissenschaft erlebet.
Auch unser deutsches Chor erhebt sich, weil es weiß,
Du senkst ein gnädig Aug auf seinen stillen Fleiß,

Und schätzest deiner Huld, da sie Gelehrte liebet,
Auch einen Deutschen werth, der Deutschlands Mund-
art übet.
Dich zeigt Germanien, als einen Mäcenat,
Dem seiner Künste Flor sehr viel zu danken hat,
Wenn es der Fremde schmäht, daß Sprache, Kunst
und Wissen
Hier nicht, wie anderswo, der Großen Schutz genießen.
O flamme viele noch durch edles Beyspiel an,
Zeig ihnen, was den Ruhm der Deutschen heben kann!
Mit nichts vermag sich dir die Dankbarkeit zu zeigen,
Als daß sie für dein Wohl läßt treue Wünsche steigen:
Und, wenn der Vorsicht Hand mit Segen dich erfüllt,
Von ehrfurchtsvoller Lust ihr frohes Herze quillt.
Du selbsten bist vergnügt, dir Herzen zu verbinden,
Nichts kann der Weisheit Freund sonst zärtlicher
empfinden.

VII.

Der Nutzen der schönen Wissenschaften beym Vortrage philosophischer Lehren.

An Herrn Heinrich Gottlieb Schellhafer, beyder Rechten und der Weltweisheit Doctor, der deutschen Gesellschaft in Leipzig Mitglied, als selbiger zum Professor der praktischen Philosophie an dem hamburgischen Gymnasio war ernennet worden, und zur Antretung dieses Lehramtes den 18. Sept. 1742 von Leipzig wegging,

im Namen der leipziger deutschen Gesellschaft.

Freund, dir sind Recht und Brauch vom alten Rom bekannt,
Doch kein gelehrter Stolz verschmäht dein Vaterland;
Dein Eifer ist bemüht mit Mustern und mit Lehren
Den Ruhm Germaniens, der Sprache Glanz zu mehren;
Bald, wenn ein muntrer Vers, der deinen Einfall ziert,
Das Ohr durch Harmonie, durch Witz das Herze rührt;
Bald, wenn der freye Geist zwar nicht die Sylben zählet,
Doch Wort und Redensart voll Reiz und Nachdruck wählet.

O Freund! ist nicht der Fleiß, der Witz und Schönheit schätzt,
Aufs höchste Zeitvertreib, der ohne Furcht ergötzt?
Die Kraft, die Grund und Schluß erkannter Wahrheit geben,
Braucht die wohl Putz und Kunst, sie erstlich zu beleben?
So glaubt vielleicht ein Geist, der nur für sich gelehrt,
Nie Wahrheit und Vernunft durch Unterrichten mehrt,
Vergnügt, wofern nur er, den Schwierigkeit entzündet,
Durch unbewegten Fleiß den tiefsten Satz ergründet.
Er lerne, wie man sich zum schwächern Geiste senkt,
Der nicht so scharf, wie wir, auch nicht so eifrig denkt.
Vergebens wird man dem, die Wahrheit vorzutragen,
In unzertrennter Reih, nur trockne Schlüsse sagen,
Zeigt nicht des Lehrers Witz, was er begreifen soll,
Ihm leicht für den Verstand, dem Sinne reizungsvoll;
Kann muntrer Vortrag nicht die Schläfrigkeit erheitern,
Oft Ausdruck mancher Art nur einen Satz erläutern;
Macht Beyspiel, Aehnlichkeit, was eine Rede schmückt,
Nicht, daß Beweis und Satz sich stärker in ihn drückt.
So läßt uns Tullius die Kraft von tiefen Gründen,
Auch wenn er Weisen schreibt, mit Rednerkunst empfinden.
Als Redner ist er groß, weil ihn die Weisheit stärkt,
Als Weiser schreibt er schön, weil man den Redner merkt.

Vor ihm mag noch die Schaar von ungelehrten Weisen
Die trockne Barbarey als tief und gründlich preisen.
Das heißt nicht gründlich seyn, daß man die Sprache kränkt,
Neu und barbarisch spricht, gemein und dunkel denkt,
Im Schreiben Satz an Satz mit Syllogismen bindet,
Im Denken falschen Schluß auf falsche Sätze gründet.

Soll stets der Criticus des Weisen Schreibart schmähn?
Wer scharf und richtig denkt, der sprech auch rein und schön,
Daß er im Ausdruck sich so wie im Denken übet,
Die Kunst der Redner kennt, den Geist der Dichter liebet,
Und dennoch nicht dabey, von Munterkeit verführt,
Ganz den Verstand vergißt, wenn er die Sinne rührt,
Für strenge Gründlichkeit mit Witze spielend pranget,
Und uns ein Gleichniß giebt, wenn man Beweis verlanget.
Ein prächtiger Palast sey seiner Lehrart gleich,
Befestigt durch Vernunft, durch Witz an Anmuth reich.

Am meisten sey er da auf Reiz und Schmuck beflissen,
Befiehlt sein Unterricht zu thun und nicht zu wissen.

Vergebens, daß er nur den trocknen Satz gebeut
Und ewig wiederholt: Strebt nach Vollkommenheit.
In Rechten ungelehrt, unwissend in Geschichten,
Mag er vom Plato nur die Bürger unterrichten,
Der Tugend Reiz vergeht, wenn uns sein ernster Geist
Ein metaphysisch Bild von ihrer Schönheit weist.

Der Dichtkunst altes Recht ist, von der Tugend spielen;
Den Menschen lehrte sie längst seine Pflichten fühlen,
Eh ein Gelehrter noch mit Arbeit ohne Furcht
Vom Rechte der Natur den ersten Satz gesucht.
Durch Schlüsse kann das Kind nicht gut und böses trennen;
Es wird den Unterschied in ihrer Fabel kennen.
Sie zwingt uns, daß man selbst der eignen Thorheit lacht,
Und lehrt den Bürger fliehn, was Helden elend macht.
O daß doch öfters der, den ihre Glut beseelet,
Der Laster falschen Reiz zum Gegenstande wählet!

Und wenn die Redekunst der Städte Freyheit schützt,
Auf Catilinam hier, dort auf Philippum blitzt:
Bleibt ihr der Vorzug noch, daß sie manch Volk regieret,
Wenn heilger Wahrheit Kraft durch sie die Herzen rühret.

 Freund,

Freund, glücklich, wer von dir, was die Natur uns lehrt,
Wie voller Gründlichkeit, so voller Anmuth hört.
Zeuch hin, wo Ueberfluß der Freyheit Fleiß beglücket,
Und Lust zur Wissenschaft auch Reicher Seelen schmücket,
Und lieb uns, weil uns noch der Trieb, der dich auch führt,
Für Deutschlands Redlichkeit und Deutschlands Mundart rührt.

VIII.

Ueber die gegenseitige Verachtung der Philosophen und Criticorum an Herrn Johann Benedict Carpzov, (*) als selbiger den 25. Hornung 1740 in Leipzig die Magisterwürde erhielt.

HORATIVS
Dum vitant stulti vitia, in contraria currunt.

Ein seltnes Schicksal hat bey dir, o muntrer Freund,
Doch noch Gelehrsamkeit mit der Vernunft vereint,

Und

(*) Jetziger Abt zu Königslutter, Prof. der Gottesgelahrtheit zu Helmstädt.

Und leerer Köpfe Zier, die Artigkeit der Sitten,
Hat unverdroßnen Fleiß in dir bey sich gelitten.
Der Geist, der Wahrheit sucht, kaum eigner Einsicht traut,
Auf feste Gründe nur mit sichren Schlüssen baut;
Der Mann, der, was uns nur der Jahre Neid vergönnet,
Geschichte, Mundart, Brauch vom vorgen Rom erkennet.
Was wirkt von beyden doch den nie versöhnten Zwist,
Daß dieser wenig denkt, und jener wenig list?
Der nur auf Worte sieht, und jener nur auf Sachen,
Und jeder rühmlich hält, den andern zu verlachen?
Du, der du beyder Werth durch Fleiß und Witz erkennst,
Und beyden gleich zu seyn, von edlem Eifer brennst,
O Carpzov, sag es mir, ob wohl mein rauhes Dichten
Den wahren Grund erklärt? Du kannst noch billig richten.
Ihr, die ihr einst gestärkt von Rom und Griechenland,
Die wilde Barbarey durch kühnen Fleiß verbannt,
O wollt uns doch von euch das edle Beyspiel lehren,
Die Werke jener Zeit gebührend zu verehren!
Der Mönche tummen Witz habt ihr von uns entfernt,
Zur Hoheit erst die Bahn den Alten abgelernt,

Und ihren Werth erkannt, aus unbewegten Gründen,
Gelehrt, sie zu verstehn, und zärtlich, zum Empfinden.
Ihr lerntet Sprach und Brauch, die Schriften zu verstehn.
Die Schriften liest man jetzt, um Sprach und Brauch zu sehn.
Wenn hier des Römers Mund verfolgte Tugend schützet,
Dort voll gerechten Zorns auf Catilinam blitzet,
Bald uns die Kunst erklärt, durch die er Rom regiert,
Bald zu der Weisheit uns durch gründlich Zweifeln führt;
Wer ist es, der ihm folgt, und in dem theuren Werke
Vom Weisen denken lernt, und fühlt des Redners Stärke?
Wozu gebraucht man es? Um ängstlich nachzusehn,
Ob diese Worte wohl in dieser Ordnung stehn?
Ob man die Spuren noch von jenem Brauche finde?
Ob er sich auf ein Stück vergeßner Rechte gründe?
Doch nein, ich irre mich. Hat nicht ein jedes Wort
Schon im Nizolius den angewiesnen Ort?
Pitisci Lexicon ist ja in allen Händen.
Es sind Register gnug bey Grävens ewgen Bänden.
Nur diese schlägt man auf. Was hilft uns Tullius.
Als daß man noch sein Buch zum Staate zeigen muß?

Man braucht ihn wahrlich nicht, um sich gelehrt zu
nennen.
Was braucht man sonsten noch? das A B C zu kennen.
Unwissend eitler Fleiß! Da man mit Schaalen spielt,
Und nie den innern Reiz von alten Schriften fühlt.

Dieß ist auch dessen Fleiß, der sucht den Fleiß zu
fliehen,
Gelehrt zwar heißen will, doch sich nicht viel bemühen.
Wenn eines Alten Werk aufs prächtigste geschmückt,
Mit Noten überschwemmt, aus Holland wird geschickt,
Wie eilt er, diesen Schatz am ersten zu besitzen!
Zur Zier des Bücherschranks wird er ihn meistens nützen.
Vergnügt, wenn er das Buch an seinen Ort gesetzt,
Hat er durch Lesen nie den schönen Band verletzt.
Zu mühsam wär es ihm, sollt er sich unterwinden,
Vor den Erklärungen den Text und Sinn zu finden.
Und wozu braucht er es? Noch allzu großen Fleiß,
Wenn vom Heineccius er manche Stücken weiß,
Gravinens Werke kennt, was vom Sigon gehöret,
Und aus der Endung us die großen Namen ehret.
Doch wenn er überdieß noch auf französisch flucht,
Was wär er? würde nicht von ihm Paris besucht,
Da lernt er erst genau die Alterthümer kennen,
Und kann mit Rechte sich gelehrt und artig nennen,

Daß,

Daß, wenn der Doctorhut das weise Haupt geschmückt,
Sein reizend Etwas bald das reichste Kind entzückt.
Auf einmal wird nunmehr der saure Fleiß beschlossen,
Der wohlverdiente Lohn in edler Ruh genossen,
Gesellschaft, Spiel und Lust beschäftgen ihn allein,
Und daß an seiner Art kein Mangel möge seyn.
So lernt, so lebet man, so muß man ietzo leben,
Will man zu unsrer Zeit nach Ruhm und Glücke streben.

Ists Wunder, daß ein Geist, dem die Vernunft gefällt,
Gelehrte dieser Art nicht für Gelehrte hält?
Und lacht, wenn man, bemüht mit lauter Kleinigkeiten,
Sich bey der Nachwelt glaubt ein Denkmahl zu bereiten,
Nur diese trift sein Spott, nicht Männer, deren Fleiß
Den Geist der Alten kennt, und ihn zu brauchen weiß.

Und eben der verlacht das Heer von kleinen Seelen,
Das Eitelkeit nur reizt, zu Weisen sich zu zählen,
Das stets von Wahrheit spricht, und von Philosophie,
Und prahlt mit der Vernunft, und kennt und braucht sie nie.
Den halbverstandnen Satz dem Lehrer nachzusprechen,
Ist ihre ganze Kunst. Nie sehn sie seine Schwächen.
Beweis ist, daß ers sagt. Sein Ausspruch macht sie kühn,
Und voll von Wissenschaft mit wenigem Bemühn.

Nie

Nie werden sie den Blick auf alte Schriften wenden,
Denn alle Weisheit steht in Wolfens dreyßig Bänden.
Was hilft es ihnen wohl, von Rom und von Athen,
Mit Arbeit ohne Nutz, die Schriften durchzugehen?
Zumal wenn sie mit Noth noch Griechisch können lesen,
Und nie ein römisch Buch ihr großer Freund gewesen;
Denn lachen sie mit Recht, wenn einer Sylben sticht,
Und mehr wie Tullius, als wie Fonseca spricht.
Dieß ist des Streites Quell und trennt die beyden Heere.
Eins hat in Jena Ruhm, und eins in Leipzig Ehre, (*)
Der will kein Barbar seyn; und der kein Wörterheld,
Der schmäht die Criticos, und der die beste Welt.
O daß ein jeder recht, was er bekämpft, verstände!
Diß machte sie geschickt, und ihrem Zank ein Ende.
Wenn einst Colifichet die Hoffnung übersteigt,
Durch ein unsterblich Werk sich den Gelehrten zeigt,
Was schenkt uns nicht sein Fleiß für nie gesehne Schätze
Durch nützliches Bemühn! Hier ist ein alt Gesetze.
Tribonian giebt selbst davon nicht viel Bericht
Vielleicht verachtet ers, vielleicht wust er es nicht;
Ein großer Gegenstand! dieß kann vortrefflich heißen,

Es

(*) Man erinnere sich bey Geschichterzählungen, der Chronologie.

Es der Vergessenheit erst ietzo zu entreißen.
Zeit, Ursprung, der Tribun, der es dem Volke rieth,
Die Worte, Dauer, Fall, hat alles ihn bemüht.
O wichtiger Verdienst! Wer kann ihn wohl belohnen?
Er fand auch wahrlich nicht, was Kinder an den Bohnen,
Wenn dorten V W X durch zweyer Jahre Fleiß
So viel Philosophie, als selbst sein Lehrer weiß,
Auch von der Meßkunst noch den vierten Theil gehöret,
(Daß er Magister ward, hat ihn darinn gestöhret)
Und weiset, was bisher ihm sein Bemühn genützt:
Denn fiele Grotius, hätt er ihn nicht gestützt.
Begriffe, die nur er an diese Wörter bindet,
Die sinds, worauf er sich mit falschen Schlüssen gründet.
Er dehnt und quälet sich, bis er den Wunsch gestillt,
Aus dem erlauchten Drey zween Bogen angefüllt. (*)
Ein jeder wird von den des andern Thorheit lachen,
Und selbst sich lächerlich durch eigne Fehler machen.
Ach daß mein Dichten doch, zum Loben allzu matt,
Nur für die Spötterey noch wildes Feuer hat!
Und es nicht wagen darf, nach jener ihren Bildern,
Ein edler Bild in dir, mein Carpzov, abzuschildern.

Von

(*) Er hatte drey von ihm sogenannte Viros illustres bey Abschreibung seiner Disputation gebraucht: Der erste war Wolf, die andern beyden aber bey Wolfen kleine Lichterchen.

Von dir wird Livius und Wolf zugleich geschätzt,
In dir ist beyder Werth aus Kenntniß vest gesetzt.
Bewiesen, nicht erzählt, liebst du der Weisheit Lehren,
Vernunft, nicht Vorurtheil heißt dich die Alten lehren.
Catull giebt dir den Klang der römschen Lieder an,
Den Klang, den nie der Schwarm von Sängern treffen kann,
Der nur noch Lob verdient, weil er lateinisch singet,
Durch deutsches Dichten nicht den Deutschen Schande bringet.
Noch eins verschweig ich nicht, was mich an dir ergötzt,
Daß Leipzig dich gezeugt, der auch die Meßkunst schätzt,
Nicht, wenn sein fauler Fleiß ihn nur gelehrt zu pralen,
Zeigt seinen Unverstand, und spottet Strich und Zahlen.
Die Männer, deren Geist durch eifriges Bemühn
Macht unsers Leipzigs Ruhm bey fernen Völkern blühn,
Die dich auch bis hieher gelehret und geführet,
Die geben dir den Lohn, der niemals Faule zieret.
Erfülle, was man iezt voll Hoffnung noch begehrt.
Sey deines Vaterlands, und deiner Väter werth.

VIIII.

VIIII.

Gedanken über den Streit zwischen Vernunft und Glauben an Herrn M. Joh. Anton Heermann.

Was wirkt, o Heermann, doch den unglücksvollen Streit,
Der Glauben und Vernunft so lange schon entzweyt?
Wie ist? verträgt das Buch, das wir als göttlich preisen,
Die scharfe Probe nicht, von Schlüssen tiefer Weisen?
Verdient man eher nicht, daß uns der Schöpfer lehrt,
Als bis man die Vernunft, die er uns gab, verschwört?
Mit Rechte wird bey euch des Zankes Grund gesuchet,
Du, der des Glaubens lacht; du, der der Weisheit fluchet;
Der, wenn er die Vernunft mit steifen Füssen tritt,
Meynt, es geschehe Gott ein großer Dienst damit:
Und der will muntern Witz und scharfes Denken zeigen.
Des Glaubens Spötter seyn, ist großen Geistern eigen;
Und beyde folgen nur, wohin ihr Wahn sie reißt,
Den der Vernunft benennt, und jener Glauben heißt.
Verlangt nicht, wollt ihr uns der Gottheit Willen lehren,
Als ein prophetisch Wort, was ihr nur sagt, zu ehren;

Gleicht euren Feinden nicht, die ihr den Glauben schmäht,
Und richtet nicht davon, wovon ihr nichts versteht.
Der Schöpfer will uns nicht die Macht zu denken
rauben,
Doch heischt er nicht von uns zu wissen, nur zu glauben,
Wozu er uns bestimmt, wodurch man ihm gefällt,
Wie das Gewissen Ruh, die Seele Trost erhält,
Bemüht sich die Vernunft vergebens zu ergründen,
Und wird, entdeckt sie was, nur ängstlich Zweifeln finden.
Wie um den Himmel sich der lichte Milchweg zieht.
Sieht unser Auge dort, und weiß nicht, was es sieht,
Und daß den weißen Glanz ein Heer von Sonnen
schicket,
Hat ein Demokritus errathen, nicht erblicket;
So ward auch manchem Geist, der über andre steigt,
Viel, was der Christe glaubt, durch die Vernunft gezeigt,
Doch dunkel, ungewiß, nicht wie der Glaube lehret,
Den selbsten die Vernunft mit eignen Lallen ehret.
Wem gleicht ihr, die ihr hier Vernunft alleine nennt?
Dem, dessen bloses Aug des Milchwegs Sterne kennt;
Hier müßt ihr euch so gut, als eure Gegner finden,
Die sich, um mehr zu sehn, die Augen vest verbinden.
Ein forschender Verstand, der sich im Denken übt,
Die Wahrheit untersucht, und nur Beweise liebt,

Würd' oft ein Christe seyn, und unsrer Kirche nützen,
Und gründlich und geschickt die Lehren unterstützen,
Die wahr und richtig sind: So aber, wenn er hört,
Daß unser Glaube nichts, als solche Sätze lehrt,
Bey denen die Vernunft, mit Gründlichkeit und Wissen,
Vertrieben und verdammt, dem Glauben weichen müssen,
Tritt er so bald zurück. Denn das ist offenbar,
Was die Vernunft ihm sagt, hält er gewiß für wahr;
Wenn Glauben und Vernunft einander widersprechen,
So ist der Glaube falsch. Die Schuld von dem Verbrechen,
In das der Freygeist fällt, gehört dem Lehrer zu,
Der auf den Freygeist schmäht; o ließ er ihn in Ruh!
O hört er einstens auf, die Weisheit zu verfluchen!
Der Freygeist würde bald die Lehren untersuchen,
Die man für heilig hält; und ihrer Wahrheit Licht
Durchstrahlte seine Brust. Doch so geschieht es nicht,
So scheut er sich sogar, die Bibel anzurühren,
Aus Furcht, der Menschheit Werth auf einmal zu verliehren.

Nein, göttliche Vernunft, nie ward dein wahrer Freund
Auf eigne Kräfte kühn, der Offenbarung feind.

Geleitet durch dein Licht, bis an der Menschheit Gränzen,
Sieht er, wo du ihm fehlst, der Gnade Strahlen glänzen.
Doch ungelehrter Stolz, den du nur selten führst,
Merkt nicht, wie weit du gehst, noch wo du dich verlierst.
Du lehrst vom Menschentand die Offenbarung trennen,
Du lehrst uns ihren Zweck und ihren Werth erkennen.
Nicht darum gab sie uns der Schöpfer, der uns liebt,
Daß ein Erfinder sich an ihr in Schlüßen übt;
Im weiten Raum der Welt, im Abgrund unsrer Seelen
Laßt uns den Gegenstand von unserm Forschen wählen.
Die Lehre, welche selbst die Einfalt führen soll,
Mach kühne Neugier nicht von schweren Fragen voll.
Auch Seelen, welche nicht gleich Weisen denken können,
Will unumschränkte Huld ein ewig Glücke gönnen.
In einem Labyrinth, wo ihm der Faden fehlt,
Irrt der verwegne Sinn, der sich mit Forschen quält.
Der Glaube, unbemüht, die Kenntniß zu vergrößern,
Erleuchtet den Verstand, nur um das Herz zu bessern.
Genug, daß man so viel von seinen Lehren merkt,
Als in uns Trieb und Kraft für unsre Pflichten stärkt;
Genug, daß wir in dem, was Menschen nicht ergründen,
Nichts widersprechendes und tiefe Weisheit finden.
Genug, daß unser Geist die Lehren höhrer Art,
Die er noch stückweis lernt, auf eine Zeit bewahrt,

Wo er, vom Nebel frey, der itzund ihn umringet,
In den Zusammenhang mit schärfern Blicken dringet.
So faßt ein zartes Kind des Vaters Unterricht,
Erreicht sein schwacher Sinn der Lehren Grund noch nicht,
Es glaubt, und wird dadurch nur ietzo vorbereitet,
Bis es mehr Einsicht einst bey reiferm Alter leitet.
O glücklich, wen Vernunft, so wie der Glaube lenkt!
Der beyder Werth verehrt; und wenn er glaubt, auch denkt.
Als göttlich wird bey ihm nicht alte Meynung gelten,
Die Freunde der Vernunft wird er nicht Ketzer schelten;
Den Freygeist, welcher sonst des Eifers Zorn verlacht,
Hat er durch Grund und Schluß zum Glauben oft gebracht:
Und selbst ein schwacher Sinn lernt mehr durch seine Lehren,
Als Gott, gedankenloß, mit heilgen Formeln ehren.
Hier zeigt sich dir dein Bild, Freund, Lehrer der Vernunft,
O glichen, Heermann, dir doch alle deiner Zunft!
Sie nennen sich, wie du. Doch sollten wir oft schwören,
Sie wären ausgesandt, die Unvernunft zu lehren.

Die Weisheit dieser Welt aufs ärgste zu verschmähn,
Muß man ihr Meister seyn, und nichts von ihr verstehn.
Doch Geister deiner Art pflegt, troß der kleinen Seelen,
Sich zur Verherrlichung die Vorsicht stets zu wählen.

X.

Ob eine Gesellschaft, die Sprache zu verbessern, durch öffentliches Ansehn müsse berechtiget werden,

Beym Eintritte in die leipziger deutsche Gesellschaft, den 12. des Heumonats 1741. vorgelesen.

Ihr Deutsche, die ihr euch für Deutschlands Ruhm
vereinigt,
Ihr, die ihr unsern Witz und unsre Mundart reinigt,
Mit Zweifel, der die Lust in engen Schranken hält,
Erblick ich diesen Tag, der mich zu euch gesellt;
Vielleicht, daß meine Kraft durch eure Hülfe steiget,
Vielleicht, daß neben euch sich meine Schwäche zeiget.
Ich wag es, nehmt von mir nur Fleiß und Eifer an,
Wo ich durch Witz und Geist mich nicht erheben kann.
Ists euer Eifer doch, den ich an euch geschätzet,
Noch mehr, als euer Witz, so sehr er mich ergötzet:

Ihr liebt das Vaterland, nur dadurch brennt der Fleiß,
Der noch der Klugen Lob statt alles Lohnes weiß,
Zu glücklich sollt ihn nur dieß Lob allein vergelten,
Und ihn nicht jeder Thor, der euch nicht kennet, schelten.
Ihr Deutsche, die ihr euch von deutschem Sinn entfernt
Und fremde Thorheit nur von fremden Völkern lernt,
Den Satz noch nicht erkennt, den sie so deutlich zeigen:
Es steigt des Landes Ruhm, wenn Witz und Mundart steigen.
An euch bekehrt man nichts. Es sey euch immer recht,
Daß ihr mit Fremden schön, mit uns barbarisch sprecht.
Darf eure Thaten doch kein deutscher Pindar melden.
Werd ich ein Juvenal, so seyd ihr meine Helden.
„Wie aber? ist dein Fleiß, Gesellschaft, nennenswerth?
„Dein scharfer Richterspruch, der das für falsch erklärt,
„Und jenes richtig heißt. Was ist es, das er nützet,
„Wenn ihn dein Eigensinn statt alles Ansehns stützet.
So redet der (*) euch an, der, dessen kühner Geist,
Jetzt Frankreichs Fehler zeigt, ietzt Deutschlands Mängel weist,

Gut,

(*) Dergleichen Vorwürfe sind der Gesellschaft in den Lettres Germaniques gemacht worden.

Gut, wenn er sich zuvor genugsam unterrichtet,
Schlecht, wenn er übereilt und ohne Kenntniß richtet.
Dieß wiederfähret ihm, wenn er der Sprache lacht,
Wo strif und straf so sehr der Wörter Endung macht,
Und Günthern oben an bey Deutschlands Dichtern
setzet.
Und ein verachtet Lied für Günthers bestes schätzet,
Und, als verstünd er deutsch, es ohne Zittern wagt,
Aus Günthern übersetzt, was Günther nie gesagt.
Der ist es, der an euch die eitle Mühe tadelt,
Daß ihr, die kein Gesetz zu deutschen Richtern adelt,
Nur kühn auf eigne Kraft, ganz Deutschland Regeln
gebt,
Da, wie er sicher weiß, ganz Deutschland widerstrebt.
Unendlich schwere Pein = = hat ihn so viel geleh=
ret,
Daß man gebrochen Deutsch aus seinem Munde
höret.
Er selbst gestehet dieß. Nun wundre man sich nicht,
Wenn er so wohl gelehrt ein weises Urtheil spricht.
„Die deutsche Zierlichkeit ist nicht den Meisnern
eigen,
„Der Bair kann sie so gut, und selbst der Schweizer
zeigen,

„Der freyen Völker Zahl, die Deutschlands Weite hegt,
„Wird keiner Sprachkunst Joch von Sachsen auferlegt.
So wird dadurch ein Volk als Oberherr verehret,
Daß es ein gleiches Volk der Sprache Schönheit lehret?
Wenn Theben einst Athen der Mundart Vorzug gab,
Was gieng Bäotien an seiner Freyheit ab?
Ja, soll das Deutsch des Rheins der Pleisse Deutschem gleichen,
So wird der ohne Streit auch seinen Zweck erreichen,
Der nach der Sprache Glanz, die Frankreichs Ruhm erhöht,
Zum Normann, zum Breton, zum Limosiner geht.
„Da, wo der König selbst der Sprache Richter setzet,
„Da wird durchs ganze Land ihr Urtheil hochgeschätzet.
Dieß ist der kühne Satz, den kein Beweis beschützt,
Den selbst das Beyspiel fällt, durch welches er ihn stützt.
Gebeut man auch dem Ohr in drohenden Gesetzen?
Der Ton vergnüge dich! und der soll dich verletzen!
Nein, zwar die Sprache steigt, wo der Monarch sie liebt,
Weil man durchs ganze Land des Hofes Sitten übt,
Allein, will er sein Volk des Ausdrucks Schönheit lehren,
Wird man sein Beyspiel nur, nicht sein Befehlen ehren.

Der Sprachkunst Quellen sind: Brauch, Ursprung,
Aehnlichkeit,
Was der Gelehrte schreibt, nicht was der Fürst gebeut.
Der Fürst, der Lehrer setzt, macht sie zugleich nicht
tüchtig;
Ihr Ausspruch wird dadurch nur bey dem Pöbel wichtig.
Oft trotzet träger Stolz auf ein erschlichnes Amt,
Doch geht der Fleiß ihm vor, der sich nur selbst entflammt.
Muß man die Vierzig wohl, die Frankreich sprechen
lehren,
So, wie den König selbst, der sie gesetzt, verehren?
Hat dieses Ansehn wohl ein Richelet erkannt?
Wenn die Gesellschaft hier, dort er mit Frankreich,
stand?
Durft ihren Wörterbann kein Evremond verlachen? (*)
Und sie kein Despreaux zu halben Wilden machen? (**)
Doch ist man ietzt vielleicht nicht, wie vor Zeiten, kühn;
Denn wer ietzt denken will, muß Frankreich öfters fliehn.
Vielleicht muß man sich ietzt nur nach den Vierzig richten,
Und, schreibt man nicht, wie sie, nach Lannois Hofe
flüchten. (†)

K 5 Gefühl,

(*) S. die Comödie les Academistes, in Evremonds Schriften.
(**) S. dessen 18. und 19. Sinngedichte.
(†) Es hielten sich damals bey dem Herrn von Lannoi in Brüssel verschiedene Gelehrte auf, so sich in Frankreich nicht durften antreffen lassen.

Gefühl, und nicht Gebot regiert des Deutschen Ohr.
Er zieht, was Meissen spricht, der eignen Mundart vor.
Nicht, weil ein meißner Mund die Sprachkunst nie verletzet,
Nein, nur, weil er doch mehr durch Richtigkeit ergötzet.
Lehrt unser Meißen nicht der Sprache Zierlichkeit
Noch weiter, als August an Kaisers Statt gebeut? (*)
Selbst, wo der Lindmat dort das alte Zürich theilet,
Selbst, wo um Nüchtlands Haupt die Aar gebogen eilet,
Kennt zwar das freye Volk der Deutschen Herrschaft nicht;
Doch uns gehorchet es, und redt, wie Meissen spricht.

Gelehrte, fahret fort die Mundart auszubessern,
Daß ihr nur selbst euch hebt, muß euren Wehrt vergrößern.
Laßt nicht den Eifer nach, der Deutschlands Ruhm vermehrt.
Hofft keinen schlechtern Lohn, als daß euch Deutschland ehrt.

(*) Nach Carl des VI. Absterben.

XI.

Auf den Tod des breslauischen Rectors, Herrn Christian Stiefs.

Bey einer Kenntniß stets verzagt und träge stehn;
Nie lehrbegiergen Blick nach andrer Wahrheit drehn;
So wie der Thiere Witz nur eine Kunst vollbringet,
Die Spinne nichts, als webt, die Lerche nichts, als singet,
Kömmt schlechten Seelen zu; Erhabner Geister Kraft
Erschöpft die Arbeit nicht von einer Wissenschaft.
Ihr Fleiß, den nichts vermag in engen Raum zu schränken,
Durchreist der Wahrheit Reich, und denkt, wo Menschen denken.

So war, zu Breslaus Ruhm, der theure Greis gelehrt,
Den es fast funfzig Jahr und noch zu kurz verehrt.
Zu wenig war für ihn, der Weisen Sprachen kennen,
Mit Schätzung ihres Werths die großen Alten nennen;
Noch bey der Alten Werth der Neuern Werth verstehn,
Im Schicksal manches Volks der Vorsicht Herrschaft sehn:

Auch

Auch was Natur und Kunst für Wunderwerke zeigen,
Da, wo der Schöpfer spricht, und Bücher öfters schweigen;
Wie viel der kleine Mensch voll Ohnmacht sich erkühnt;
Wie Himmel, Erd und Meer nur seinem Witze dient;
War seiner Einsicht werth; Er sah in tiefen Klüften
Des armen Bergmanns Fleiß; In Gluth und Schwefeldüften:
Wie Bley aus Steine fließt; Mit nützlichem Bemühn,
Ließ er erst fremden Klee auf Breslaus Wiesen blühn.
So ward durch seinen Fleiß auch andrer Fleiß gelenket,
Zu sehn, was Gott erschuf, zu brauchen, was er schenket.

Vollkommner sieht er ietzt, von langem Dienst befreyt,
Den Schöpfer unsrer Welt, als Herrn der Seeligkeit.
O möchte, da wir ihn für uns noch früh verliehren,
Nur manchen Geist bey uns sein großes Beyspiel führen!

Oden.

Oden.

I.

Die Macht des Menschen.

Euch alle soll der Mensch regieren,
Sprach einst Prometheus zu den Thieren,
Der Mensch, das Werk von meiner Hand.
Wie? ließen sie sich trotzig hören,
Gebeut was Größers uns zu ehren,
Der Mensch wird nicht von uns erkannt.
Dieß Wesen ohne Kraft und Waffen,
Dieß hast du uns zum Herrn erschaffen?
So fragt der Leue schon ergrimmt:
Dann will ich seine Herrschaft schauen,
Wenn er, zerfleischt von meinen Klauen,
In seinem Blute vor mir schwimmt.

Ich? sprach der Adler, soll ihm nützen?
Auf Gemsen nie erstiegnen Spitzen
Wird ihm mein Wohnhaus wohl entdeckt?
Wodurch denn will er mich bezwingen?
Der kühne Flug von meinen Schwingen
Geht höher, als sein Blick sich streckt.

Mir, schloß der Wallfisch zu gebieten?
Soll er, wo Frost und Wellen wüten,
Mir mehr, als beyde, furchtbar seyn?
Nein, Heerden von dergleichen Thieren
Will ich, mein Schwanz darf sich nur rühren,
Zerschmettert in das Meer zerstreun.

Wißt, hat sie drauf der Gott belehret,
Schwach, unbeflügelt, unbewehret
Ist er doch mächtiger, als ihr.
Was mehr, als Stärke, Flug und Waffen,
Wird ihm nur eine Kraft verschaffen,
Und diese Kraft besitzt kein Thier.

Dann trotz ein Löw auf seine Klauen,
Wenn er, durch schärfern Stahl zerhauen,
Vor ihm in seinem Blute liegt.
Dann wird der Adler ihm enteilen,
Wenn durch die Luft auf schnellern Pfeilen
Der Tod unfehlbar nach ihm fliegt.

Du wütest nur, um mehr zu bluten,
Belebtes Eyland kalter Fluten,
Wenn dich sein kühner Schuß verletzt.
Vor Menschen wird dein Stolz entweichen,
Die selbst der Rest von ihres gleichen
Verächtlich, fast zu Thieren setzt. (*)
Die Kraft, durch die ihm wird gelingen,
Luft, Erd und Wasser zu bezwingen,
Die bleibt euch ewig unbekannt.
Zu bald nur wird sie euch zum Schrecken
Durch ihre Wirkung sich entdecken,
Den Namen hört: sie heißt Verstand.

(*) Die grönländischen u. a. nordliche Wilden.

II.

Auf die Steinauer- und Sonnenkalbische Verbindung, 1740.

HALLER.

J'ai ſenti ces transports connus de peu d'humains,
Que la verité nous inſpire,
Quand on en a percé les voiles incertains.
— — — — — — —
Mais depuis que mon coeur a gouté de ta flame,
Il ne ſent plus que pour l'amour.

Vergebens prahlt ihr, eitle Weiſen,
Die Wiſſenſchaft uns anzupreiſen,
Mit der ihr euch ſo ſehr erhebt;
Der Wahrheit Reiz, der Weisheit Stärke
Rühmt ihr umſonſt, zeigt es im Werke,
Daß ihr allein für dieſe lebt.

Das Zärtlichſte, das wir empfinden,
Die Liebe ſelbſt, zu überwinden,
Sind eure Kräfte viel zu klein.
Beherrſcht die Weisheit eure Sinnen:
Was räumt ſie andern Herrſcherinnen
Den Platz ſo bald und willig ein?

Für Kenntniß, welcher nachzustreben,
Gelehrte selten sich erheben;
Hast du, o Freund! bisher gebrannt:
Dir sind durch ihre hohe Lehre
Des Britten, Deutschlands, Frankreichs Ehre,
Lock, Leibniz, Varignon, bekannt.

Kein Glücke konnte dich sonst rühren,
Als tiefer Wahrheit nachzuspüren,
Wo Forschen uns mit Lust bemüht:
So weis oft sprödes Widerstreben
Der Schönen stärkern Reiz zu geben,
Wir folgen ihr, weil sie uns flieht.

Doch selten wird man lange dienen
Geliebten, die nur reizend schienen,
Eh wir was reizenders gekannt;
O Freund! durch Willhelminens Küsse
Sind Zahlen, Striche, tiefe Schlüsse,
Lock, Leibniz, Varignon, verbannt.

Zu schwache Kraft von trockner Wahrheit!
Sie strahlt umsonst mit matter Klarheit,
Ein Blick voll Feuer dämpft sie bald:
Gewisser, als Euklidens Lehren,
Ist ieder Ausspruch zu verehren,
Der aus zwo holden Lippen schallt.

Wie, Freund? der edelste der Triebe,
Der Trieb zu wissen, weicht der Liebe?
Die Weisheit fliehet deinen Sinn?
Nein, ohne Furcht, dich zu verliehren,
Sieht sie die Liebe triumphiren,
Und bleibt doch deine Herrscherinn.

Der Trieb, der nach der Wahrheit brennet,
Der ists, der uns von Thieren trennet,
Er macht uns erst der Menschheit wehrt:
Und tugendhafter Liebe Flammen,
Der Menschheit Wirkung zu verdammen,
Das hat er nie von uns begehrt.

Mit Augen, von Vernunft gelenket,
Durchgeht, wer mehr, als andre denket,
Das alles, was man Güter nennt:
Nie bleibt sein Blick am Aeußern haften,
Wo er, geschärft durch Wissenschaften,
Den innern Fehler bald erkennt.

Nur euch, von Wahrheit leere Seelen,
Kann Schein verblenden, Sehnsucht quälen,
Erhaltnes Gut ein Ekel seyn:
Zufriedne Wahl aus sichern Gründen,
Des Glückes zärtlichstes Empfinden,
Das giebt die Weisheit ganz allein.

Nie wird sie mit zu strengen Lehren
Den Ausbruch eines Triebes stören,
Den die Natur in uns gesenkt:
Sie selbsten wird ihm Stärke geben,
Nur daß durch sie sein glücklich Streben
Sich nach dem wahren Gute lenkt.

O wollte mir ein Lied gelingen!
Vergnügter Freund, dein Glück zu singen,
Dein Glück, das deinen Wunsch erreicht!
O fühlt ich ietzo Dichterflammen!
Stark, weil sie von der Weisheit flammen,
Ein Feuer, das dem deinen gleicht.

Ich bin zu schwach für dieß Entzücken,
Da Kraft, es lebhaft auszudrücken,
Selbst dem, der es empfunden, fehlt.
Mehr, als durch meiner Dichtkunst Loben,
Wird die, die du gewählt, erhoben,
Nur dadurch, daß du sie gewählt.

Ihr, denen nichts kann widerstreben
Ihr, die, uns alles Glück zu geben,
Die Vorsicht von dem Himmel schickt:
Erhabene Weisheit! holde Liebe!
Vereint, verstärket eure Triebe,
Und machet dieses Paar beglückt.

C I B B E R.

— — the nearest to the Joys above
Is the chast Rapture of a vertuous Love.

III.

Hannchen.

Ungezählter Namen Menge
Schmückt die feurigen Gesänge,
Die der Dichter Zärtlichkeit
Ihrer Schönen Reizung weiht.

Der besingt die kluge Doris,
Jener die geputzte Chloris,
Und des dritten treuer Sinn
Sehnt sich nach Callisten hin.

Henriette, Christiane,
Wilhelmine, Mariane,
Leonore, Margaris,
Sind der Ewigkeit gewiß.

Phyllis, Iris und Selinden . . .
Doch wer kann ein Ende finden,
Wo der Dichter Schöpfungskraft
Namen, wie die Schönen, schafft?

Unbemüht, sie durchzuzählen,
Werd ich einen Namen wählen,
Den von Reiz und Schönheit voll
Stets mein Lied erheben soll.

Was man liebenswerth erkennet,
Nennt man, wenn man Hannchen nennet.
Wie viel Schönes nennt der nicht,
Der nur Hannchens Namen spricht?

Seht, wenn sich die bunten Mengen
Sonntags aus den Kirchen drängen,
Gebt auf unsrer Fenster Pracht
Mit erhabnen Blicken Acht:

Tausend müßt ihr reizend finden,
Tausend müssen euch entzünden,
Und der Hannchen nur allein
Mehr, als aller sonsten seyn.

Unbemüht, sie durchzuzählen,
Werd ich nur ein Hannchen wählen;
Dessen Reiz, der mich vergnügt,
Aller Hannchen Reiz besiegt.

IIII.

Commentarius über nachstehende Ode.

Ein geputztes Frauenzimmer zu betrachten, ist eine Handlung, die mit den Wissenschaften eines Gelehrten keine Verbindung zu haben scheint, ausgenommen, daß etwa ein Poete dadurch kann zu einer liebreichen Ode erhitzt werden: Doch seitdem ich mich et-

was um die Baukunst bekümmert, habe ich anders von der Sache urtheilen lernen; und ich halte es nunmehr einem Baumeister für so nöthig, geputzte Schönen zu betrachten, als einem jungen Herrn, die Kirchenparade in Acht zu nehmen. Ich weis nicht, ob meine Neigung in dieses Urtheil einigen Einfluß hat, und ob es mir geht, wie den Aerzten, die, wenn sie den Caffee gern süß trinken, den Zucker für sehr gesund ausgeben. Meine Leser werden aus dem, was ich sage, vielleicht sehen können, wie viel Gewicht bey mir das Herz den leichtern Gründen beygelegt habe.

Wenn wir dem Vitruv glauben dürfen, so haben sich die alten Baumeister, bey Angebung der Säulenordnungen, nach dem menschlichen Körper gerichtet. Die stammhafte dorische Säule soll eine Mannsperson vorstellen: Die dünnern Schäfte von der jonischen und korinthischen Ordnung, sind von den weiblichen Körpern nachgeahmet; und zwar ist der jonische Stamm noch dicker, als der korinthische; weil beyde von einander, wie ein verheirathetes Frauenzimmer und eine Jungfer, unterschieden sind. So gar die Kleidung hat die Baukunst auszudrücken gesucht, aber nur bey dem Frauenzimmer. Man hat niemals einer dorischen Säule einen Harnisch angelegt, oder einen Helm aufgesetzt: Aber die weiblichen Ordnungen hat man längst herunter eingekerbt, die Falten in den Frauenzimmerkleidern anzudeuten, und ihre Capitäler mit Wirbeln geschmückt, um die gewundenen Haare vorstellig zu machen.

So viel ist die Baukunst dem griechischen Frauenzimmer schuldig. Und gleichwohl habe ich noch fast

das Wichtigste, nämlich, die genetische Definition von dem korinthischen Capitäle vergessen. In Korinth starb ein lediges Frauenzimmer; ihre Wärterinn setzte einen Korb mit etlichen Sachen, die der Verstorbenen sehr lieb gewesen waren, auf das Grab, und verwahrte ihn vor dem Regen mit einem Ziegelsteine. Der Korb war ungefähr auf einige Zweige vom Akanthus zu stehen gekommen; die wuchsen hervor, schlungen sich an dem Korbe hinan, und krümmten sich, als sie an den querüber gelegten Ziegel stießen. Kallimachus, ein kunstreicher Baumeister, sah dieses, und ahmte es in dem Capitäle der korinthischen Säule nach. Mit was für Wahrscheinlichkeit der Korb mit der Pflanze auf eine Säule komme, und die oben aufliegenden Balken, ohne eingedruckt zu werden, trage; darum frage man mich nicht; denn Vitruv schweigt davon still. Wäre der sinnreiche Mann bey einem unserer Schwibbogen vorbey gegangen; er hätte vielleicht ein Bret voll Kränze an die Säule gehenkt.

Ich habe mich manchmal gewundert, warum unsere Baumeister, was die Ordnungen anbetrifft, nur Copisten der Alten sind, und ich finde den Grund darinnen, daß unsere Baumeister nicht auf den Putz des Frauenzimmers genug Achtung geben. Hier würde sich für ihre Erfindung ein weites Feld eröffnen. Eine Säule in der Adrienne würde ja wohl so gut lassen, als eine im faltigten Kleide: Ein Bouquet, eine Zitternadel, ein Flügelnachtzeug, würde sich ja wohl besser ins Capitäl schicken, als ein Korb und etliche aus einem Grabe hervorkriechende Pflanzen. Man mache

mir nicht etwa den Einwurf, eine Säule nach meinem Entwurfe möchte eher aus der Mode kommen, als sie der Baumeister gezeichnet hätte. Denn das Hauptwerk in den Kleidungen bleibt ziemlich beständig, und die allzuveränderlichen Kleinigkeiten werden ohnedieß nicht ausgedrückt. Man brauchet es der Säule nicht anzusehen, ob die Aermel weit oder enge, faltig oder glatt sind.

Es ist nicht nöthig, daß ich denen, die etwa meinen Vorschlag ins Werk richten wollten, weiter Anleitung gebe. Ein großer Mathematicus, nachdem er gewiesen hat, wie es angehe, alle mögliche Ordnungen zu bestimmen, setzet hinzu: die Ausführung selbst könnten auch Leute von geringem Verstande verrichten. Ich kann von meiner Erfindung eben so sprechen. Weil ich indeß fast befürchte, es möchte niemand so bald die Ehre verlangen, von mir unter die Leute von geringem Verstande gezählet zu werden: So halte ich es für eine Pflicht unserer Poeten, daß sie den Putz des Frauenzimmers verewigen, wenn es die Baumeister nicht thun wollen. Heißt es sonst:

Gewisser, als auf Marmorsäulen,
Trotzt in Homers geweihten Zeilen
Achilles der Vergessenheit:

So wird auch eine Mode unserer Schönen in Versen unvergänglicher seyn, als in Säulenordnungen.

Ich darf zwar meinen Versen keine Unvergänglichkeit, noch viel weniger eine unvergänglich machende Kraft

Kraft zuschreiben: Doch habe ich einmal einen Versuch von der Art gemacht, den ich hersetzen will, oder vielmehr dem zu gefallen ich das Vorhergehende hergesetzt habe. Denn weil meine Ode einige Dunkelheit zu haben schien, und ich gleichwohl nicht den großen Dichtern nachahmen wollte, die über ihre eigene Werke Anmerkungen machen, und uns deren Schönheit zeigen, so entschloß ich mich, die Erklärung davon voranzusenden. Ich habe mich aber auch der Freyheit bedienet, die ein Commentator hat; und daher in meine Erklärung gesetzt, nicht nur was zum Verstande dieses Liedes nöthig war, sondern auch, was mir einfiel, und dem ungeachtet vielleicht noch nicht alles gesagt, was meinen Autor zu verstehen nöthig ist.

Chloris, oder die korinthische Säule.

Vor kleiner Schönen schlechter Menge
Erhebt sich Chloris Reiz und Länge.
Mein Blick, seit er nach ihr sich lenkt,
Wird niemals jenen zugesenkt.
Nicht glatter Schmuck von niedern Köpfen,
Nicht Haar, das sich in braunen Zöpfen
Verwirrt um gelbe Nacken schwingt:
Nur Chloris Haar kann mich vergnügen,
Das stolz, sich so erhöht zu biegen,
Sich Reihenweis in Locken schlingt.

So steht, bey niedrer Säulen Dicke,
Der Baukunst schlankes Meisterstücke,
Und trägt den Knauf so hoch als schön,
An dem sich sechzehn Wirbel drehn:
O Künstler, so viel Reiz zu zeigen,
Macht ihr der Griechinn Reiz ihm eigen,
Sie schenkt ihm Länge, Locken, Tracht,
Doch soll man es für Chloris halten:
Gebt ihm statt der verjährten Falten,
Des steifen Rockes weite Pracht.

V.

Anakreontische Oden.

*

Grüne Büsche, bunte Gänge,
Euer reizendes Gepränge
Macht der angenehme May,
Nach verjagtem Winter, neu.
Doppelt seyd ihr schön zu schätzen,
Doppelt könnt ihr uns ergötzen
Durch der Blumen farbicht Heer,
Durch der Schönen Zahl noch mehr.

Manchen

Manchen Schwarm von Schmetterlingen
Sieht man sich um jene schwingen;
Die, verfolgt oft zum Verdruß
Des geputzten Thoren Fuß.

Stets verjüngt sich euer Prangen,
Wenn ihr das, was euch vergangen,
Was euch jeder Herbst entreißt,
Jeden Frühling schöner weist.

Doch auf ewig ist dein Prangen,
Liebster Ort, für mich vergangen,
Nichts ergötzt hier meinen Geist,
Wo sich Hannchen nicht mehr weist.

* *

Ich kann kein Haller werden
Und in erhabnen Liedern
Von hoher Weisheit singen:
Ich kann nicht, muntres Scherzen
Mit Wissenschaft zu zieren,
Nach Hagedorns Exempel,
Viel lesen und viel denken;
Ich kann mit Schlegels Fleisse,
Mit Schlegels großem Geiste
Kein Trauerspiel erfinden,

Ich kann nicht Fabeln machen,
Wie Gellert zärtlich fühlen,
Wie Gellert edel denken;
Ich kann nicht, kühn wie Klopstock
In prächtchen neuen Tönen
Die Mägdchen ernsten Tiefsinn,
Die Stutzer Andacht lehren.
Viel minder wie die Zyrcher
Patriarchaden schaffen;
Auch kann ich nicht wie Lessing
Von Thieren, Pflanzen, Steinen,
Von Türken und Gespenstern,
Selbst Weisen zum Ergötzen,
Sind sie nur keine Alten,
Sind sie nur keine Türken,
Sind sie nur keine Steine,
Anakreontisch scherzen.
Was henker soll ich machen,
Daß ich ein Dichter werde?
Gedankenleere Prose,
In ungereimten Zeilen,
In Dreyquerfingerzeilen,
Von Mägdchen und von Weine,
Von Weine und von Mägdchen,

Von

Von Trinken und von Küssen,
Von Küssen und von Trinken,
Und wieder Wein und Mägdchen,
Und wieder Kuß und Trinken,
Und lauter Wein und Mägdchen
Und lauter Kuß und Trinken,
Und nichts als Wein und Mägdchen
Und nichts als Kuß und Trinken,
Und immer so gekindert,
Will ich halbschlafend schreiben,
Das heißen unsre Zeiten
Anakreontisch dichten.

VI.

Die Wachsbilder, (*)

antianakreontische Ode.

Mit wächsernen Gerichten,
Die unser Aug ergötzen
Und selbst den Gaumen reizen,
Seh ich den Tisch beladen;
Mit wächsernen Personen,

Die

(*) Man sahe sie in der Leipziger Michaelmesse 1751.

Die uns zu leben scheinen,
Den nur Bewegung fehlet,
Seh ich den Tisch umgeben;
Da stehn belebte Schönen,
So schön als Wachsgesichter
Und sehn die Wachsgesichter,
Man würde sie vertauschen,
Wenn nicht die Bilder schwiegen,
Wenn nicht die Schönen redten;
Doch könnten manche Schönen
Nur wie die Bilder schweigen,
So heilte nicht die Zunge,
Wen das Gesicht verwundet.

— nocuit formae barbara lingua bonae.
Ouid.

VII.

Die Todesarten.

Zernitz starb vor Keuschheit,
(Seltner Tod der Dichter!)
Pitschel an der Schwindsucht,
Schlegel vom Studiren,

Gellert, wird er sterben,
Stirbt am Hypochonder;
Doch was mich wird tödten,
Ist verhaltnes Böse
Giftiger Satiren.

VIII.

Der Magisterschmaus (*)

1745.

Mit Tönen, die die Enkel hören,
Will ich das Freudenfest beehren,
Gesellschaft, Scherzen, Spiel und Wein
Soll durch mein Lied verewigt seyn.
Doch wenn es bey der lauten Menge
Von Meistern tändelnder Gesänge
Nicht in der Nachwelt Ohren dringt,
So wird es weit genug erschallen,
Kann nur sein Klang noch euch gefallen,
O Freunde! deren Lust es singt.

Du

(*) An M. Christian Friedr. Oechliz.

Du hast uns diese Lust gegeben,
Du Anfangstag vom neuen Leben,
Da man, seit uns der Titel ehrt,
Den Namen seltner nennen hört.
Geburtstag ungezählter Lieder,
Da viel nur einmal, und nicht wieder
Den Glanz von deinem Lichte sehn,
Und ihres Helden Trefflichkeiten
Recht nach Verdiensten auszubreiten,
Zur Heringsfrau, zum Kramer gehn.

Der niedren Sonne schwächrer Schimmer
Versammlet auf des Wirthes Zimmer
Die Freunde, die er werth geschätzt,
Daß sie und ihn sein Fest ergötzt:
Nicht roher Brüder wilder Haufen,
Geübt, zu schwärmen und zu saufen
Und ihre Thorheit auszuschreyn.
Nur wenig, aber ausgewählet,
So viel man Gratien gezählet,
Der Wirth kann statt der Venus seyn.

Getränk, dazu aus weiter Ferne
Vom Osten rother Beeren Kerne,
Vom Abend süßen Schilfes Saft
Europens Wollust sich verschafft,
Komm, dich in braungefärbten Flüssen
Aus dem Metalle zu ergießen,

Das

Das Spiegeln gleich an Schimmer strahlt,
Ins Glas, durch dessen zärtlich Prangen
Mein Sachsen kann den Ruhm erlangen,
Mit dem das eitle China pralt.

Du stockst? welch zaubrisches Bemühen
Will dein Vergnügen uns entziehen?
Hast du ein frostig Lied gehört,
Das dich in starrend Eis verkehrt?
Nein, stets bereit hervor zu schießen,
Läßt dich des Hahnes Troz nicht fließen,
Der fest in enger Rundung steht,
Die Kraft von Leipzigs zarten Söhnen
Sehn wir ihn unbewegt verhöhnen,
Bis ihn des Fremden Stärke dreht.

Zwar, deiner Heldenthat zu lohnen,
Verlangst du keine Siegeskronen,
Du, der des Hahnes Widerstand
Geschickt und mächtig überwand:
Doch dankbar dein Verdienst zu schätzen,
Verstatten wir dir ein Ergötzen,
Das sonst des Zimmers Putz versagt, (*)
Daß, troz der großen Spiegel Glanze,
Virginiens verbrannte Pflanze
Sich an den Gips der Decke wagt:

(*) Die Scene war in des Neodidascali seiner Mama ihrer Besuchstube.

Nun, daß wir vom Caffee zum Essen
Die Stunden nicht verdrüßlich messen
Was thun wir? das vergnügungs voll
Uns ihren Lauf verbergen soll.
Zwar pflegt die Zeit uns ohn Empfinden
Zu bald nur öfters zu verschwinden,
Wenn Witz und Wahrheit uns erfreun;
Doch ietzt soll Witz und Wahrheit schweigen,
Wenn wir uns oft als Weise zeigen,
So laßt uns einmal Menschen seyn.

Papier voll zaubrischer Figuren,
In dir sind tiefer Weisheit Spuren,
Die Schöne, die kaum lesen kann,
Fängt gar bey dir zu denken an,
Hilf du uns ietzt die Zeit verschwenden
Mit vierzig Blättern in vier Händen,
Die in zwey Paar das Spiel zertheilt;
Da der, den wir zum Beystand zwingen,
Uns oftmals hilft den Sieg erringen,
Oft mit uns ins Verderben eilt. (*)

(*) Ich hoffe, die Pancirolle und Salmuthe der künftigen Zeiten werden ihre gelehrten Untersuchungen von der Quadrille mit dieser Stelle vortrefflich auszieren.

Bey deinen scherzerfüllten Kriegen (*)
Vergehn zwo Stunden mit Vergnügen,
Und eh vier andre noch vergehn,
Wird unter uns die Sonne stehn.
Nicht weil uns Kampf und Sieg ermüden,
Begehren wir zuletzt den Frieden,
Den matte Furchtsamkeit erzwingt:
Nein, kühn und stark zu fernern Streiten
Sehn wir beym Frieden beßre Zeiten,
Nur weil man uns das Essen bringt.

Was soll mein Lied noch ferner preisen?
Die Menge, Wahl, Geschmack der Speisen,
Den Wein von ungeschwächter Kraft,
Wie er in Frankreich Dichter schaft;
Die Freyheit von gezwungnen Sitten,
Das Recht der Franzen und der Britten,
Das deutsche Höflichkeit sich raubt;
Die Wollust, die Gespräche schenken,
Bey den wir reden, wie wir denken,
Und Lachen, das Vernunft erlaubt.

(*) Da unter andern der Verf. mit einer poetischmathematischen Zerstreuung die Spadille ausspielte, als sein Gehülfe mit der Manille gestochen hatte; so hatten sie beyde den Stich desto gewisser.

Hier zeigt euch Freunde dieß Vergnügen
Sich noch einmal in todten Zügen,
Mein Vers erinnert euch daran,
Was er nicht lebhaft schildern kann.
Ihr wißt, so schwatzhaft er gewesen,
Daß ihr nicht alles noch gelesen,
Womit uns dieser Tag erfreut;
Doch heischt von mir nicht mehr zu reimen,
Ich seh, wie für mein spielend Säumen
Mir schon die ernste Meßkunst dräut.

VIIII.

Der Ehrgeiz in der Liebe.

In Namen eines Frauenzimmers.

Kömmst du, mein Herze zu bestreiten:
So komm, o Liebe, nicht allein,
Laß edlen Ehrgeiz dich begleiten,
Durch ihn nimmst du vielleicht mich ein.
Zu sanfter Triebe matte Lust
Verachtet meine muntre Brust.

Wenn

Wenn nur ein unschuldsvoller Knabe,
Den erst mein Auge lieben lehrt,
Wie tief ich ihn verwundet habe,
Mir stammelnd und voll Furcht erklärt:
So scheint er nur für mich entbrannt,
Weil er nichts schönes noch gekannt.

Doch so ein Sieg kann mich vergnügen,
Der Nebenbuhlerinnen schmerzt;
Nur der darf mir zu Fuße liegen,
Der über sie regiert und scherzt;
Und meiner Reizung, die ihn zwingt,
Zum Opfer ihre Seufzer bringt.

X.

Liebeserklärung. (*)

Phyllis kann mein Glück mir geben,
Doch sie macht mir keine Pein;
Unterthan will ich ihr leben,
Aber nicht ihr Sklave seyn:

(*) Not an Angel dwells above
Half so fair as her I love.
Heaven knows how she'll receive me:
If she smiles I'm blest indeed
If she frowns, I'm quickly freed
Heaven knows she ne'er can grieve me.

None

So soll sie kein Herz verehren,
Wie mein Herze sie verehrt;
Doch will sie es lieben lehren,
Halte sie es liebenswerth.

Ja ihr Blick soll mich entzünden,
Lenket ihn die Freundlichkeit,
Keine Gluth werd ich empfinden,
Wenn er mir Verachtung dräut.
Eh ich mich zu Tode sehne,
Werd ich mich von ihr befreyn:
Ist sie gleich wie Engel schöne,
Grausam wird sie häßlich seyn.

None can love her more than I
Yet ſhe ne'er ſhall make me die;
If my Flame can never warm her,
Laſting Beauty I'll adore,
I ſhall never love her more
Cruelty will ſo deform her.

S. Vanbrug's Comedy: The provok'd Wiſe
Act. II. Sc. 2.

XI.

Der Liebhaber ohne Eifersucht.

Ja, neiderfüllter Buhler Seelen
Mag ihrer Schönen Auge quälen,
Wenn es nach andern seitwärts zielt;
Doch, daß ich Chloris stärker liebe,
Macht, weil sie zärtlich heiße Triebe
In jedem wirkt, für jeden fühlt.

Ein einzig Herze zu besiegen,
Kann schlechter Schönen Geist vergnügen;
Kein Wunsch ist, der sich weiter regt,
Wenn einer nur im Sklavenstande,
Der matten Reizung schwache Bande,
Mit Treue voller Einfalt trägt.

So lebt ins Erdballs kleinstem Stücke
Ein blöder Fürst in schlechtem Glücke,
Den kaum sein Hof, sonst niemand kennt;
Sein Ländchen kann kein Feind verringern;
Doch Chloris gleicht den Weltbezwingern,
Ihr Unterthan ist, wer sie nennt.

XII.

Betrachtung bey Gelegenheit des Kometen.

1742.

Durchs Glas, das unsre schwachen Blicke
Zur Kenntniß ferner Welten stärkt,
Ward gestern, mit verschiednem Glücke,
Der Erdball, der ietzt brennt, bemerkt.
Des heitern Himmels blaues Leere
Stellt sich des einem Auge dar;
Der findet in dem Sternenheere,
Statt des Kometen, den Polar.
Wohl! endlich hab ich ihn gefunden,
So ruft der dritte halb entzückt;
Er ruft, und sieht sein Glück verschwunden,
Indem die Hand das Rohr verrückt.
Der Schönen Wünschen und Bemühen
Hält selbst den Unbestand nicht fest;
Sie sehn ihn durch die Gläser fliehen,
Wie er das Rohr, das wankt, verläßt.
Was macht den Stern vor uns verschwinden?
Aefft unsern Fleiß wohl sein Betrug?
Nein, ihn gewiß durchs Rohr zu finden,
Sind wir nur nicht geschickt genug.

Geschichte, du sollst mir ietzt zeigen,
Was wir in keiner Fabel sehn.
Heiß Männer von dem Laster schweigen,
Mit welchem sie die Schönen schmähn.
Man braucht nicht lange nachzusinnen,
Wenn mancher sie für falsch erklärt;
Ihr Herz zu kennen, zu gewinnen,
Fehlt ihm Geschicklichkeit und Werth.

XIII.
Einladung zu einem Spaziergange,

im Hornung 1742.

Freund, wag es einst, verlaß dein Zimmer,
Das nie verlöschte Glut erhitzt;
Sieh, wie der höhern Sonne Schimmer
Auf Schneebedecktem Felde blitzt.
Ein Zärtling mag den May erwarten,
Noch wagt er sich kaum an das Thor:
Doch liebst du Gang, und Lust, und Garten
So komm dem Lenzen selbst zuvor.
Verziehst du, bis des Sommers Wärme
Den Schweis aus matten Gliedern preßt;
Des Pöbels dringendes Geschwärme
Uns kaum den Weg zu treten läßt;

Ein Reicher, den zwey Pferde führen,
Mit Staub uns armes Fußvolk deckt;
Kurz, bis den Trieb zu dem Spazieren
Gewohnheit mehr, als Lust, erweckt?
Komm, laß uns in den Garten eilen,
Den wir den Musen längst geweiht;
Die Hütte wird uns Lust ertheilen,
In der man der Natur gebeut.
Den Sommer giebt sie uns zu fühlen,
Den Frühling zeiget, was man sieht:
Hier wollen wir mit Witze spielen,
Und Caffee trinken, wo er blüht.

XIIII.

Auf den Toback.

O Pflanze voller Trefflichkeiten!
Kraut! dessen Kenntniß nie das Alterthum beglückt.
Das uns, zur Ehre neuer Zeiten,
Die neuentdeckte Welt, wie Perus Gold, geschickt.
Dein Rauch, durch holen Ton gesogen,
Ergötzt, wem männlich Blut in seinen Adern fließt;
Die Schönen selbst sind dir gewogen,
Und öfters hat dein Rohr ein zarter Mund geküßt.

Durch

Durch kurzen Weg nicht sehr geläutert,
Verleiht dein grober Theil dem Arbeitsmanne Kraft;
Manch weises Hirn hast du erheitert,
Wenn dir ein längrer Zug mehr Reinigkeit verschafft.
Zu wenig, wärst du zum Ergötzen
In einerley Gestalt, im Dampfe nur bereit,
Du bist gedoppelt mehr zu schätzen,
Da uns zugleich dein Staub, dein edler Staub erfreut.
Ihm ein Behältniß zu bereiten,
Sind kostbares Metall und theurer Stein bestimmt.
Er zeigt des Stutzers Artigkeiten,
Der mit geschickter Hand ihn giebet oder nimmt.
Viel Dichter haben dich erhoben,
Von Canitz führt die Reih, des Sättlers Bauherr (*) schließt.
Doch ich kann unparteyisch loben,
Der selten deinen Staub, nie deinen Rauch genießt.
So singt, vom Phöbus unterwiesen,
Mein Schlegel, einer Jagd ihm nie gesehne Pracht. (**)
So hab ich dich, Toback, gepriesen,
Kraut, dessen Dampf und Staub gelehrt und artig macht.

XV.

(*) Der Sättler ist ein Lustwäldchen bey Hirschberg, worinnen sich Herr Stoppe einen Parnaß gebauet, und daher seine letzte Sammlung von Gedichten den Parnaß in Sättler genannt hat.

(**) Joh. El. Schlegel hatte in einem Gedichte, welches er auf der Fürstenschule Pforta verfertiget, eine Jagd unter diesen Umständen beschrieben.

XV.

Der Schwur. (*)

Bey Göttern, die die Schäfer ehren
Ließ Chloe sich den Daphnis schwören:
Der Rose, die den Busen schmückt,
Ward auf ein Blatt der Schwur gedrückt;
Doch Zephir, leicht, wie Daphnis Sinn,
Führt Blatt, und Kuß, und Schwur dahin.

(*) Aus dem Englischen. Man sehe den 1. Th. vom Grandison. Der englische Dichter, dem ich damals folgen mußte, sagt das von der Schäferinn, was ich vom Schäfer sage. Die Stellung des schwörenden Schäfers kam mir natürlicher vor, als wie die Schäferinn auf das Blatt schwören sollte, sie müßte denn die Förmlichkeiten eines zierlichen Eydes beobachtet haben. Uebrigens wird diese Verwechselung der Personen hoffentlich dem schönen Geschlechte nicht mißfällig seyn.

E l e g i e n.

I.

Bey dem Tode Ihro Excellenz Herrn Ernst Christoph des H. R. R. Grafen von Manteufel.

Was wünscht ihr Sterbliche den Schmuck der
grauen Haare,
Als daß ihr, mit Verdruß, die letzten Lebensjahre,
Vergessen, ungebraucht, im Weg der jüngern Welt,
Zur Last euch selbsten seyd, und vorges Glück vergällt;
So wie ein alter Baum, von innen ausgezehret,
Selbst keine Frucht mehr trägt, und andrer Wachsthum störet.

Die Menschen, deren Werth im Körper nur besteht,
Empfinden diesen Schmerz, wenn seine Kraft vergeht;
Der, den der Geist erhebt, wird bessers Glück erfahren,
Denn Geister altern nicht, sie reifen mit den Jahren.

Die Nachwelt lernt von ihm der Väter Unterricht,
Und sieht, ihr Vorzug sey was mehr, als ein Gedicht,
Das nur ein Buch erzählt. Gerührt durch sein Ermahnen
Hört ihn der Enkel Schaar, den Freund von ihren Ahnen.

Wird denn noch seine Huld die Herzen an sich ziehn;
Wird für sein eigen Glück befreyt sich zu bemühen,
Er nur auf andrer Wohl sich zum Vergnügen denken;
Ach! denn wird sein Verlust uns niemals späte kränken.

So klagt man, theurer Graf, durch deinen Tod bestürzt,
Daß dir der Vorsicht Schluß dein Leben noch verkürzt,
Dir nicht das höchste Ziel der Sterblichen verliehen;
Doch wärst du auch dahin, du schienst uns noch zu fliehen.

Ich will mit schwacher Kraft nicht deinen Ruhm entweyhn;
Horaze sollen nur für die Mecänen seyn;
Doch, rühmet man an dir den Staatsmann und den Weisen,
So strebt ich, könnt ich nur, den Menschenfreund zu preisen.

II.

Klage der Gutthätigkeit bey dem Grabe Frauen Friederiken Sophien, gebohrnen Freyinn von Bibra, vermählten von Holzendorf.

So eilst du schon, o Freundinn, von der Erde
Hin an den Ort, wo steter Glanz dich schmückt!
Hin an den Ort, wo ich vergessen werde,
Weil keine Noth befreyte Geister drückt!
So schwächt bereits von denen die mich ehren,
Dein früher Tod die schon so schwache Zahl!
O dürft ein Wunsch dein größer Glücke stören!
Der niedern Welt wünscht ich dich noch einmal.

Zu wenig sind, die mit gerührtem Blicke
Die Pflichten sehn, die Elend fodern kann;
Zu wenig spornt für ihres Nächsten Glücke
Ein edler Trieb, voll reiner Wollust an.
Lernt, Sterbliche, der Gottheit Zwecke kennen,
Wenn ihre Huld mit Gütern euch erfüllt,
Sie will euch nur die Lust die Ehre, gönnen,
Daß andrer Wohl aus eurem Glücke quillt.

Verlaßner Noth stets hülfreich zuzueilen,
O Seelige! nur dieß hat dich ergötzt,
Mit milder Hand die Güter auszutheilen,
Nur dieß hast du für ihren Brauch geschätzt.
So klagt kein Kind um die, die es gebohren,
Wie deinen Tod dein Unterthan beklagt,
Der wehmuthvoll, was er mit dir verlohren,
Den Enkeln noch nach vielen Jahren sagt.

Kein Dichter mahlt mit kunsterfüllten Zähren,
Wie tief dein Tod in so viel Seelen dringt;
Kein Dichterwitz kann dir mehr Ruhm gewähren,
Als dir der Schmerz von so viel Seelen bringt;
Doch, Holzendorf senkt auch auf Armer Klage,
Den hohen Blick, der stets für Sachsen wacht,
Ach hat vielleicht die dir entrissnen Tage
Der Vorsicht Schluß den Seinen zugedacht!

RICHARDSON.

Pamela. Book I.

How amiable a thing is doing good! 'Tis all I envy great Folks for.

III.

Gedanken bey dem Grabe eines Mathematikverständigen. (*)

Geist, der des Mondes Last, der Sonne Zug gewogen,
Der nie betrogen ward, und nie uns hat betrogen,
Sich in den tiefsten Schacht vom fernsten Stern gesenkt,
Sag an, was ist der Lohn, den so viel Arbeit schenkt?
Ein kleines Häufchen Sand deckt die verwesten Glieder,
Vergebens sucht man es nach zwanzig Jahren wieder,
Da, wo ein Reicher fault, Porphyr die Enkel lehrt,
Ein Körper modre hier, der einst die Welt beschwert.
(**) So ists, dem Kinde gleich, muß auch der Weise fallen.
Und stirbt stets als ein Kind, das kaum noch lernte lallen.
Auch Newtons Alter selbst, verbracht mit Newtons Fleiß,
Macht nur bey Sterblichen ihn zum gelehrten Greis.

(*) Chr. Aug. Hausens. Man wird leicht sehen, daß ich die 28. Ode in Horazens 1. Buche vor Augen gehabt habe, und ich glaube, ohne Stolz behaupten zu können, daß man hier erhabene Gedanken finden wird, die dem Vorbilde fehlen. Denn das, worinnen ich hoffe, den Römer übertroffen zu haben, kömmt nicht auf einen Vorzug des Geistes, sondern der Religion an.

(**) Antwort des Todten.

Doch wisse, daß der Mensch, der für die Wahrheit
brennet,
Dem Tode weiter nichts, als einen Leichnam gönnet,
Und den befreyten Geist mit einer Wollust nährt,
Die nie der grobe Sinn des Erdenwurms erfährt.

Denn Seelen, die bey euch, mit niedrigen Bestreben,
Nichts wichtigers gesucht, als ihres Leichnams Leben,
Sehn in der Geisterwelt, voll müssigen Verdruß,
Sich fern von ihrem Glück, das dort verwesen muß.

Du aber, wünschest du einst unsre Zahl zu mehren,
So nimm die letzte noch von deines Lehrers Lehren:
Bereite, weil du kannst, den forschenden Verstand
Für Wahrheit höhrer Art, als Newton euch erfand.

- - - vidit quanta sub nocte iaceret
Nostra dies

Lucan.

IIII.
Auf M. Theodor Leberecht Pitscheln.

Zu lange fast, o Pitschel! wirkt mein Schmerzen,
Und bringt dir noch verjährte Thränen dar,
Kein Dichterleid, mit unbetrübten Herzen,
Nein, treu und stark, wie unsre Freundschaft war,

Nicht

Nicht wie der Sturm erregter Sinnen wütet,
Der bald sich legt, wenn man vernünftig denkt,
Nein, ein Affect, den die Vernunft gebietet,
Weil dein Verlust, erkannt, nur stärker kränkt.

Ja Pitschel, ja! dein Werth erpreßte Zähren,
Erpreßte sie gleich keiner Freundschaft Pflicht:
Da wo den Schmerz Verlust und Sehnsucht nähren,
Da lindert ihn der Zeiten Länge nicht.
Ach wollt ich doch als Freund dich gerne missen,
Verlöhr ich nichts, als einen Freund in dir!
Dein redlich Herz, dein viel und nützlich Wissen
Entgeht mir auch, doch nicht allein nur mir.

Gott, dessen Macht, nach uns zu hohen Gründen,
Mit weiser Huld die beste Welt regiert,
Verzeihst du wohl ein kühnes Unterwinden
Der Menschlichkeit, die herber Schmerz verführt?
Ach dürfte dich gekränkte Neugier fragen!
Warum du stets das Gute zeitig nimmst?
Und oft den Lauf von allzuwenig Tagen
Dem besten Theil der Sterblichen bestimmst?

Wie reizet uns des Geistes muntre Jugend
Der viel gewährt, und mehr dadurch verspricht!
Er brennt allein für Wahrheit und für Tugend,
Stärkt den Verstand, und übet seine Pflicht.

Wie wird er einst, o Herr! dein Reich zu mehren,
Sich voll von Kraft, von Eifer voll, bemühn!
Zu eitler Wahn! da wir ihn hoffend ehren,
Zeigt er sich uns, und muß von uns entfliehn.

Giebst du uns denn nicht darum edle Seelen,
Die deine Huld mit höhrer Einsicht ziert,
Daß ihre Zahl, die wir zu bald durchzählen,
Das große Heer gemeiner Geister führt?
Stark an Vernunft, im Glauben fest gegründet,
Für beyder Werth, und beyder Eintracht kämpft,
Durch sichern Schluß den leichten Zweifler bindet,
Des Irrgeists Wahn durch deine Worte dämpft?

Doch wer, o Herr! darf deine Wege meistern?
Dein Rathschluß liegt für unsern Blick zu tief;
Gehorchen nur, gebührt erschaffnen Geistern,
Auf dessen Wink, der sie zum Daseyn rief:
Wie spät, wie früh, sie für den Himmel reifen,
Wie lang ihr Dienst der Körperwelt gehört,
Das will umsonst ein Sterblicher begreifen,
So lang er hier nur glaubt und nicht erfährt.

Du

Du lebst, mein Freund! wo Menschenwitz verschwindet,
Wo auser Gott die Seele nichts mehr denkt,
Und kaum auf das, was hier ihr Fleiß ergründet,
Noch einen Blick, als auf ihr Spielzeug senkt.
Was bessers werth, als Sterbliche zu lehren,
Nahm dich die Zahl beglückter Geister ein:
Doch bis ich darf mit dir den Schöpfer ehren,
Soll mir dein Tod stets lehrreich rührend seyn.

Allan Ramsay

on Addison's Death.

He was o'er good for us, the Gods ha'e ta'en
Their ain but back — he was a borrow'd Len
Let us be good, gin Virtue be our Drift
Then may we yet forgether boon the Lift.

Zu gut für uns, die Welt zu schlecht für ihn,
Nahm GOtt ihn uns, den Gott uns nur geliehn;
Doch sind wir fromm, wird uns die Tugend leiten,
So sehn wir ihn in frohen Ewigkeiten.

V.

An Herr Gottlob Benj. Strauben, als er an seinem Geburtstage Leipzig verließ.

Den 13. Jenner 1742.

Freund! den der Tag mir raubt, der dich der Welt geschenket,
Sieh, was hier meinen Wunsch für dich und mich umschränket;
Ich bringe heute nicht, wie sonst, ein scherzend Lied,
Dir, den vielleicht mein Blick zum letztenmale sieht;
Doch mein gesetzter Sinn bringt dir auch keine Klagen,
Nur Wünsche von der Art, wie Philosophen wagen:
Des Schöpfers Größe sehn, in Wahrheit beyder Art,
In der, die Er uns lehrt, und die Er offenbahrt,
Nicht tumm ein irdisch Glück verscherzen und verachten,
Nicht mit vergebner Quaal nach eitlen Gütern schmachten.
Der Kräfte größten Theil den Wissenschaften weyhn,
Doch für des Körpers Wohl nicht unempfindlich seyn,
Sich nützlich und beliebt durch Witz und Sitten machen,
Haßt man uns unverdient, der Thoren Zorn verlachen:

Das wünsch ich dir und mir. Dich hab ich, Freund, genannt,
Seit ich der Meßkunst Werth, der Dichtkunst Reiz gekannt.
Die Freundschaft daure stets, die wir sechs Jahre nähren,
So stark, als Hallers Glut, so fest, als Hausens Lehren.

VI.

An Herr Joh. El. Schlegel Prof. in Soroe.

Freund, nur ein Geist, regiert von edlen Trieben,
Kennt und verdient das Glück vergnügt zu lieben.
Das fühlt kein Sinn, von wilder Lust entbrannt,
Nicht, dessen Herz um Gold zu Kaufe stand,
Nicht, der die Treu aus Trägheit nie gebrochen,
Die Frau nur nahm zum Waschen und zum Kochen,
Nur der genau den Werth des Reizes schätzt
Und zärtlich fühlt, wenn ihn der Reiz ergötzt,
Weiß, welche Lust ein menschlich Herz entzücket,
Das durch sein Glück ein ander Herz beglücket,
Lust, die uns mehr, als Gold und Ansehn schenkt,
Kaum weicht sie der, damit der Weise denkt,
Nicht schön genug wird mir ihr Bild gelingen,
Du, der sie fühlt, du kannst sie nur besingen.

VII.

VII.

In einem Garten.

Nachahmung des Boileau.

Hier hab ich einst der Freundschaft Reiz empfunden;
Der Liebe Reiz kann nicht so zärtlich seyn:
Wo floht ihr hin, ihr heitern Abendstunden?
Nahm Damons Witz und Damons Huld euch ein?
Welch größer Glück hast du, mein Herz, gekennet,
Als da du dich mit Damons Herz vereint?
Du seufzest noch, wenn man den Falschen nennet!
Erinnre dich, er ist nicht mehr dein Freund.

Boileau.

Mon cœur, vous soupirés au nom de l'infidelle,
Avés vous oublié, que vous ne l'aimés plus?

VIII.

Die Zufriedenheit.

Zufriedenheit, du Quell von allem Glücke,
Die jeder sucht, und die doch jedem fehlt,
Entdecke dich, sprich, wo vor unsern Blicke
Dich fern von uns ein seelig Land verheelt?

Bot dich vielleicht auf unschiffbaren Meeren
Dem Robinson ein wüstes Eiland dar?
Vermuthlich nicht, weil ihm zurück zu kehren,
Mehr, als das Reich von seiner Insel war.
Nein, deine Lust erfüllt auch unsre Seelen,
Doch wirst du nur den Mächtigen zu Theil.
Ja, du erscheinst, wenn Fürsten dir befehlen;
Du bist um Gold ja für den Reichen feil.
Ach! würdest du nicht meine Brust beglücken,
Besäß ich auch, gleich andern, Ehr und Geld,
Was fehlet dem, vor dem sich Sklaven bücken?
Den, frey von Müh, der Schuldner Fleiß erhält?

Gequält von Neid und von vergebnem Kummer,
Verstrich mir so die Hälfte von der Nacht;
Der müde Leib verfiel in einen Schlummer
Von jener Art, dabey die Seele wacht.
Der Schatten weicht; umglänzt mit reinem Lichte,
Seh ich vor mir ein himmlisch Bildniß stehn,
Ein holder Ernst erheitert ihr Gesichte,
Wie Alter klug, und wie die Jugend schön.

Wie? ließ sie sich mit sanfter Strenge hören,
Verwegner Mensch! klagst du die Vorsicht an?
Wiß, ihren Schluß vernünftig zu verehren,
Nur dieses ist, was mich dir geben kann.

Bey ihm zu seyn, kann mir kein Fürst gebieten,
Wenn Ehrsucht ihn, wie er die Völker quält.
Man kauft mich nicht, um einen Schatz zu hüten,
Den blasser Geiz mit Millionen zählt.
Aus zweyen eins hast du dir zu erwählen,
Den äusern Glanz, die innre Seelenruh:
Such jenen erst, so werd ich ewig fehlen,
Ziehst du mich vor, kömmt er vielleicht dazu;
Doch sey gefaßt, ohn ihn beglückt zu leben,
Sonst wird er selbst dein wahres Elend seyn,
Das, was dir nützt, will dir die Allmacht geben;
In diesen Satz schränk Wunsch und Hoffen ein
Ein größer Wohl, als Rang und Gold gewähren,
Hat dir die Huld der Vorsicht zugedacht;
Ein redlich Herz, genugsam im Begehren,
Und einen Geist, den Denken glücklich macht.

VIIII.

VIIII.
Sehnsucht nach Wilhelminen.

Im August 1737.

Wenn seh ich dich, entfernte Schöne, wieder?
Die meine Brust so lange schweigend ehrt.
Wenn setz ich mich auf jenen Hügel nieder?
Wo du mich erst, was Lieben sey, gelehrt.
Wenn werd ich einst die holden Augen küssen?
Aus deren Glut das reine Feuer stammt,
Das durch die Zeit, so mich von dir gerissen,
Doch immer noch in meinem Herzen flammt.

Wo seyd ihr hin, ihr angenehmen Stunden,
Da ich entzückt an Minchens Lippen hing?
Ach! wäret ihr doch nicht so bald verschwunden!
Ach! saht ihr nicht, wie nah die Trennung ging?
Ihr floht zu sehr, ihr werthen Augenblicke
Für mich und die, die damals mich ergötzt,
Und ließt mir nichts von aller Lust zurücke,
Als nur ihr Bild, mir in das Herz geäzt.

Ich sah dich, Kind, ich fühlte, was für Triebe
Dein feurig Aug in meiner Brust erweckt.
Ein zärtlich Herz, entzückt von erster Liebe
Ward dir in mir, und mir in dir entdeckt.

Wir

Wir liebten uns. Des strengen Schicksals Hassen
Riß mir mein Glück mit Wilhelminen hin.
Ein Jahr ists schon, daß ich mein Kind verlassen,
Ein Jahr ists schon, daß ich nicht meine bin.

Was lernt ich dich, Vollkomme! doch nur kennen?
Was hast du mir doch deine Gunst geschenkt?
Verbandst du uns, o Himmel! uns zu trennen?
Gabst du sie mir, daß mich ihr Wegseyn kränkt?
Ach! mußte mich dieß Kind so sehr entzücken,
Daß sie mir fehlt, und nichts die Sehnsucht stillt?
Ach! ists die Lust von wenig Augenblicken,
Aus der ein Schmerz von einem Jahre quillt?

Beglückter Schmerz! ich fühl ihn nicht vergebens,
Er stärkt die Lust, wenn wir uns wieder sehn.
Sie küßt mich bald, die Hälfte meines Lebens.
Vergnügter Tag! wie wird uns da geschehn?
Zu träge Zeit! nimm doch die schnellen Flügel,
Damit du flohst, als ich bey Minchen saß.
Ach! führe mich bald auf den schönen Hügel,
Auf dem mein Herz die Freyheit erst vergaß.

Boileau.

— — — bien qu'un triste sort t'ait fait perdre la vie,
Helas! en te perdant j'ai plus perdu que toi.

* *

Wie stark, wie treu mein Herze dich verehret, (*)
Für welch ein Glück es deine Huld sich schätzt,
Hat noch kein Lied, o Freundinn, dich gelehret,
So sehr mich auch die Dichtkunst sonst ergötzt.
Zu zeitig wird mit falschheitsvollen Schwüren
Der Schönen Huld oft Dichtern zugeneigt:
Das wünscht ich nie; drum hab ich, dich zu rühren,
Dir eh mein Herz, als meinen Witz gezeigt.

Beneide nicht berühmter Schönen Menge,
Von deren Preis so manches Lied erzählt,
Erfüllt ihr Lob unzähliche Gesänge,
So zeigt es oft, wie merklich sie gefehlt.
Die matte Gluth nur unschuldsvoller Triebe,
Pflegt wenigmal der Dichter Gluth zu seyn.
Ein feurig Lied, voll Zärtlichkeit und Liebe,
Sieht man nicht oft der strengsten Tugend weyhn.

So rühm ich nicht, Geliebte, deine Güte
Durch einen Reim, der deine Tugend kränkt.
Ich fand in dir das schätzbarste Gemüthe,
Das zärtlich fühlt, wenn es erhaben denkt:

Das

(*) Von diesem Aufsatze und dem nächstfolgenden, kann man den zweyten Theil dieser vermischten Schriften (Altenb. 1772) auf der 185 S. nachsehen.

Das bey der Lust der angenehmsten Triebe
Nie seinen Werth noch seine Pflicht vergißt,
Und gleich so stark an Tugend, als an Liebe,
So voller Gluth, wie voller Unschuld küßt.

Ein kluger Geist, den Witz und Kenntniß zieret,
Ein zärtlich Herz, von edlen Trieben voll,
Sind, was bey dir, Vollkommne, mich gerühret
Und was mich dir auf ewig fesseln soll.
Verschmäh mit mir, was Thoren soll beglücken,
Nur eitle Pracht, um Gold nur feile Lust:
Der Weisheit Reiz, der Liebe sanft Entzücken
Sind unser Glück, und jenen unbewust.

* * *

Noch kurze Zeit darf ich dich meine nennen,
Eh meinem Arm ein stärkrer dich entreißt.
Noch kannst du mir ein zärtlich Lied vergönnen,
Eh dich mein Lied voll Ehrfurcht seelig preist.
Wie? stört mein Reim nicht mit zu eitlen Trieben
Dich, die bereits nur an den Himmel denkt?
Nein, wie du liebst, kannst du mich auch noch lieben,
Wenn sich dein Aug, ach! brechend auf mich lenkt.

So

So starke Gluth ein menschlich Herz empfindet,
So starke Gluth hat dich für mich gerührt:
So reine Huld, als Geister nur verbindet,
So reine Huld hat deine Gluth regiert.
Auf Erden nur durch dich mich zu beglücken,
Der Endzweck war für deine Gunst zu klein,
Ein größer Wohl zeigt sich erhabnern Blicken,
Da wolltest du auch ewig bey mir seyn.

Doch dich soll schon das größre Glück ergötzen,
Und mir wird nicht das irrdische gegönnt!
Und wird vielleicht, (Gedanke voll Entsetzen!
Dein Geist von mir auf ewig iezt getrennt?
Nein, der uns schuf, verlangt nicht mein Verderben;
Auch mir hat Er dein Glücke zugedacht.
Ich soll darum nur länger zitternd werben,
Und geh zu dir nach kurzer Jahre Nacht.

Da werden wir als Geister uns noch kennen
Beglückter weit, als wir uns hier gekannt;
Und gegen Gott in seelger Liebe brennen;
Vereint vor Ihm, wie Er uns hier verband.
Noch, weil die Welt hier meine Sinnen rühret,
Soll stets vor mir dein strahlend Bildniß stehn.
Ach wird dein Blick, wenn er die Welt verlieret,
Wohl noch einmal nach deinem Freunde gehn!

X.

Grabschrift. (*)

Ein Geist von Kenntniß voll, ein Herz voll edler Triebe,
Was Gott gefällig macht, was die Vernunft verehrt;
Erhob die - - - - das Glück von ihrer Liebe
Ward nur drey kurze Jahr dem, der sie klagt, gewährt.
O ließe dieses Blatt die späte Nachwelt wissen,
Wie stark, wie lang er fühlt, was ihm ihr Tod entrissen!

(*) Die letzte Zeile ohne eine, heißt im ersten Manuscripte;

O liesse dieser Stein . . . . .

Denn ich hatte in der That, die grosse, aber unerfüllte Hoffnung, diese Zeilen auf dem Leipziger Gottesacker, wo nicht in Marmor, doch im Sandsteine zu lesen. Sie sind einem Wittwer zu gefallen verfertiget, der allen leipziger Witz aufbot, seiner seeligen Frau ein Denkmahl zu setzen, und sich bald darauf wieder verheyrathete. Weil sie zu ihrer Hauptabsicht ungebraucht blieben, so schickten sie sich hier recht gut zum Nächstvorhergehenden; die Leser möchten glauben beyde Aufsätze giengen auf eine Person, ich hätte es ihnen aber doch nicht geheissen.

XI.
Die Turteltaube und der Vorbeygehende.

Nachahmung aus dem Französischen in des P. Bouhours Maniere de bien penser.

Der Vorbeyg. Warum schickt dein zärtlich Singen
Lauter Klagen in die Luft?
Die Turtelt. Soll mein Lied nicht traurig klingen,
Das den todten Gatten ruft?

Der Vorbeyg. Wo du singst, ward er gefangen,
Eil, entflieh des Voglers List.
Die Turtelt. Nur der Tod ist mein Verlangen,
Seit ihn meine Sehnsucht mißt.

XII.
Dem Andenken Christlob Mylius, Correspondentens der Kön. Ges. der Wissensch. zu Göttingen, gewidmet. (*)

Freund, den voll Schmerz mehr, als nur Freunde, missen,
Der, wenn er stirbt, der Weisen Menge kränkt,
Den Deutschland klagt: Mir ward ein Sohn entrissen,
Stolz wär auf ihn das Land, das ihn versenkt.

 Wie

(*) Er starb in der Nacht zwischen dem 6. und 7. März 1754. an einer Peripneumonie zu Londen, von dar er auf Kosten

Wie wissen wir, wenn wir den Schöpfer hören?
War nicht dein Trieb, dein starker Trieb, sein Ruf?
Der riß dich hin, die Wunder uns zu lehren,
Die unser Gott in fernem Westen schuf.

Und leitet uns, wo uns kein Engel führet,
Ein edler Trieb von unbesiegter Macht,
Zerstört sie denn die Hand, die uns regieret,
Ihr Werkzeug schon, noch eh es was verbracht?

So fragen wir, wir noch gefangne Seelen,
Todt ist für uns, was nicht der Erde lebt:
Wer ist so kühn, die Aemter durch zu zählen,
Zu denen Gott befreyte Geister hebt?

Hie

Kosten einer Gesellschaft von Liebhabern der Wissenschaften nach America gehen und physikalische Beobachtungen und Sammlungen daselbst machen solte. Ich habe ausführlichere Nachrichten von seinen Lebensumständen im 23. St. der physikalischen Belustigungen ertheilet. Gegenwärtige Verse ließ ich besonders, mit einer Lebensbeschreibung des Verstorbenen drucken. Die Letztere ohne die Verse befindet sich in der Sammlung der leipziger Gesellschaft der freyen Künste, II. Theil (1755) 496 Seite. Hr. Lessing hat Mylius vermischte Schriften herausgegeben, mit vorgesetzten Briefen, welche desselben Charakter betreffen.

Hie bin ich, Herr! (*) soll ich auch weiter gehen,
Als an das Ziel, das ich mir vorgestellt?
So sprach mein Freund, schon eilt er durch die Höhen;
Fern unter ihm liegt bald die neue Welt,
Auf die sein Blick, der um die Erde streifet,
Ein Blick im Fliehn, nun ohne Sehnsucht schießt;
Wie, wenn ein Kind zum Manne plötzlich reifet,
Sein Spielzeug sieht, und gleich darauf vergißt.
Er sieht des Monds uns nie gesehnen Rücken,
Und nah am Mars, noch einmal umgekehrt,
Fühlt er für uns: „Wie? jenes Punktes Stücken
„Sind Menschenblut, sind ewge Seelen werth!
„Im großen Ball, dem vier Begleiter glänzen,
„Wie Riesen nach gebundne Zwerge ziehn.
„Was wären da des Schachs und Mogols Gränzen?
„Der Menschen Welt wär auch ein Zwerg für ihn.
Drauf hat sein Flug den Ring Saturns gefunden,
Und weil er bald sich senkt, bald wieder steigt,
Wird das für ihn ein Schauspiel von Secunden,
Was spät sich uns in funfzehn Jahren zeigt. (**)

 Denn,

(*) Dieser Ausdruck beziehet sich auf den Anfang seines Abschieds aus Europa, den man im 20. St. der phys. Bel. lieset: Hier bin ich, Herr, wohin du mich gerufen ꝛc.

(**) Die verschiedentlichen Erscheinungen des Ringes. Ich begreife wohl, daß dieses, und viele andere Stellen für gewisse Leser eine weitläuftigere Erklärung erfoderte, aber ich kann mich doch nicht überwinden, eine kleine Astronomie hier in Anmerkungen zu bringen, und ich tröste mich damit, daß ein Frauenzimmer, dem ich diese Verse vorgelesen habe, (die an welche zwey vorhergehenden Gedichte, gerichtet sind) alles verstanden hat, ob sich gleich ein paar Gelehrte über derselben Dunkelheit beschweret haben.

Denn, wie ein Sklav, den schwere Fesseln zwingen,
Mit matter Hand ein grobes Werkzeug führt:
Wirkt hier der Geist, der dort die leichten Schwingen
Mit freyer Kraft im weiten Aether rührt.

Wo unsichtbar für uns Kometen gehen,
Ward noch sein Blick durchs Sonnenreich gesandt,
Als übersäh, vons Bructers kalten Höhen,
Er noch einmal Georgens glücklich Land. (*)

Schon ist er hin, wo Wesen höhrer Stufen
Der Mensch nicht fühlt, und nur der Geist erkennt,
Wo Seelen sehn, wozu sie Gott berufen,
Und Vorsicht ist, was man hier Schicksaal nennt.

Dort ist vor ihm die Körperwelt vergangen,
Groß zeigt sich ihm Gott in der wahren Welt,
Von ihr wird uns, die wir mit Einsicht prangen,
Ein Theil, wie Nichts, umnebelt vorgestellt.

Der muß für uns, weil wir nichts bessers kennen,
Der Allmacht Reich, der Weisheit Schauplatz seyn;
So wagt ein Hirt, (**) den Kayser groß zu nennen,
Und dachte, Rom wär, wie sein Flecken, klein.

Doch, würdig kann kein Engel Gott erheben,
Er hört, wenn Ihn ein frommes Lallen preist,
Und wird dereinst dem Vieles übergeben,
Der eifrig hier sich im Geringen weist.

(*) Er war auf dem Blocksberge gewesen.

(**) Beym Virgil. Das war die einzige Stelle, die das Frauenzimmer nicht vollkommen verstand, und hoffentlich haben die Gelehrten doch diese verstanden.

Fabeln.

Fabeln.

I.

Die Cöursieben.

Nicht schlaue Füchse, wilde Stiere,
Nicht Menschen allzugleiche Thiere,
Nicht Mährchen, wie Aesop erfand,
Sind meines Dichtens Gegenstand;
Die Karten will ich ietzt beleben,
Und ihnen Witz und Denken geben.
Ihr Spötter, eh ihr den verlacht,
Der todte Karten redend macht:
So lernt, wie das, was ich erfinde,
Sich auf Natur und Wahrheit gründe.
Was macht, daß Chloris sinnt und schließt,
Und daß Silvander artig ist?

Die Karten müssen sie beleben,
Und ihnen Witz und Denken geben,
Wenn sie nun andern das verleihn:
So kann es wohl ihr eigen seyn.

* *

In jenen streitbaren Pappieren,
Damit die Schönen Kriege führen,
Und Stutzer selbst zu Felde ziehn,
Weicht alles vor dem schwarzen Sieger;
Stets würgt er zween berühmte Krieger;
Gemeines Volk läßt er entfliehn.

An Farbe gleicher, als an Stärke,
Doch stark zu manchem große Werke,
Ist ihm der zweyte Kämpfer nah,
Auf dessen Schild, nie ohne Zittern,
Der kühnste von den bunten Rittern
Das schwarze Kreuze blinken sah.

Den dritten Platz hat er im Heere,
Der zweyten Stelle Macht und Ehre
Bleibt nicht stets einem ganz allein;
Weil zweymal zween gemeine Knechte
Auf diesen Rang mit gleichem Rechte
Sich einer um den andern freun.

Einst ward ein Blatt dazu erhoben,
Das uns als seiner Kühnheit Proben
Sechs Herzen und noch eines zeigt,
Und bey der andern Blätter Neide,
Berauscht von stolzerfüllter Freude,
Nun seinen König übersteigt.

Die Basta selber muß mich ehren:
So ließ es sich voll Hochmuth hören,
Ein einzig Blatt ist über mir.
Die Basta, durch den Stolz verletzet,
Sprach: wenn dein Rang dich so ergötzet:
So glaube doch, ich gönn ihn dir.

Beständig kann mein Beystand nützen;
Stets wünschet man mich zu besitzen:
Dich macht nur blinder Zufall werth.
So eile, recht dein Glück zu fühlen,
Eh durch dich in den nächsten Spielen
Verworfner Blätter Zahl sich mehrt.

* * *

Der Leser mag es selbst ergründen,
Worauf der Fabel Inhalt zielt.
Er braucht vielleicht, es auszufinden,
Nicht halb den Witz, damit er Lombre spielt.

II.

Die gefüllte wilde Rose.

Im Felde, wo noch frey vom künstelnden Bemühen
Die reizende Natur entzückt,
Sah man sich einen Busch in hundert Aeste ziehen,
Von tausend Rosen ausgeschmückt:
Fünf Blätter, welche sich an Farb und Schönheit gleichen,
Bekrönen jeder Blume Haupt;
Doch einer Blume nur ist größrer Schmuck erlaubt,
Daß ihr die andern alle weichen.
Zum Vorzug, der ihr eigen ist,
Kann sie allein, in wiederholten Kraisen,
Da einer stets den andern in sich schließt,
Fünf Blätter jedesmal, doch oft vervielfache weisen.
Sie fand ein Blumenfreund, er nahm sie mit Vergnügen,
Die andern würdigt er nicht einmal anzusehn;
Wie ist dadurch der Rose Stolz gestiegen!
Wie fing sie an, die Schwestern zu verschmähn!

Doch ihren hohen Sinn zu schwächen,
Hat ihr der, der sie nahm, des Vorzugs Grund erklärt:
„Im Garten würde man unzählich beßre brechen;
„Am wilden Rosenstrauch bist du bewundernswerth.

* * *

So wird man oft den Ruhm gelehrter Schönen hören.
Mehr das Geschlecht zu schmähn, als die Person zu ehren.

III.

Der Gärtner und der Schmetterling.

Ach gönne mir das Glück, mein Leben frey zu enden!
So bat ein Schmetterling in seines Fängers Händen;
Noch wenig Tage sind zum Fliegen mir erlaubt,
Was hilft die Grausamkeit, die mir auch diese raubt?
Du weist, der Blumen Schmuck wird nicht durch mich versehret,
Ein unvermißter Saft ist alles, was mich nähret;

Dein

Dein Flehen bringt mich nicht zu unbedachter Huld.
Sagt ihm der Gärtner drauf, stirb ietzt für alte Schuld,
Wollt ich der Raupe That dem Schmetterling vergeben,
So wird sie hundertfach in deinen Jungen leben. (*)

* * *

Auch bey der Beßrung Schein befiehlt des Bösen Tod,
Das Uebel, das er that, und mehr noch, das er droht.

IIII.

Der Seidenwurm und die Spinne.

Der Raupen edelste, die Weberinn der Seide,
Spann sich ihr Grab, zu eines Fürsten Kleide;
Nicht weit von ihr hing an der schwarzen Wand
Die Künstlerinn, die Pallas überwand.
Noch war von ihr nicht ganz der alte Stolz entwichen,
Sie hatte sich Minerven einst verglichen,

So

(*) Daß die Schmetterlinge Raupen gewesen sind, und Eyer legen, aus denen wieder Raupen auskriechen, ist vielleicht zu Erläuterung dieser Fabel eine nöthige Anmerkung für manche witzige Köpfe, die sich eine Schande daraus machen, sich um solche Kleinigkeiten, wie die Wunder der Insekten sind, zu bekümmern. Eben diese sollen auch wissen, daß die Insekten sich noch stärker vermehren, als die reimreichen und reimlosen Dichter, und auch noch den Vorzug haben, daß sie meistens besser gerathne Kinder sind.

So hielt sie unter sich iezt Raupen weit entfernt;
Wo hast du armer Wurm dein Spinnen wohl gelernt?
Dein Faden ist zu grob, und viel zu derb gewunden,
Bewundre meine Kunst, wie zart sie Fäden zieht,
Die Fliege findet sich gebunden,
Noch eh sie das Gewebe sieht;
Mit mindern Stof, als da dein Ey umhüllt,
Wird eine Wand von mir erfüllt,
Zwar du bist blind, mit so viel Kunst zu weben,
Sind von der Götter Huld acht Augen mir gegeben.
Den Vorzug, der dich ziert, hast du mir gnug erklärt,
Doch wirst du, sprach der Wurm, die Antwort auch vergönnen:
Acht Augen, die nur Mücken kennen,
Sind wenig mehr, als meine Blindheit werth;
Und wenn sich mein Gespinnst auf Throne darf erheben,
So lern ich wohl von dir nicht Fliegennetze weben.

* * *

Abstrakte Logiker, merkt euch den Unterricht,
Euklides lernt von euch des Denkens Regeln nicht.

V.

Die Eulen.

Einst, da der Thiere Heer den Zevs, wie Menschen, bat,
Und auch manch toll Gebet, so wie die Menschen, that,
Gleich nach der Ziegen Schaar, die bärtig von ihm gingen,
Sah man sich einen Flug von Eulen vor ihn schwingen.
Noch ware dieß Geschlecht der Vögel Abscheu nicht,
Es flog noch andern gleich, und sah das Sonnenlicht;
O Vater, wenn wir dir den edlen Trieb erklären,
Wirst du uns, baten sie, wohl unsern Wunsch gewähren?
Verzeih dem Eigensinn, daß wir den Tag verschmähn;
Was jeder Vogel sieht, das ist für uns nicht schön;
Ein andrer Gegenstand, der uns Vergnügen brächte,
Ist heilge Dunkelheit geheimnißvoller Nächte.

Wo

Wo nie ein blödes Aug gemeiner Vögel sieht,
Und wo ihr blöder Witz sich nie zu sehn bemüht,
O möchten wir dahin nach neuen Wunderdingen,
Die selbst kein Adler weiß, mit kühnen Blicken dringen!
So billig ist kein Wunsch, den ich versagen darf,
Sprach Zevs, im Finsterniß sey euer Auge scharf,
Ihr sollt bey trüber Nacht die Wespen richtig finden,
Doch, wo die Sonne scheint, da werdet ihr erblinden.

* * *

Der Grillenfänger Heer, von eigner Weisheit voll,
Lernt, was sonst niemand lernt, und niemand lernen soll;
Wo man nur menschlich denkt, da mag es nichts verstehen,
Und denkt sich adäquat, abstrakte Grundideen.

Erinnerung wegen vorstehender Fabeln.

Es ist mir recht sehr leid, daß ich diesen Fabeln kein so gelehrtes Verzeichniß der Schriftsteller, aus denen sie genommen sind, beyfügen kann. Aesop, Phäder, Phädrus, Perrottus, oder wie der ehrliche Mann eigentlich heißt, Burcard Waldis und dergleichen ansehnliche Namen würden ihnen allerdings eine große Zierrath geben. Ich traue mir, in der Kunst zu erzählen, keine so große Geschicklichkeit zu, daß ich Etwas, das Andere schon gesagt haben, von neuen einzukleiden wagte, und bey gegenwärtigen Fabeln bin ich sicher, mit keinem Vorgänger in eine Vergleichung, die mir nachtheilig seyn könnte, gebracht zu werden.

Sinngedichte.

Sinngedichte.

Pondere, non neruis, corpora nostra carent.

Ovid.

I.

Auf Keplern.

So hoch war noch kein Sterblicher gestiegen,
Als Kepler stieg - - - und starb in Hungersnoth (*)
Er wuste nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brod.

(*) Auf einer Reise, die er thun mußte, um allergnädigste Auszahlung rückständiger Besoldung allerunterthänigst anzuhalten.

 II.

II.

An Herr Christlob Mylius,

bey der Uebersendung von Keplers *Harmonice Mundi.*

Freund, da dein zärtlich Ohr der Tonkunst Reiz empfindet,
Des Weltbaus Harmonie dein tiefer Geist ergründet,
Lis, was von beyden hier der Lehrer Newtons schreibt,
Den Deutschland hungern ließ, und seiner unwerth bleibt.

III.

An die untergehende Sonne. (*)

Licht, das, indem es uns verschwindet,
Auf Surinam schon blendend fällt,
O mache, daß mein Freund empfindet,
Man nenn ihn in der Morgenwelt.

IIII.

(*) Ward im Vorrathe auf die Zeit gemacht, da sich Herr Christlob Mylius in Amerika befinden würde.

IIII.

Die Vortheile der Weisheit.

Pracht, Reichthum, eitle Lust kann sie uns nicht gewähren,
Was giebt die Weisheit uns? Den Geist, das zu entbehren.

Contemtae dominus splendidior rei *Hor.*

V.

Die veränderlichen Triebe der menschlichen Alter.

Nach Puppen wird das Kind sich sehnen,
Der muntre Jüngling nach der Schönen,
Der Ruhm erhitzt des Mannes Fleiß,
Und Gold begehrt der matte Greis.
Bey so veränderlichen Trieben,
Wer wird sein wahres Glücke lieben?
Nur der, der Schönen, Ruhm und Geld
Für Puppen der Erwachsnen hält.

VI.

Nach Martials 75. Sinnged. des V. B.

Auf die Begräbnisse des Pompejischen Geschlechts.

Den Sohn deckt Asiens, und den Europens Sand,
Ihn selbsten Afrika, wenn er ein Grab noch fand;
Es faßt kein enger Raum des großen Stamms Ruinen,
Und die bewohnte Welt muß ihm zur Grabstatt dienen. (*)

(*) Dr. Shaw erwähnt im 1. Th. seiner Reisen eine zu Maniana von ihm bemerkte Grabschift zweener Pompejorum, die vielleicht durch die Zerstreuung des Pompejischen Geschlechts dieses Sinngedichte erläutert.

Martial.

Pompeios iuuenes Asia atque Europa, sed ipsum
Terra tegit Lybiae, si tamen vlla tegit:
Quid mirum, toto si spargitur orbe, teneri
Non vno poterat tanta ruina loco.

VII.

Das Todtenopfer, an den Herrn Baron von Kroneck nach Neapolis.

Mein Kroneck, Maros Geist schwebt noch um seine Gruft,
Wenn du dort Lorbern brichst, (*) so hör auch, was er ruft:
Zu Ehren hat mir sonst ein Martial gelodert, (**)
Von dir, o Deutscher, wird ein *** iezt gefodert.

(*) Virgils Grab ist mit Lorbern, Epheu und Mirthen bedeckt. St. Sarnelli guida de' forestieri curiosi di vedere e d'intendere le cose piu notabili della Regal Città di Napoli etc. p. 344.

(**) Andreas Nauger verbrannte bey Feyerung seines Geburtsfestes einen Martial - - - addebatque, eo incendio litare se musis manibusque Virgilii, cuius imitatorem cultoremque praestare se melius haud posset, quam si vilia poetarum capita per vndas insequutus et flammas perpetuo perdidisset. Fam. Strada in Eloqu. Lib. II. Prolus. V. p. 322. ap. Schelhorn Amoen. Litterar. T. VII. art. II. §. 30.

*** Ich stelle jedem meiner reimenden und reimfreyen Landsleute, wenn er einen zweysylbigten Namen hat, in sein Belieben, ob er selbigen hieher setzen will. Mein eigner geht ja selbst hinein, und dererjenigen, denen noch viel zu viel Ehre wiederführe, wenn man ihre Werke bis nach Neapel brächte, daselbst verbrannt zu werden, ist eine solche Menge, daß man dem Virgil von ihnen Hekatomben bringen könnte.

VIII.

Von dem Verfasser des Buches:

des livres difficiles à trouver.

Vorrathsreich zu hundert Bånden, (*)
Zeigt er mit bemühten Hånden
Ungezåhlte Bücher an,
Die man schwerlich finden kann:
Kåm er nur in meine Kammer,
Wo zu meinem großen Jammer
Bücherhaufen in den Ecken
Unter Bücherhaufen stecken;
O wie manches tråf er an,
Das man schwerlich finden kann.

(*) Der V. Band endigt den Buchstaben B.

VIIII.

Das seltene Buch.(*)

an Herr F. G. Freytag.

Mein Freytag dieses Buch ist rar,
Du hast davon ein Exemplar,
Und auser dir noch sechs bis sieben;
Wo sind die andern denn geblieben?
Freund, so viel schenkt ich weg, und ließ sie meist noch
binden,
Den Rest wirst du bey Hollen (**) finden.

(*) Cadwallader Coldens Erklärung der Ursache von Newtons allgemeiner Schwere, übersetzt von A. G. Kästner.

(**) Der Verleger. Ich übersetzte das Buch, nicht weil es mir gefiel, sondern weil es der Graf Manteufel zu lesen verlangte, der englisch verstand. Ich habe meine Gedanken über des V. Meynungen in Zusätzen der Uebersetzung geäusert.

X.

Ποδας ωκυς Ἀχιλλευς.

Homer hat deines Zornes Toben,
Schnellfüssiger Achil, erhoben;
Erstaunt hört ihm die Nachwelt zu:
Den Grimm von tausend unsrer Helden
Will kein Homer der Nachwelt melden,
Sie liefen schneller doch, als du.

XI.

Das deutsche Kriegswesen.

Mit Riesengleicher Kraft, doch ohne Kunst regiert,
Hat einst des Deutschen Arm das breite Schwert geführt;
An Muskeln nicht so stark, doch mit geübtern Witze
Lenkt iezt des Franzen Hand des leichten Degens Spitze;
Wir fühlen, daß uns längst der Ahnen Kraft gebricht,
Und um der Nachbarn Kunst bemühn wir uns noch nicht.

Mars

* *

Mars schrie, wie tausend Männer schreyn, (*)
Und fochte schlechter noch, als einer solte streiten.
Reicht dieses zu, ein Mars zu seyn,
Wie manchen Mars sehn unsre Zeiten.

XII.

Auf einen Leipziger Gerichtsfrohn. (**)

Bemüht des Feuers Glut zu dämpfen,
Ist Bauer plötzlich hingestürzt,
So wie ein Held, dem im erhitzten Kämpfen,
Ein zischend Bley den Siegerlauf verkürzt.
Das Gleichniß scheint vielleicht euch allzuviel gewagt.
Stirbt ein Gerichtsfrohn so, wie Weltbezwinger sterben?
Nein! Völker jauchzen dort, errettet vom Verderben,
Wenn Bauern Rath und Bürger klagt.
Oft stünden, wenn sie nicht nur Rang und Macht bedeckte,
Die Helden in der Zahl, die Bauers Namen schreckte.

(*) Beym Homer.
(**) Seine Geschicklichkeit und Redlichkeit machten ihn ehrlichen Leuten so beliebt, so gefährlich er dadurch Verbrechern war. Er starb plötzlich, als er bey einer Feuersbrunst zu Hülfe eilte.

XIII.

Auf eines Reisenden Urtheil vom naumburger Weine. (*)

Warum pflanzt man bey Naumburg Reben?
Der Wein ist ja abscheulich schlecht.
Fragt Pöllniz, hat der Tadler recht?
Da wag ich nicht Bescheid zu geben;
Doch bey der Frage fällt mir ein:
Warum mußt er ein Autor seyn?

XIIII.

Eben desselben Klage über denselben Wein.

Als mein Geschick mich einst nach Naumburg brachte,
So war für mich der schlechtste Wein bestellt;
Und was den Wein erst recht abscheulich machte:
So trank ich ihn gar für mein eigen Geld.

(*) „Es sind überall Weinberge um Naumburg. Ich weiß „nicht warum, denn der Wein ist abscheulich v. Pöllnitz „Reisen.

XV.

Auf Brühiers Buch von der Ungewißheit der Kennzeichen des Todes.

Den, der nicht lebt, halb zweifelnd todt zu nennen,
Hat sich zum Schutz der Aerzte List erdacht.
Denn ist mein Tod nicht sicher zu erkennen,
So straft man nicht den, der mich umgebracht.

Nachahmung aus dem Horaz.

1750.

Non sum, qualis eram bonae
Sub regno Cynarae.

Ich bin nicht mehr, der in beglückten Jahren,
Eh Sorg und Ruhm zu ernstern Fleiße zwang,
Von Minchens Huld, von Chloris stolzen Haaren,
Von Hannchens Reiz, und Chloens Kühnheit sang.

XVI.

Räzel:

Mein Beystand mehrt des Weisen Wissen,
Wenn er mit festverknüpften Schlüssen
Das X in einer Gleichung sucht:
Ich kann des Staatsmanns Ehrgeiz stillen,
Ich pflege sein Gehirn zu füllen,
Und bin oft seiner Arbeit Frucht:
Mein weiter Raum muß alles fassen,
Auch das, was nichts umfassen kann;
Man trift mich in der Großen Kassen,
Und in der Dichter Liedern an.
Das Eintrachtsband von Deutschlands Prinzen,
Des schlauen Frankreichs Redlichkeit,
Den Muth der handelnden Provinzen
Besitz ich schon seit langer Zeit.
Mir gleichen * * * kluge Werke
* * * Witz, und * * * Stärke.

XVII.

Auf den Palmbaum, der 1749 im Garten der Kön. Preuss. Ak. der Wiss. reife Früchte trug.

Dein Schicksaal, Brandenburg, hat dieser Baum
erfahren;
Er dankt den ersten Trieb des großen Friedrichs
Jahren. (*)
Die Zeit, zu welcher er, wie du, vollkommen reift,
Ist Friedrichs, dessen Lob kein einzig Wort begreift.

XVIII.

Auf den Hr. Hauptmann Steinauer.

Der Krieger Furcht, der Liebling jeder Schöne,
Bey Freund und Feind macht er den Müttern Schmerz;
Den, um das Leben ihrer Söhne,
Den andern, um der Töchter Herz.

(*) Er war achtzig Jahr alt.

XVIIII.

Auf einen Bär. (*)

Der Todte redet.

Mich, dem der rauhe Nord die erste Luft gegeben,
Hieß meiner Fürstinn Wink in Leipzigs Gärten leben.
Die Kette ward mir schwer, ich brach sie voller Wuth,
Doch ich erkaufte mir die Freyheit durch mein Blut.
Noch klaget Doris mich; Die fast zerstäubten Knochen
Bewegten sich, als sie das holde Wort gesprochen:
„Mich daurt das arme Thier! O solt er lebend seyn!
„Wie würd' er uns nicht ietzt voll Artigkeit erfreun!
Wie selten ist mein Glück! Man hört sie solche Klagen
Um keinen Schooßhund nicht, um keinen Dichter sagen.
O Dichter, die ihr stets in Sklavenfesseln sterbt,
Und doch durch euren Tod kein nasses Aug erwerbt.
Laßt mich von dieser Welt nicht unbesungen scheiden,
Laßt einen Schäfer doch des Bären Tod beneiden.

(*) Er war von einer fürstlichen Person in einen Garten bey Leipzig geschenkt worden, hatte sich aber, nach einiger zeitlangen Gefangenschaft, losgerissen, und so viel Unordnung angerichtet, daß man ihn erschießen müssen. Er war sonst im Klettern und allen andern Dingen, die einen Bär artig machen können, sehr artig.

XX.

An Herr Prof. Gellert, als solcher mir die Uebersetzung von Chambers Buche von der Erkenntniß der Thiere zu beurtheilen schickte, mit dem Zusatze, er verstünde die Sache nicht.

Dieß, Freund, verstehst du nicht? Hat deine Zaubermacht
Doch manches Thier zum Reden schon gebracht,
Was größers noch, ist ihr nicht schwer gewesen:
Sie brachte gar manch schönes Kind zum Lesen.

* *

Wiederruf.

Nun hab ich erst mich recht bedacht:
Daß Schönen Gellerts Lieder lesen,
Beweist nicht ihre Zaubermacht,
Stets sind sie Dichtern hold gewesen:

Sie lasen, eh noch Gellert schrieb,
Talanders Unsinn, Hunolds Oden,
Daß Gellert beyde nun vertrieb,
Macht blos die Lust zu neuen Moden.

Was größers hat sein Lied vollbracht:
Es zwingt die Stutzer selbst zum Lesen;
Das heiß ich eine Zaubermacht,
So stark wär Orpheus nicht gewesen.

XXI.

Eine Stunde.

Die Stunde, die ich soll verlieren,
Die muß, mich eher zu verführen,
Ein kleiner Theil der Zeit nur seyn:
Doch welcher Zeit? Die mir verschwunden,
Zählt zwar mit tausenden die Stunden,
Wieviel sind noch in Zukunft mein?

XXII.

Charaktere.

Janhageln gleich an Höflichkeit,
Noch stolzer, als die reichsten Britten,
Und eitel, wie ihr Franzen seyd:
So zeigt er aller Völker Sitten.

* *

Das alte Rom ist ihm bekannt,
Die heutgen Schönen muß er kennen,
Als Doctor ist er sehr galant,
Als Stutzer sehr gelehrt zu nennen.

* * *

Die zweyer Völker Reiz mir wieß,
Die mußte wohl mein Herz gewinnen;
Frech, wie die Damen in Paris,
Plump, wie die deutschen Schäferinnen.

Avertissement.

Wer Lust hat, sich mahlen zu lassen, beliebe sich bey dem Verfertiger vorstehender Mignaturgemählde zu melden; er soll bestermaßen bedient werden. Seinen lieben Landsleuten wartet der Verfasser umsonst auf, andern um ein sehr leidliches.

XXIII.

Freye Uebersetzung einer Stelle aus dem Eloge de M. de la Mettrie Mem. de l'Ac. R. des Sc. de Pr. 1750. p. 5.

Pendant la campagne de Fribourg M. de la Mettri fut attaqué d'une fievre chaude; une maladie est pour un philosophe une ecole de phisique, il crût s'apercevoir que la faculté de penser n'etoit qu'une suite de l'organisation de la machine . - -

Kein Unglück ist, es muß dem Weisen dienen;
Den großen Satz; die Menschen sind Maschinen,
Fand la Mettrie, mit alle seinem Witze,
Doch eher nicht, als in des Fiebers Hitze.

XXIIII.

Charakter des Hrn. de la Mettrie vom Herrn von Maupertuis in einem Schreiben an den Herrn von Haller entworfen.

Ein gutes Herz, verwirrte Phantasie;
Das heißt auf deutsch: Ein Narr war la Mettrie.

XXV.

Die letzten Worte des Herrn von la Mettrie.

Mein Leser, was ich dir erzähle,
Ist, wo nicht völlig wahr, doch glaublich gnug erdacht;
Sieh hier das letzte Wort, das Mettrie vorgebracht;
Wie Teufel! Hab ich eine Seele?

XXVI.

Von einem schöpferischen Dichter.

O Zeiten! die entzückt den Ariost gelesen,
Was für ein Geist für euch wär nicht Fantast gewesen.

XXVII.

An einen Freymäurer.

Der Brüderschaft Geheimniß zu ergründen,
Plagt dich, Neran, mein kühner Vorwitz nicht;
Von deinem nur wünscht ich mir Unterricht:
Was ist an dir Ehrwürdiges zu finden?

XXVIII.

An den Setzer der hamburgischen freyen Urtheile. (*)

Du kannst uns mit geschickter Hand
Hexameter aus Prose theilen;
Sind Reimreichs Oden dir bekannt,
So gieb sie uns in Prosazeilen.

XXVIIII.

Auf einen Rechtsgelehrten.

In Sekten, die entzweyt das Alterthum verehret,
Ist Paulus groß, der sie uns beyde weist.
Den Stoiker, wenn er die Rechte lehret,
Den Epikurer, wenn er speist.

(*) Man hatte eine prosaische Nachricht, in Hexameterform gesetzet, daselbst eingerücket.

XXX.

Von einem Philosophen.

Stets wird Abstrakt die beste Welt verklagen,
Und schweiget nie von Wolfens Tadel still.
Er muß ja was, das man versteht, noch sagen,
Denn auserdem weiß niemand, was er will.

Wiederruf.

Nein, selbst dein Feind wird dir gestehen müssen,
Man weiß, Abstrakt, vollkommen, was du willst,
Und daß du nur, was alle Kinder wissen,
In dunkle Pracht barbarscher Wörter hüllst.

XXXI.

Gewissensberuhigung.

Ein Doctor (*) half einem gefälligen Kinde
Jüngst von der natürlichen Folge der Sünde,
Er hat es verschworen, (**) erinnert er sich,
Ja, dacht er, für andre, nicht selbsten für mich.

(*) Der Arzneykunst.
(**) Bey der Promotion.

XXXII.

Zusatz zu der Frau Doctorinn * * * Inauguraldisputation. (*)

Daß man bey Kuren oft sich gütig übereilt,
Läßt sich, Frau Doctorinn, dir noch ein Beyspiel sagen:
Daß dein Geschlecht oft von gewissen Plagen
Zwar schnell und angenehm, doch nicht gar sicher heilt.

XXXIII.

Auf Christlob Mylius.

(man sehe die letzte unter den Elegien.)

Ein doppelt Lob soll dort sein Grabmahl zieren,
Und Haller selbst breit es in Deutschland aus:
Als Physikus wußt er zu observiren,
Und wie ein Dichter hielt er Haus.

(*) De morborum curatione cita et iucunda saepe minus tuta.

XXXIIII.

Auf eben denselben.

Freund, unsers Freundes Angedenken
Klagt man gewiß mit Unrecht an;
Denn konnt er sich der Schulden wegen henken,
So hätt er es in Leipzig längst gethan.

XXXV.

Das Glücke der witzigen Köpfe in ihrem Vaterlande.

In fremdem Namen. (*)

O Land, das mich gezeugt, du warest mich nicht werth;
Mein Witz war dir verhaßt, so schrecke dich mein Schwert.
Gesetzt, ich hätte nun auch meinen Witz gezwungen,
Die Thoren nicht verlacht, die Mägdchen nicht besungen,
Und wäre Vorwurfs frey dein fromm und lieber Sohn,
Was würde denn dafür, Germanien! mein Lohn?
Viel=

(*) Unter der Person Hrn. Joh. Wilh. Steinauers, aus Naumburg, der in Leipzig studirte und 1739 Magister ward, nach Strasburg gieng, und daselbst eine Schrift herausgab, die den damaligen dresdnischen Hofpoeten Hrn. v. König beleidigte. Weil er in seinem Vaterlande keine Beförderung hoffen durfte, gieng er in kön. franz. Kriegs=dienste;

Vielleicht, wie Cramer thut, [a] ein Dorf voll Bauern führen, [b]
Wie Kästner [c] das Papier ums Tagelohn beschmieren,
Wie Gottsched [d] stets bemüht, und stets verspottet seyn;
Wie Gellert [e] tiefen Sinns, um andre zu erfreun;
Auch wohl mit Rabners [f] Geist, bey Acten witzig lachen,
Und einen Bücherschatz, wie Rost [g] mein Freund, bewachen.
Das Glücke gäbst du mir, verlaßnes Vaterland,
Wie dank ich meinem Witz [h] der mich aus dir verbannt!
Fern von Gefahr und Ruhm, wär ich ohn ihn geblieben;
Er hat mich auf die Bahn, die Moritz [i] gieng, getrieben.

a) Ein Geistlicher.
b) Damals, als diese Verse gemacht wurden.
c) Ein Uebersetzer.
d) Ein Criticus.
e) Ein Poet.
f) Ein Beamter.
g) Ein Sekretär. Rost war gräfl. Brühl. Bibliothekar.
h) Im Manuscript stand statt: meinem Witz; Königs Zorn.
i) Der Marschall von Sachsen.

XXXVI.

dienste; Er besuchte als Grenadierhauptmann mich zu Göttingen, nach der Schlacht bey Minden, und war um 1770, kön. franz. Brigadier auf isle de France und Bourbon im indischen Meere.

Die Nahmen habe ich bey dieser zweyten Ausgabe ausgeschrieben, weil von den Ungenannten nur einer noch lebt, dem es keine Schande bringen kann, daß sein Vaterland seinen Werth nicht so zu schätzen wußte, wie Dänemark und Lübeck. Die Buchstaben (a) (b) u. s. w. gaben soviel

Nachricht

XXXVI.

Die Dichter.

Drey Dichtern sieht mans eigen an,
Daß Haller denken will und kann,
Und Engbrust, wenn er könnte, dächte,
Und Reimreich, könnt er auch, nicht möchte.

XXXVII.

Ursache, warum die Dichter vom Podagra frey sind.

Das Schmerzenskind vom Bacchus und Cytheren,
Wie kömmts, daß es die Dichter seltner plagt,
Die so getreu dieß Götterpaar verehren?
Mir hat den Grund ein Dichter jüngst gesagt:
Wir leben nicht an dieser Krankheit Jahre,
Uns legt zuvor der Hunger auf die Baare.

Nachricht von den angedeuteten Personen, als ich ohne sie zu nennen, geben wollte. Rabner aber, bemerkte bey dem Sternchen, die statt der fehlenden Nahmen stunden, ein grosse Unbequemlichkeit; Wenn man im Lesen dahin kommt, sagte er, so weiß man nicht, was man da mit dem Maule machen soll.

XXXVIII.

Die Algebra der Stutzer.

Die Stutzer mögen sich stark auf Algeber legen,
Den, weniger, als nichts, ist vielmal ihr Vermögen.

XXXVIIII.

Als ein Buchhändler eines Materialisten Tochter heyrathete.

Beglückter Schwiegersohn, dir kann kein Buch vermodern,
Wenn es kein Leser kauft, wird es dein Vater fodern. (*)

(*) Der Buchhändler, der dieses mit Lachen las, überführte mich, daß mein Sinngedicht falsch sey. Ich lasse allen meinen Verlag auf Schreibepapier drucken, sagte er, und das kann mein Schwiegervater nicht brauchen.

XXXX.

An Herr Liscov.

O Liscov, den man oft für Deutschlands Swift gepriesen,
Hat niemand dir dein Bild bey Swiften noch gewiesen? (*)
Der Spinne listig Netz, von Fliegenleichen voll,
Reißt von der Biene Flug, da es sie fangen soll;
Philippi, Rodigast, und Sievers sind besiegt,
Doch Liscov, glaube nicht, daß Reinbeck unterliegt.

XXXXI.

Ueber Herr Professor Gellerts Programma (†) zum Antritte seiner Profession.

Das Lustspiel, das zum Weinen bringt,
Rühmt Gellert nur, weil er das Loos geschrieben:
So weit hat Krüger (††) nicht sein eigen Lob getrieben;
Preist der das Trauerspiel, das uns zum Lachen zwingt?

(*) In der Bücherschlacht. Im II. Th. des Mährchens von der Tonne.

(†) De Comoedia commouente.

(††) Der Verfasser der allemannischen Brüder und des Mahomets.

XXXXII.

An den Verfasser der allemannischen Brüder. (*)

Du schimpfst auf mich, weil mein verwegnes Lachen,
Dich und dein schönes Werk entehrt,
Wenn hätt ich das gethan? Ich hielt ja deine Sachen
Nie meiner Zeit zum Sehn und Lesen werth.

Phaedr.

— — facilis vindicta est mihi,
Sed inquinari nolo ignauo sanguine.

XXXXIII.

Die Schmetterlinge.

Sechs Stutzer sah ich mit sechs Schönen
Des Jägers eitlen Eifer höhnen,
Der um den bunten Schmetterling
Durch ungebähnte Wege gieng;

Wie?

(*) Eine scharfe Beurtheilung dieses Stücks ward in eine auswärtige Zeitung eingerücket. Krüger hielt irrig mich für den Verfasser, und handelte nach dem irrenden Gewissen eines beleidigten elenden Schriftstellers.

Wie? fragt ich, wollt ihr wohl erfahren,
Weswegen ihm der Schmetterling gefällt?
Der Vogel gleichet euch, er ist nur in der Welt,
Geputzt zu seyn, und sich zu paaren.

XXXXIIII.

Grabschrift eines Engelländers. (*)

Hier, Nachwelt, ist der Ort, wo Roberts Leichnam ruht,
Sprich, Cato, oder er, wer zeigte größern Muth?
Der stieß den Dolch in sich, vor Cäsarn frey zu bleiben,
Doch Robert henkte sich, die Zeit sich zu vertreiben.

(*) *Destouches.*
Cy git John Robert Ecuyer
Qui se pendit pour se desennuyer.

XXXXV.

Das Wetterglas.

Neran dünkt sich gelehrt, was mag sein Vorzug seyn?
Er spricht ja gallisch, welsch, und griechisch und latein;
So wird er Witz und Geist von so viel Völkern kennen,
O nein, doch Brod und Fleisch weiß er, wie sie, zu nennen:
An Kenntniß gleicht er noch dem Wetterglase nicht,
Das mir von kalt und warm in sieben Zungen spricht. (*)

XXXXVI.

Das gelehrte Kind.

Frühzeitig wußt ein Kind so viel, als mancher Greis,
Frühzeitig lag das Wunder auf der Baare,
Sein Bruder sah den mörderischen Fleiß,
Ward Sekretär (**), und lebt an achtzig Jahre.

(*) Der Zeddel daran nannte die Aenderungen der Wärme lateinisch, deutsch, französisch, englisch, holländisch, italiänisch und spanisch.

(**) Keiner von der Art, wie Addison und Schlegel gewesen sind.

XXXXVII.

Deutſche Verſe mit lateiniſchen Buchſtaben.

Seht die epiſchen Zeilen, frei vom Maaſſe der Sylben,
Frei vom Zwange des Reimes, hart, wie Zyrchiſche Verſe,
Leer, wie Meiſsniſche Reime; Seht, der glyckliche Kynſtler
Fyllt mit rœmiſchen lettern, mit pythagoriſchen yy (*)
Zum Ermyden des Leſers, beſſer zu nytzende Bogen.

XXXXVIII.

Auch Hexameter.

P. P.

Mein nun ſeraphiſches Minchen, hoch oben in glycklichern Sphaeren,
Mit Myriaden von Kyſſen aeſthetiſch aetheriſch umarmen. (**)

(*) Deutſche Leſer myſſen ſich belehren laſſen, daſs der Buchſtabe *y* bei den Schweizern *i* genannt wird.

(**) Dieſe Zeilen allein haben keinen Verſtand. Es iſt eine Ellipſe bey ihnen zu ergænzen, welches man leicht thun wird, wenn man die Elegien nachſehen will. Es giebt Zeilen von dieſer Art, die auch in ihrer vœlligen Verbindung mit anderen noch keinen Verſtand haben.

XXXXVIIII.

Eine Gesundheit.

Voll Feuer, wie die Frucht der Reben,
Verlangt mein Wunsch, daß alle Dichter leben,
Die ganze lange Reih, die noch den Reim nicht schmäht,
Vom Haller bis zum Schönaich geht.
Doch, daß wir, ein Opfer der Mode zu bringen,
Nicht gänzlich versehn,
So leben auch alle nicht reimende Dichter,
Vom betenden Klopstock zum Freydenker Oest.

L.

Eine andere, an Rabnern.

Prophetisch trank zu Hallers Ehren
Einst Vater Opitz Nüßlern zu; (*)
Dem Spötter soll dieß Glaß gehören,
Der größer wird, als Ich und Du.

(*) Hola! gebt mir ein Glaß Wein,
Wasser hab ich nicht vonnöthen.
Nun, es gilt dir Bruder mein,
Auf Gesundheit des Poeten,
Welcher künftig mich und dich
Weit soll lassen hinter sich.

Opitz an Nüßlern; in dem Liede, das sich anfängt:
Treuer Freund, indem du hier
Aemsig bist der Steuer wegen ꝛc.

LI.

Noch eine Gesundheit an Herrn Prof. Gellert.

Auf der Schönen Wohlergehen
Wird dir dieses Glas gebracht,
Die den Wein von Naumburgs Höhen
Deiner Lieder würdig macht.

LII.

Auf einen Sprachenkenner.

So viel ein Reisender verschiedner Völker Zahl
Vom Tagus bis zum Ganges hört,
Mit allen spricht Panät --- Und spricht das Jahr einmal;
Um stumm zu seyn, wär ich nicht sprachgelehrt.

LIII.

Auf einen Schrank, in dem ein Menschengerippe stehet.

Die Neugier fragt vielleicht; was mag der Schrank bedecken?
Dem Weisen Unterricht, der Eitelkeit ein Schrecken.

LIIII.

Ueber eine schlechte Satire auf einen schlechten Dichter.

Der Reim, der uns, wo Matz gefehlet,
So witzlos, falsch und grob erzählet;
Wär Matz nicht selbst sein Gegenstand,
So schien er mir von Matzens Hand.

LV.

Auf den Ryßwicker Frieden.

Aus dem Französischen.

Im Namen der Unterthanen Ludwig des XIIII. (*)

Gleichgültig, ja fast halb gekränket,
Stehn wir, da Ludwig uns den edlen Frieden schenket,
Doch überall säh man der Freudenfeuer Glut
Und hörte Dankerfüllte Lieder;
Thät er nur uns, wie er den Feinden thut,
Und gäb uns das, was er genommen wieder.

(*) Das Original steht in der Histoire de la Bastille.

LVI.

Nach dem Englischen.

And he whose Fustian's so sublimely bad
Is it not Poetry but Prose run mad. (†)

So toll erhaben Gewäsch in reimlos ametrischen Zeilen,
Seh ich für Verse nicht an, mir ist es rasende Prose.

LVII.

Eines Sachsen Wunsch auf Carl den XII.

Held, der uns so gepreßt, dein eifriges Bestreben
War: spät im eitlen Hauch der letzten Welt zu leben;
Doch, wird mein Wunsch erfüllt, (die Rache giebt ihm ein,)
So soll einst dein Homer ein zweyter (*) seyn.

(†) Fragment of a Satire. Siehe Miscellanies, the fourth volume, consisting of Verses by Dr. Swift Dr. Arbuthnot Mr. Pope and Mr. Gay, Lond. 1747. p. 117.

(*) Einer von etlichen unserer Heldendichter mit zweysylbichten Namen.

LVIII.

Fragment oder Anfang einer Poematologie.

Vorrede.

Der subjectivische Endzweck nachstehender Zeilen ist die Begierde, zu zeigen was für großen Nutzen die Kunst- und Machtwörter unserer neuesten Philosophen haben, alte Gedanken durch einen neuen Schwung aufzustytzen. Hierbey ist mein objectivischer Endzweck, die Lehre von der Dichtkunst selbst, und der formale Endzweck, solche in Versen vorzutragen; welchen mit negativer Subordination der Endzweck zu reimen, mit positiver aber der Endzweck jeden Absatz mit einer Uebersetzung ins gemeine Deutsche zu endigen unterworfen wird, weil solche Uebersetzung ein materiales Mittel ist, zu zeigen, wie kurz und bekannt dieses alles in der Sprache des großen Haufens klingen würde. Aus gegenwärtiger Probe wird man sich eine concrete Idee von dem Werke denken können:

Das Bild, wodurch der Dichter rührt,
Ist schwankend, unrein abstrahirt,
Und hat kein Wo, da es kann stehen
In Existentialideen,
Das heißt, wie sonst der Deutsche sprach:
Der Dichter ahmt erfindend nach.

Parodien.

I.

Die Schriftsteller. (*)

Kleiner Geister Aemsigkeiten
Sind noch immer ungemein.
Jeder Dummkopf unsrer Zeiten
Will ein Held im Schreiben seyn:
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Dich, Fontaine! zu erreichen,
Nimmt der geile Stax sich vor;
Nur in den Verbindungszeichen,
Nirgends sonst, gleicht dir der Thor.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Fließend, deutlich, rein zu dichten,
Wünscht Reptil, und sonst nichts mehr;
Nennt ihn gleich der Spötter Richten
Frostig und gedankenleer.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

(*) Orig. v. Hagedorn.

Die Verläumdung.

Stolzer Schönen Grausamkeiten
Sind noch immer ungemein.
Auch die Spröden unsrer Zeiten
Können ewig' spröde seyn:
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Unempfindlichkeit und Tugend
Sind der Doris Eigenthum;
Beyde schmücken ihre Jugend,
Und die Jugend ihren Ruhm.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Dieser Vorzug lautrer Ehre,
Diese Strenge, diese Zucht,
Stammen aus der Mutter Lehre,
Sind nur ihres Beyspiels Frucht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Redet

Schwer von der Gedanken Menge
Sollen Skotus Lieder seyn,
Doch in düstres Wortgepränge
Hüllt sich nur sein Unsinn ein
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Lernt der neuen Richtkunst Lehren,
So, wie sie Chritodes übt:
Freunde muß dein Lobspruch ehren,
Schimpfe den, der dich nicht liebt,
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Was den Alten schwer gewesen,
Nennt Hevristes Kinderspiel:
Hätt er etwas mehr gelesen,
So erfänd er nicht so viel.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Alles kömmt in Rhaptes Bände,
Nur Verstand und Ordnung nicht;
Weil den Fleiß bemühter Hände
Müssig Denken unterbricht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Redet nicht von Scherz und Küssen,
Wo ihr Martha kommen seht:
Ihr vortreffliches Gewissen
Hasset, was so weltlich steht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Liebe kann zwar Huld erwerben;
Aber bey Mirenen nicht:
Weil sie nimmer ohn Entfärben
Von verliebten Dingen spricht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Sylvia wird hoch gepriesen:
Denn sie hat in kurzer Zeit
Zehn Verehrer abgewiesen,
Und den eilften hart bedräut.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Edle Freyheit, mein Vergnügen!
Singet Chloris tausendmal;
Und es ist, sie zu besiegen,
Schwerer, als die Kayserwahl.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Ob ich wohl die Deutung finde,
Die das W. Z. E. begreift?
Daß Sophist auf falsche Gründe
Schlüsse, die nicht folgen, häuft.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Wenn Javell für alte Grillen,
Neue Namen ausgeheckt,
Hat er für Verstand und Willen
Neue Wahrheit uns entdeckt.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß sein Werk gefallen kann.

Unreif will sich Ruhm erjagen,
Wenn er bald die Welt belehrt,
Was er noch vor wenig Tagen
Kaum in Cursu recht gehört.
Dennoch sagt und glaubet man.
Daß sein Werk gefallen kann.

Hundert andrer seltne Gaben
Nennt der müde Vers nicht mehr;
Willst du viele Leser haben,
Schreib nur für der Thoren Heer;
Denn so sagt und glaubet man,
Daß dein Werk gefallen kann.

Tiefgesuchte Weisheitsschlüsse
Sind Elmirens Zeitvertreib.
Der Begriff gemeiner Küsse
Reizen kein gelehrtes Weib.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Iris tändelt, scherzt und singet,
Höhnt und lacht der Leidenschaft.
Was auch sonst ein Herz bezwinget,
Hat an ihrem keine Kraft.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Flavia will nichts gestatten,
Was den Schein des Paarens hat:
Und sie zörnt auf ihren Schatten,
Weil er ihr zu sehr sich naht.
Dennoch sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

Niemals werft zu eurem Glücke,
Schreiber, alle Hoffnung hin,
Schilt gleich eure Meisterstücke
Manches Richters Eigensinn;
Denkt, daß selbsten Edelmann
Seine Leser finden kann.

Mais ils trouvent pourtant, quoiqu'on en puisse dire.
Un Marchand pour les vendre & des sots pour les lire.
Boil.

II.

In ein Stammbuch eines witzigen Freundes. (*)

Des Herrn Baron v. Cronegk.

O! könnte dich ein Schatten rühren
Der Wollust, die die Geister spüren,
Die sich der Meßkunst zugedacht!
Du foderteſt von dem Geschicke
Die leeren Stunden doch zurücke,
Die du mit Liedern zugebracht.

O! die Welt kömmt auf die Neige.
Auch der Unschuld schont man nicht:
Weil der Unschuld oft ein Zeuge
Ihrer Lauterkeit gebricht.
Daher sagt und glaubet man,
Daß man sie erbitten kann.

(*) Original.

In des Herrn v. Haller Doris.

„O! könnte dich ein Schatten rühren
„Der Wollust, die zwey Herzen spüren,
„Die sich einander zugedacht!
„Du foderteſt von dem Geschicke
„Die langen Stunden doch zurücke,
„Die dein Herz müssig zugebracht.

III.

Die Ursachen der Kritik. (*)

Mein, sage mir, warum ich Popen schelte?
Fragt Thoughtleß (†) jüngst den Spötter Swift.
Der lacht, und sprach: Wenn meine Rede gölte,
Ich weiß gewiß, daß sie es trift:
Wenn England ihn verächtlich zu dir stellte,
Du lobtest ihn mit Mund und Schrift.

(†) Ich kann aus den Belustigungen des Verstandes und des Witzes darthun, daß dieser Name von mir den Charakter mancher Dichter zu bezeichnen gebraucht worden, ehe Herr Fielding ihn in einer etwas andern Bedeutung einer Romanenheldinn beygeleget.

Jetzo aber (1772) darf ich wohl die Verse drucken lassen wie sie anfangs hiessen:

Mein, sage mir, warum ich Hallern schelte?
Fragt' Gottsched jüngst die Adelgund.
Die lacht und sprach, wenn meine Rede gölte
Entdeckt ich dir gar leicht den Grund,
Wenn Deutschland ihn verächtlich zu dir stellte
Du lobtest ihn mit Schrift und Mund.

Haller war der Fr. Gottschedinn Lieblingsdichter. Man s. die Briefe der Fr. Gottschedinn, welche die Fr. v. Runkel herausgegeben, (Dresden 1771; drey Theile.)

(*) Orig. v. Haged. Oden.

Die Ursache der Kriege.

Mein, sage mir, warum die Fürsten fechten?
Fragt Görgel den Gevatter Hein.
Der lacht, und spricht: Wenn sie, wie wir, gedächten;
Sie stellten alle Händel ein.
Wenn sie, wie wir, nur oft zusammen zechten;
Sie würden Freund und Brüder seyn.

IIII.

Der Reimer. (*)

Ein Reimer ist glücklich zu schätzen,
Sind seine Gedichte nur rein.
Wie wird ihn ihr Fließen ergötzen!
Nichts kann wohl entzückender seyn.
Verfolgt ihn das Schelten der Richter,
Was könnt er verächtlichers sehn?
Er hält sie für Feinde der Dichter,
Und lobt sich, so oft sie ihn schmähn.

Beginnen ihm Leser zu fehlen,
So schilt er des Witzes Verfall:
Wenn andre mit Denken sich quälen,
Ergötzt ihn der zärtlichste Schall.
So dient er mit zierlichen Mengen
Von fließenden Versen der Welt,
Weil Unsinn in sanften Gesängen
Noch immer der Thorheit gefällt.

(*) Orig. v. Haged. Od. 1. Th.

Der Blinde.

Ein Blinder ist glücklich zu schätzen,
Ist seine Gemahlinn nur schön.
Wie muß ihn ihr Schmeicheln ergötzen!
Er wird nichts verdrießliches sehn.
Besuchen ihn ihre Bekannten:
Was kann wohl verbindlicher seyn?
Er hält sie mit Recht für Verwandten,
Und ladet sie selber oft ein.

Verspürt er ein Rauschen von Küssen;
So denkt er: Mein Weib ist getreu.
Wenn andre das Gegentheil wissen;
So steht ihm der Zweifel noch frey.
So wachsen die zärtlichsten Triebe,
Die beyde zusammen gesellt!
Weil lüsterne Blindheit die Liebe
Gewiß und am längsten erhält.

V.

Auf Johann Elias Schlegels anakreontische Oden. (*)

Ihr, die Schlegels Geist vergnüget,
Wenn er liebet, wenn er lacht,
Wenn er die, die ihn besieget,
Ewig bey der Nachwelt macht,
Wißt auch, der hier Galatheen,
Der hier Chloris und Asträen
Voller Zärtlichkeit erhitzt:
Wirkt ein furchterfülltes Sehnen,
Aengstet, schreckt, erpresset Thränen,
Wenn er Didons Blut verspritzt.

VI.

(*) Orig. Joh. El. Schlegel.

„Die ihr meinen Rex erblicket,
„Wie er liebet, wie er küßt
„Und wie die, die ihn entzücket,
„Von ihm selbst entzücket ist;
„Wißt, dieß Auge, das zur Schönen
„Seines Herzens zärtlich Sehnen
„Mit beredten Blicken bringt,
„Schießt, wenn ihn der Feind umgeben,
„In die Herzen Furcht und Beben,
„Wo sein Arm den Degen schwingt.

VI.

An J. E. Schlegel. (*)

Freund der griechschen Zärtlichkeiten,
Dichter, der uns lehrreich rührt,
Wenn er feurig durch die Saiten
Die geübten Finger führt.
Spiele, weil dich noch zum Spielen
Selbst der Richter Lob entflammt,
Eh du ihren Zorn wirst fühlen,
Der aus deiner Größe stammt,
Eh man noch, von Neid erfüllt,
Dich, den Deutschland ehret, schilt.

* *

O Dichterkraft! o Dichterkraft! wo gehst du hin von mir?
Ich bleibe weg, ich bleibe weg, und wäre nie bey dir. (*)

(*) Orig. Joh. El. Schlegel.

„Innbegriff der Lieblichkeiten,
„Artig Kind, das mich entzückt,
„Wenn es in die schlanken Seiten
„Stolz die zarten Aermchen drückt,
„Küsse, weil dir noch zu küssen
„Deine Mutter selbst vergönnt,
„Eh du wirst erröthen müssen,
„Wenn dich jemand reizend nennt,
„Eh die Sehnsucht manchen Kuß
„Wünschen und versagen muß.

* *

(*) Orig. Sappho nach Stähelins Uebersetzung:

O Jungferschaft! o Jungferschaft! wo gehst du hin von mir?
„Ich gehe weg, ich gehe weg, und komme nicht zu dir.

VII.

Die Rangstreit. (*)

Burlesk und Reimerein
Die wollen sich entzweyn,
Es sollen jedes Sachen
Die schönsten Lieder seyn.
Den Rangstreit auszumachen,
Gelinget mir allein,
Der giebt uns mehr zu lachen,
Der schläfert sanfter ein.

VIII.

Die Dichter. (*)

Von den Alpen sah ich nieder,
Wo die kleine Pleisse schleicht,
Auf die Mengen schöner Lieder,
Wie die Pleisse sanft und seicht.
Tausend Oden hört ich klingen,
Tausend Dichter hört ich singen
Alle fliessend, deutlich, rein,
Alle werth, gekrönt zu seyn,
Und voll Schweisses sah ich ihnen
Tausend Drucker Breitkopfs dienen.

VIIII.

(*) Orig. v. Haged. Oden 1. Th.

Der Wettstreit.

Mein Mägdchen und mein Wein
Die wollen sich entzweyn.
Ob ich den Zwist entscheide?
Wird noch die Frage seyn.
Ich suche mich durch Beyde
Im Stillen zu erfreun.
Sie giebt mir größre Freude:
Doch öftre giebt der Wein.

(*) Orig. J. E. Schlegel.

Von den Fenstern sah ich nieder
Auf der Schönheit Sammelplatz,
Auf den Seiten hin und wieder
Prangte mancher reiche Schatz.
Tausend Sklaven sah ich stehen,
Tausend Schönen sah ich gehen,
Die der Röcke weite Pracht
Breiter noch, als lang gemacht,
Und voll Scherzens sah ich ihnen
Tausend Liebesgötter dienen.

VIIII.

Das Dichten. (*)

Ein dunkler Feind leichtfließender Gesänge,
Ein Schüler Hallers, trat jüngst hin,
Und sprach: Daß ich ein Dichter bin,
Seht, wie im kühnen Vers ich Wort und Einfall
drånge.

Ein Reimer kam, und sprach: Mir willst du gleichen?
O nein! bey Krügers Mahometh!
Ich reime, daß man es versteht,
Und mehr, als du, geh, du must mir noch
weichen.

X.

(*) Orig. v. Haged. Oden 1. Th.

Das Daseyn.

Ein dunkler Feind erheiternder Getränke,
Ein Philosoph, trat neulich hin
Und sprach: Ihr Herren, wißt; ich bin.
Glaubt mir, ich bin. Ja, ja! Warum? Weil ich gedenke.

Ein Säufer kam, und taumelt ihm entgegen,
Und schwur bey seinem Wirth und Wein:
Ich trink; o! darum muß ich seyn.
Glaubt mir, ich trink; ich bin. Wer kann mich widerlegen?

X.

Anfang eines Heldengedichtes.

Der Dichterkrieg. (*)

Nondum expiatis vncta cruoribus. *Hor.*

Den mehr, als Federkrieg im Reich Germaniens
Geführt, beschreiben wir, wie Zürch uns dichten
lehrte:
Der großen Richter Hand, voll Siegs, in ihr Geweide
Verkehrt, und aufgestellt zwey gleichbenannte Bücher:
Den Bund ums Reich getrennt, gespottet und geschimpft
Germaniens Parnaß zu gleicher Ungebühr:
Da feindlich wider sich gestoßen Monatsschriften
Auf Monatsschriften los, und Sekretäre zankten,
Mit Sekretären sich, und Zeitungsblätter schalten
Auf Zeitungsblätter auch. Cetera desunt.

(*) Original.

Der Anfang von Seckendorfs verdeutschten Lucan.

„Den mehr, als Bürgerkrieg im Feld Emathiens
„Geführt, beschreiben wir, wie Unrecht Recht bekommen,
„Des starken Volkes Hand voll Siegs in sein Geweide
„Verkehrt und aufgestellt zwey blutsverwandte Heere,
„Den Bund ums Reich getrennt, mit aller Kraft gekämpft,
„Der aufgerührten Welt zu gleicher Ungebühr,
„Da feindlich wider sich gestossen Römerfahnen
„Auf Römerfahnen loß, auch Adler widerstunden
„Den Adlern gleicher Art, und Bürgerspieße drehten
„Sich wider Bürgerspieß.

XI.

Im Namen eines Dorfjungens, als sein Chorgeselle in eine fürstliche Residenz auf die Schule zog. (*)

Du, unsrer Fluren Orpheus, singst nun dort,
Dich hört der Fürst, du fürstlich hoher Sänger,
Es höret dich die Schaar der Capellisten
Und steht erstaunt, und sieht, und schweigt.

XII.

Zusatz zu des H. v. Hagedorn Helden. (*)

Der Schüler Heer sich stärker zu verbinden,
Erfand Javell Kunstwörter voller Müh.
Sein Famulus, um gleichfalls zu erfinden,
Erfand beym Dampf die Tobacologie.

(*) Original.

Aus einem Gedichte auf des Conr. Pyra Tod.

Du aber, deutscher Pindar! singst nun dort,
Dich höret Gott, du göttlich hoher Sänger,
Es höret dich die Schaar der heilgen Engel
Und steht erstaunt, und sieht, und schweigt. (†)

(*) Original.

Der Ritter Schaar genauer zu verbinden,
Erfand Arthur Getränke voller Kraft.
Die Königinn, um gleichfalls zu erfinden,
Erfand beym Spiel des Königs Hahnreyschaft.

(†) Das Original dieses Originals ist eine bekannte Grabschrift auf einen Sänger, die irgendwo in Spanien zu lesen seyn soll, und ich hier nicht anführe, weil ich mir nicht die Mühe geben mag, sie aufzusuchen, und durch Anführung derselben aus meinem Gedächtnisse den Wortrichtern der künftigen Zeiten keine Gelegenheit zu verschiedenen Lesarten derselben geben will.

* *

Denn was wir auch von Leuten hören, (*)
Die Dichtern nicht gewogen sind,
So folgte manches Mutterkind
Doch eines Dichters guten Lehren,
Der, troz den Lehren, die er schrieb,
Viel ungebesserter, als seine Leser, blieb.

(*) Orig. Gellerts Lehrged. u. Erzähl. 107. S.

Denn was nun auch die Leute sagen,
Die diesem Stand nicht günstig sind,
So ward doch manches Mutterkind
Von einem Herrn oft klug geschlagen,
Der, troz der Scherpe, die er trug,
Nicht weiser war, als der, den er vernünftig schlug.

Latei=

Lateinische Gedichte.

I.

Io. El. Schlegel.

Parcus latini carminis, at lyrae
Tritor Cheruſcae; non tamen ingeni
Expers peregrini.

II.

Ode. (*)

Cantare ſtultos heu male prodigus!
Parcus puellas, non tamen inſolens
Cultor puellis, Lipſienſem
Teutonicis decorare tento,

(*) Rabner gerieth auf den Einfall, ſich ein Stammbuch zu machen, in welches jeder ſeiner Freunde, was Neues und Eigenes ſchreiben mußte. Dieſe Ode iſt zu der angezeigten Abſicht gebraucht worden um 1742.

Sed tento vane carminibus CHLOEN.
Quod ludo teium blanditiis melos
Diſtat SCHLEGELI Suiftiano
LISCOVII iocus vt ſenilis. (*)

Sed bellicoſus ſi Satira cluam
Omnisque nomen carminifex tremat,
Non oſculi praeſtat rapinam
Molliculo ceciniſſe verſu.

(*) Vid. viri facetiſſimi praefatio, verſioni germanicae libri LONGINI de ſublimi addita. Nemo ſcribenti eam aderat, qui aurem perſonaret:

Mitte ſeneſcentem mature ſanus equum — — —
Hor.

III.

De parallelogrammo Newtoniano. (*)

Paucula iam ſeries monſtrat primordia naſcens,
Lege ſua partes haec ſine fine regunt:
Sic a vita hominis, quam bis ſex luſtra coercent,
Aeua tenent formam non numeranda ſuam.

IIII.

Ad eos, qui ſola latina carmina ſcribenda, vtpote ſola aetatem latura, iubent. (†)

Carmina cur ſcribam nulli aut recitanda duobus?
Ediſcet ſerus, dicitis, illa nepos.
At mihi non tanti eſt venturo viuere ſaeclo,
Ciuibus vt vellem mortuus eſſe meis.
HALLERVS ſi noſtra probet, legat ipſa LYCORIS,
Non olim pueri grammaticique legant.

(*) Theoriam eius explicauit Auctor duabus diſſertationibus Lipſiae 1743. 1745. editis: *Aequationum ſpecioſarum reſolutio Newtoniana per ſeries* et *de Reſolutione aequationum differentialium per ſeries.* Secundae epigramma hoc praefixum legitur.

(†) Quae ſententia erat B. Chriſtii Prof. Poeſ. Lipſ.

V.

Ad Cel. I. M. Gesnerum, Prof. Goettingens. cum de optima reipublicae forma scripsisset.

Beatiorne rege sit respublica?
Patrumne cura? vel rogatis singulis?
GESNERE, damnas fluctuantem Graeciam?
Non norat illa principem GEORGIVM.

VI.

De palma dactylifera Berolini in horto Acad. Reg. Sc. fructus maturos ferente, ad Marchiam Brandenburgicam.

Ecce, triumphatrix, ornat Te fructibus arbor,
REGIS vt INVICTI frueris decorata triumphis.

VII.

Icon.

Ore Venvs, ſed Ivno habitu ingenioque Minerva,
Arbiter Idaeus, cui tria poma daret.

VIII.

De Aloyſio Gonzaga. (*)

Non metuens vmbram, ſed dedignatus abiuit,
Oſcula non vmbrae, ratus ſed danda puellae.

VIIII.

Aux Franc-Maçons de Stockholm, fondateurs d'un hôtel d'enfans trouvés.

Fri-Maçons, dont l'humanité
S'occupe des enfans ſans pêres,
Combien à Vôtre charité
Fourniront d'objêts vos confrêres!

(*) In Antonii Baronis S. I. Triumuiratu Sanctimoniae S. I. Lib. III. Ep. 49. legitur epigramma in laudem eius, quod *vel puellarem vmbram puer, ex ludo reus nullo modo, vt oſcularetur, adduci potuerit, ludoque omiſſo, amiſſoque pignore abiuerit.* v. Cl. Freytag Apparatum litterarium T. II. n. C.

X.

X.

On Mr. Thinkwou'd. (*)

Impartial Critik's when of late they ſaw
Unlearned *Thinkwou'd* ſcorn all reaſon's law
Admir'd ſuch Nonſenſe in a thoughtful ſhape
Such gloomy wit, - - - - and laugh'd at *Haller's* Ape.

(*) *In Imitation of Pope's.*

Superior beings when of late they ſaw
A mortal man unfold all Nature's law
Admir'd ſuch wiſdom in an earthly ſhape
And ſhew'd a *Newton* as we ſhew an Ape.

Briefe.

I.

Einladungsschrift zu einer monatlichen Zusammenkunft. (*)

Wie der große Alexander, als er noch ein kleiner Junge war, über die Siege des Königes weinte, den er damals noch für seinen Vater hielte, und nachgehends für Jupiters Hahnrey erklärte, so habe ich über die Einladungsschriften meiner würdigen Vorgänger in dem so wichtigen, und bey unserer Gesellschaft mit einem so wirklichen Gegenstande versehenen, Erzschatzmeisteramte, geseufzet. Nach diesen unnachahmlichen Meisterstücken mit etwas ähnlichen zu erscheinen, das heißt Iliada post Homerum, oder Romane nach einem Richardson und Fielding schreiben. Damit also meinem Aufsatze das nicht widerfähret, was vielen gelehrten Tagebüchern begegnet, die in unserer Gesellschaft

(*) Von dem Verfasser, als beständigem Senior und der Zeit regierendem Fiscale, aufgesetzet. Die künftigen Schriftsteller von den gelehrten Gesellschaften werden diesen Aufsatz auch mit brauchen können. Die Namen und Lebensläufe der Mitglieder können auf Verlangen mitgetheilet werden.

schaft herumgesandt werden, daß man ihn ungelesen weiter gehen läßt, so will ich ihn in der Göttersprache, und zwar in der neuesten, in der reimlosen schließen, wobey es kein Fehler seyn wird, daß ich die Hauptabsicht unserer Zusammenkunft, oder wie wir Staatsgelehrten reden, die caussam iustificam darinnen unberühret lasse. Denn daß wir zusammenkommen, die Straffälligen anzumerken, und über Gesetze zu streiten, die von vier Rechtshochgelahrten Männern und einem fast zwanzigjährigen Candidato iuris so weislich abgefaßt sind, daß wir uns noch diese Stunde nicht allemal um interpretationes authenticas vereinigen können, daß ich die Last meines bisherigen Amtes auf die Schultern meines berühmten Nachfolgers legen und zugleich, ob der Gesellschaft gefällig sey, mir das für eine Büchse zu Verwahrung unserer Einkünfte ausgelegte Geld ex fisco bonificiren zu lassen, in reifliche Deliberation zu nehmen ansuchen werde, das alles, außerdem, daß es meistens schon bekannt ist, ließe sich unmöglich in reimlosen Versen sagen:

— — — — — quae
Desperat tractata nitescere posse relinquit.
Hor.

Ode an die Gesellschaft.

Beym braunen Oel, aus siedender Gerste gegohren,
Hielt sonsten das freye Germanien Rath,
Entschied der Herzoge Wahl, den Vortheil von Bündniß und Waffen,
Vom Trunke redlich und kühn.

Beym schwarzen Trank des ernsthaft schläfrigen
Türken
Erwägen wir Freunde das Beste des Staats; [a]
Dampf, der im nackenden West Caciquen prophetisch
begeistert,
Zieht Ihr, gelehrter als ich. [b]

Dann theilet Gasc, [c] der stereometrisch Gerechte
Auf zweymal zwo Speisen unter uns ein,
Weil uns ein Abend so kurz, als glücklichen Buhlern
die Nächte, [d]
Bey Witz und Rheinwein verfliegt.

a) Der Staat bedeutet hier unsere Gesellschaft. Diese Erinnerung ist nöthig, damit man uns nicht etwa für politische Köpfe halte.

b) S. des Verf. Ode auf den Tobak letzte Zeile der 6. Strophe.

c) Ein Mitglied, beständiger Vorschneider.

d) Ich bitte die neumodischen Herren Odenmacher ergebenst um Verzeihung, daß mich der Reim hier hintergangen hat. Ich wollte ihn wegjagen, und die Zeile setzen:

Weil uns ein Abend so kurz, wie Nächte der glücklichern
Buhlern.

Er stellte mir aber vor, daß dieser Vers nichts besser wäre, als der, in dem er sich befände, und daß ich durch diese Erfindung von halbgereimten Versen entweder die Partheyen der streitenden Critik einem gütlichen Vergleiche nähern könnte, oder doch eine ansehnliche Stelle unter den schöpferischen Entelechien (denn Geister oder Seelen wäre zu gemein) erhalten würde, die bey ihrem Eifer wider diejenigen, welche das Wesen der Dichtkunst im Mechanischen suchen, doch selbst neue Versarten, Wörter und Buchstaben für nothwendige Unterscheidungszeichen ihrer Dichtkunst halten.

II.

Nachricht von einer alten deutschen Uebersetzung des Buches Kelila und Dimme an Herrn Friedrich Gotthilf Freytag.

M. H.

Sie haben verlangt, ich sollte Ihnen das Exemplar des Buches Kelila und Dimme schicken, das ich in Händen habe. Es ist deswegen nicht geschehen, weil ich selbst eine Beschreibung davon aufsetzen wollte. Hier ist sie. Ich kann sie niemandes Urtheile besser unterwerfen, als dem Urtheile eines solchen Bücherkenners, der nebst den Nachrichten von den äußerlichen Umständen der Bücher, auch auf ihren Inhalt und auf das, was sie uns von dem Zustande der Wissenschaften und des Geschmackes lehren können, aufmerksam ist.

Da ich die Geschichte der Fabelbücher, darunter dieses Werk gehöret, nie zu meiner besondern Beschäftigung gemachet habe, so wird man von mir nicht verlangen, daß ich diejenigen, welche von ihm Nachrichten ertheilet, hier anführen oder abschreiben, oder auch das, was sie schon geschrieben haben, nachzusagen vermeiden soll. Ich verweise nicht Sie, sondern andere Leser dieses gedruckten Briefes auf Herr Friedr. Gotth. Freytags Analecta litteraria, T. III. n. 28. wo bey Gelegenheit der lateinischen Ausgabe, von den verschiedenen Uebersetzungen dieses Buches vollkommene Nachricht ertheilet wird. Nur einigen Begriff davon zu geben,

geben, will ich das herschreiben, was Herr Prof. Gellert in seiner Disputation de Apologis eorumque Scriptoribus P. II. pag. 31. not. (*) gesagt hat, und mich bey der Beschreibung lediglich an das Exemplar, das ich vor mir habe, halten.

Ich will dieserwegen Herr Gellerts Nachricht, weil sie kurz ist, beyfügen: „Das Buch Kelila va Dimma „ist des Pilpai Fabeln so ähnlich, daß aller Unterschied „nur von den verschiedenen Uebersetzungen herzurühren „scheinet; denn beyde sollen ursprünglich indisch aufgesetzet, und ins persische und arabische übersetzt seyn; „Man hat das Buch Kelila va Dimma auch hebräisch „und griechisch übersetzt, die letztere Uebersetzung soll „Simeon Sethus verfertiget haben; Griechisch „und lateinisch hat es Sebast. Gottfr. Starke zu „Berlin 1697 herausgegeben. Auch hat man es „deutsch von Eberhard *I.* Herzoge zu Würtenberg. „Ulm 1483. fol. mit Fig. der Titel heißt: Das Buch „der Weisheit der alten Weisen von Anbeginn „der Welt von Geschlecht zu Geschlecht ꝛc. „wovon man wiederholte Ausgaben in kleinerm Formate hat."

Ich muß gleich anfangs beklagen, daß mein Exemplar iniuria temporum sehr viel gelitten hat. Der Titel scheinet gleich zu fehlen, denn das erste Blatt, das vorhanden ist, und die Ueberschrift die vorred führet, hat unten zur Signatur *a ij*. Ich kann aber den Titel aus Herr Schelhorns Amoen. litt. T. III. p. 135. anführen: Das Buch der Weisheit der alten Weisen, von Anbeginn der Welt von Geschlecht zu Geschlecht. Herr Schelhorn erwähnet es, aber nur

dem Titel nach, als eine Merkwürdigkeit der kraftischen Bibliothek, und die Seltenheit läßt sich daraus beurtheilen, weil Maittaire es nicht gekannt. (*) Das Format ist folio, und liegen allemal vier Bogen in einander, daß jedes Buchstabens Signatur bis j j j j fortgehet. Das erste Alphabet ist mit kleinen Buchstaben bezeichnet, und darauf folgen noch neun Blätter, die ersten fünfe mit A. j, A. jj u. s. f. bis A. v. bezeichnet. Die letzten Worte auf dem letzten Blatte sind:

Hie

(*) Damit Sie mich doch nicht umsonst daran erinnert haben, diesen Titel im Schelhorn aufzusuchen, so will ich Ihnen zur Vergeltung eine Anmerkung mittheilen, die mir in die Augen fiel, als ich diesen Theil von den Amoenit. litterar. nachschlug, worein ich sie vor langer Zeit geschrieben hatte. Schelhorn giebt in eben dem Theile II. Art ein Verzeichniß orientalischer Manuscripte in der grosherzogl. florentinischen Büchersammlung, als wäre solches vom Magliabechi verfertiget worden. Aber es ist vom Bartholomäus Herbelot 1666 gemacht worden, und befindet sich geschrieben in der öffentlichen Büchersammlung unter folgender Aufschrift: Regiſtro de' libri orientali del Sereniſ. Granduca, con una ſuccinta eſplicatione del contenuto dei medeſimi, fatta dal Sig. Bartolomeo d'Herbelot Franceſe in Firenze l'anno 1666. Schelhorn hat dieses Verzeichniß vom Magliabechi erhalten, solchen aber irrig für den Verfasser erkläret. Diese ganze Anmerkung hat mir Io. Targionius Tozzettius Flor. Med. D. Rei herb. P. P. et Biblioth. Publ. Magliabechianae Praef. gegeben. Sie stehet in seiner Sammlung von Briefen an den Magliabechi, Clarorum viror. ad Magliab. epiſtolae; im I. Theile der epiſtolor. claror. Germanorum, bey dem 16. Briefe von Leibnizen 49. S. Dieses Beyspiel gehöret also zu den gelehrten Kindern, denen man falsche Väter gegeben hat, eine Sache, die in der gelehrten Republik so oft geschiehet, als in der bürgerlichen, nur mit dem Unterschiede, daß der Gelehrte oft Kinder verleugnet, die ihm die Welt beymißt, und der Bürger oft Kinder für seine erkannt, die ihm die Welt abspricht.

Hie endet sich das buch der weißheit, der alten weisen von anbeginne der welt von geschlecht zu geschlecht.

Gedruckt vñ vollendet durch lienhart hollen, zu vlm nach cristi geburt. m. cccc. lxxxiij iar auff den. xxviij. tag des mayenß

Von dem Buche selbst giebt die erste Periode der Vorrede folgende Nachricht:

Es ist von den alten weisen der geschlecht der welt diß buch des ersten in indischer sprach gedicht vñ darnach in die buchstabē der perßen verwandelt, dauō hond es die arabischen in yre sprach bracht, furter ist es zu hebraischen zungen bracht, vnd tzu letzst zu latein gesatzt, vnd yetzt in teutsche zungen geschriben, vnd diß buch ist lieblicher wort vnd kostlicher reden, dadurch die alten hond wöllen ir weißhait außgiessen, damit sie ir weißhait durch die wort der vernunfft erzaigtē vnd hond diß buch gesetzt auff gleichnuß zu reden der thier vñ der fogel ꝛc. Im folgenden werden die Ursachen dieses Verfahrens angeführet, und Regeln, das Buch mit Nutzen zu lesen, gegeben; Es soll niemand zum Ende des Buchs eilen, ehe er den anfang vnd proceß recht gemerket hat, sonst wird es ihm gehen, wie einem, der einen großen Schatz fand, und solchen nicht alle selbst nach Hause tragen wollte; er miethete sich also Knechte dazu, vnd gab denen den schatz allen, den er mit arbeyt außgrub auff yren rucken, die trugen den allen yezlicher heim in sein hauß, vnd do er den allen außgraben hette, da ging

er auch beym in sein hauß seinen schatz furter zu bewaren, vnd fand deß gantz nit vnd erkannt das yeglicher des in sein hauß getragen het, vnd also ward ym nicht von dem gefundē schatz dann allein seyn arbeyt des grabens, dann er hat sein werk nit fürsichticlich betracht vñ kundt nit behalten des er funden het. Der Schatzgräber mit zween Haufen Dinger, die länglicht rund und an beyden Enden spitzig sind, und also ohngefähr wie Lorberblätter oder dergleichen aussehen, ist abgebildet, und ein Knecht mit einem Sacke voll steht bey ihm. Die Zeichnungen sind, wie man sie von den damaligen Zeiten erwarten kann, und dergleichen finden sich fast auf allen Blättern bey jeder Fabel in der Größe einer Folioseite. Die Trachten und andere Umstände sind europäisch, daß man nicht etwa vermuthe, es seyen Copien aus der Grundschrift. Sie sind auch in diesem Exemplare durchgängig illuminirt. Die Illuminirung ist viel feiner, als die Zeichnung und die Farben sind noch alle ganz lebhäft. Aufs buntschäkige hat der Ausmahler sehr gesehen.

Ein Gelehrter, den man bey uns mit Recht den größten Kenner des Alterthums und der schönen Künste nennen kann, (*) hat mich versichert, um die ersten Zeiten der Buchdruckerey sey die Kunst in Holz zu schneiden noch was sehr seltenes gewesen. Ihn veranlaßte dazu meine Verwunderung, warum **Erhard Ratdold** in seiner Ausgabe des Euklides Venedig 1482, die ich in einem Briefe an den Cardinal Quirini beschrieben habe, so viel Rühmens davon macht, daß er mathe-

matische

(*) Der seel. Prof. Christ.

matische Bücher mit Figuren drucken könne. Nun ist dieses Buch voller Holzschnitte. Also muß diese Kunst damals in Deutschland stark seyn getrieben worden, und ist doch dem Scheine nach in Venedig noch neu gewesen. Hat sie etwa Ratdold, ein Augspurger, aus Deutschland gebracht? Denn daß es künstlicher gewesen seyn sollte, geometrische Figuren, als Bilder, in Holz zu schneiden, wird man wohl nicht glauben.

Herr Prof. Gottsched hat die Gütigkeit gehabt, das Exemplar von der lateinischen Ausgabe mir zum Ansehn zu verstatten, das er auch Ihnen zu Verfertigung Ihrer Nachricht gesandt hatte. Die Holzschnitte sind im lateinischen viel kleiner, und selbst der Zeichnung nach schlechter, als im deutschen, sonst aber dem Inhalte und der Zahl nach ziemlich einerley, und zwar nicht Copien aber doch Nachahmungen von einander. Da man nicht weiß, wenn das lateinische gedruckt ist, so kann man nicht sagen, welches von beyden neuer ist. Ist es das deutsche, wie ich bey nahe, unter andern Ursachen auch der bessern Holzschnitte wegen, glaube, so hat das lateinische ein ehrwürdiges Alter in der Druckerkunst vor sich. Uebrigens erinnere noch im Vorbeygehen, daß zwar das deutsche angeführtermaßen aus dem lateinischen übersetzt ist, aber nicht von Wort zu Worte. Vielmehr hat der deutsche Uebersetzer hier und da die Fabeln zierlicher, mit einigen kleinen Umständen ausgeputzt, zu erzählen gesucht. Es könnte auch seyn, daß in den Fabeln hie und da Aenderungen vorgenommen wären. Wenigstens sind von dem deutschen Uebersetzer gleich in der Vorrede ein paar Fabeln weggelassen worden.

Nach dem Ende der Vorrede stehet: **Hye endet sich dye vorred, vnd vahet an der anfang des buchs, vnd ist genant das buch der beyspil der alten weisen von anbegynne der welt von geschlecht zu geschlecht.** Es folgt aber noch eine Vorrede, darinnen die Geschichte der Erfindung dieses Buches erzählet wird. Der König zu Edom, **anastres taßri**, hat Nachricht erhalten, auf hohen Bergen in Indien wüchsen Kräuter, die Todte lebendig machen könnten; und dieserwegen seinen Arzt, Berosias, dahin geschickt; als sich aber die Kräuter nicht finden wollen, ist Berosias von den dasigen Gelehrten unterrichtet worden, die hohen Berge bedeuteten die weisen Meister, die bäume und **krůter** die Kunst und hohe Verstendniß, die Todten seyn die Thoren, darauf hat sich der König auf die Weisheit gelegt, **vnd satzt ym des für alle andere Kurzweil vñ reichtumb darinn die Kůnig pflegen zu leben.** Glauben Sie nicht, M. H. daß dieses die unwahrscheinlichste Fabel im ganzen Buche seyn mag?

Hierauf folgt ein Verzeichniß der Capitel. Aus dem zweyten kann man die Ursache von dem Namen lernen, der diesem Buche insgemein gegeben wird. Ein Ochse, Namens **Seneßba**, ist durch Umstände, die hier zu erzählen zu weitläuftig seyn würden, in einen Wald gerathen, und hat da mit seinem Geschrey einen Löwen erschreckt, daß solcher ganz tiefsinnig darüber geworden. Ein paar Thiere, von seinem Hofgesinde, Brüder und Gesellen **Kellila** und **Dymna**, wagen es endlich, ihn um die Ursache seiner Traurigkeit zu fragen, trösten ihn, daß das starke Geschrey eben

nicht andere außerordentliche Kräfte anzeige, und Dymna bringt den Seneßba selbst zum Könige, welches ihn bald gereuet, weil der König selbigen über ihn und ainen vitztumb seines landes setzet. Die beyden Brüder berathschlagen sich also, den Seneßba beym Könige verhaßt zu machen, und dieses gelingt ihnen so wohl, daß der Löwe ihn umbringt. Die Berathschlagungen, die Rechtfertigungen des Seneßba, die Vorwürfe, die Kellila nach geschehener That seinem Bruder macht, veranlassen ein Gewebe von Fabeln, das dadurch, wenn Sie, M. H. mir das crimen laesae antiquitatis verzeihen wollen, ohngefähr eben so zusammenhängt, wie die Mährchen in des Ovidius Verwandlungen. Eben dieses ist von dem dritten Capitel zu sagen, in welchem Dymne wegen seiner Verläumdung beym Löwen in Ungnade fällt und hingerichtet wird.

Die Geschichte von diesen beyden Thieren endiget sich mit dem 3. Cap. und also kann man nicht füglich das ganze Buch von ihnen benennen. Die folgenden enthalten andere Fabeln, die sich, eben wie das vorige, der indianische König Disles von seinem Weisen, Sendebar, erzählen läßt, wo meistens auch die Fabeln eines jeden Capitels in einen Zusammenhang gebracht sind.

Herr Gellert erwähnet am oben angeführten Orte der Parabeln eines Indianers, Sandaber, die nur noch hebräisch vorhanden seyn sollten, und die er nicht gesehen hat. Ohnstreitig sind es diese Fabeln Sendebars. Ich mache diese Erinnerung mit dem litterarischen Vergnügen, mit welchem ein Freytag etwas bey einem Clement verbessert.

Ich sehe nicht, daß es lehrreich seyn würde, die Ueberschriften der 17 Capitel, wie ich sonst leichte thun könnte, abzuschreiben, weil sie den Inhalt und die Sittenlehre nur kürzlich anzeigen. Z. E. Das ander capitel sagt von dem lewen vnd dem ochsen, vnd sagt võ betrüglicher fürführung. Es ist vielleicht angenehmer, wenn ich von dem Vortrage selbst einige Proben gebe, wobey ich aber mir und dem Setzer nicht so viel Mühe mehr mit der alten Rechtschreibung machen will.

Im 10. Cap. wird die Geschichte eines Königes erzählet, der im Zorn seine Gemahlinn helebat einem seiner Räthe billero zu tödten befohlen hatte. Billero ließ die Königinn leben: Ich weiß, M. H. diese Nachricht wird Ihnen aus zwo Ursachen von ganzen Herzen erfreulich seyn; einmal aus allgemeiner Menschenliebe, und denn aus besondern Mitleiden gegen ein Geschlecht, das man nach dem kleinsten Theile das schöne nennet, ohngefähr, wie man unsers könnte das weise oder das beherzte nennen. Nach einiger Zeit gereuete den König sein Befehl, den er für vollstreckt hielte, und er ward sehr betrübt darüber; Billero tröstet ihn damit, daß er wohl hundert andere Weiber hätte. Er vergleicht ihn mit einem Affen, der mit einer Hand voll Linsen auf einen Baum geklettert war, eine entfallene wieder hohlen wollte, und darüber alle verschüttete. In dem Gespräche, welches der König mit Billero darauf führet, kömmt eine Art von Erzählung der Dinge, die gewisse Eigenschaften mit einander gemein haben, vor, davon man viel besser ausgedachte Proben in den Sprüchwörtern Salomonis

findet,

findet, und die mir hier nur deßwegen merkwürdig geschienen hat, weil sie zeiget, daß solches eine orientalische Uebung des Witzes gewesen ist. Der König sprach: sehe ich helebat, so wär in dieser Welt nicht darum ich trauren wöllt, antwurt billero es seind zwey Ding die um nicht traurn sollen, wer alle Tag barmherzigkeit erzeiget hat, und der gesund, sprach der König, ist nicht möglich daß ich helebat mehr gesehen mög, antwurt billero zwen seind die nit seind gesehent, ein Blinder und ein Tauber, denn als der Blind mit den Augen nicht siehet, also mag der Taube das Gut vor den Bösen nicht kiesen, denn es ist geschrieben, der Thor wandelt in der Finsterniß, sprach der König, sehe ich helebat so wäre meine freude groß, da antwort Billero und sprach zwey Dinge sind die sehn, der Augen hat, und der vernünftig ist, u. s. f. Dieses Gespräche währet sechs Folioseiten, und es sieht dem Könige, der zuvor so gähzornig war, gar nicht ähnlich, diesen abgeschmackten Einfällen so lange zuzuhören.

Ueberhaupt kann ich nicht sagen, daß mir die Erfindung oder die Einkleidung dieser Fabeln einen hohen Begriff von der Indianer Witz und Artigkeit im Erzählen beygebracht hätte. Das Buch könnte für einen Naturforscher, der eben nicht die Absicht hätte, seine Sitten daraus zu bessern, lehrreich seyn, wenn sich die Fabeln etwa auf die Eigenschaften morgenländischer Thiere gründeten. Aber der Elephant und das Camel kommen sehr selten vor, und zeigen sich mit keinen ihnen eigenen Kennzeichen; die übrigen Thiere sind uns zulänglich bekannt, und selbst von dem Löwen lernt man nichts daraus, ob er gleich sehr häufig genannt

wird.

wird. Die Fabeln sind nämlich durchgehends allzu menschlich, nur die Namen der Thiere werden gebraucht, und ihr Charakter wird im geringsten nicht in Betrachtung gezogen. Sie haben Häuser, sie sammlen Schätze, werden vor Gerichte von ihres gleichen verhöret, verurtheilet, mit Ketten gebunden, in Kerker geschlossen, hingerichtet, kurz, sie nehmen lauter menschliche Handlungen vor; Seitdem sich Seneßba zum Staatsminister gebrüllt hat, list man nichts ochsenmäßiges mehr von ihm. In den Mährchen, die sie einander erzählen, kommen häufige vor, die von Menschen handeln, und gar nicht mit der Behutsamkeit des Froschmäuslers angebracht sind, wo die Thiere den Menschen nur unter dem Nahmen des Mannthiers und nach Eigenschaften, die Thiere, wenn sie Vernunft besäßen, bemerken würden, kennen. Diese Wahrscheinlichkeit so wohl, als alle übrigen Wahrscheinlichkeiten, gehörte nicht zu den Regeln dieser Fabeldichter; Beurtheilen sie solches selbst aus folgender Erzählung, die ein Adler im 5. Cap. macht: Man sagt, es sey fast ein reicher Kauffmann gewesen, vñ fast alt, vñ dˀ het ein schöns iungés weyb, vñ ward doch vō ir nit lieb gehaltē, vñ sie wolt ym auch am bedt nit gehorsam sein, vñ wie fast er sie zu im zoch, so zoch sie wider vō ym, auff ein nacht als sie aber bey einandˀ lagen do kam zu yn ein dieb, vñ die fraum erwacht vō dem gang des diebs, vñ wart sich fürchten, vñ vo forcht schmuckte sye sich hart an den mā biß er auch erwachte, do sprach er wannē kumpt mir diser nüwer Gruß dz du dich mir neher tust

tust dañ vor ye, vñ hort damit dẽ dieb, vñ mercket dz sie võ forcht des diebs zu yme geruckt was, vñ sprach zu dẽ dieb ich acht mirs für ein groß genad die du mir auff diese nacht geton hast, darumb ich dir meī lebẽ lang guts schuldig bin, das du vrsach bist das mich mein gemahel vmbfangen hat, nym yetz was dir gefellet vnd sey dir auß meinem hauß erlaubt zu tragen was du bedarffen bist.

Wenn Sie sich etwan nicht vorstellen können, wie die Schöne ihren Mann liebkoset, so will ich Ihnen das Buch schicken, wo sie dabey nach dem Leben abgebildet ist. Ich zwar ließe mich ihrentwegen nicht bestehlen, und wer weiß, wie der Mann den folgenden Tag seine Freygebigkeit wird bereuet haben,

Als der Kaufmannsgeist in seiner Brust erwachte.

Gellert.

Die Sittenlehre ist: es hat maniger hilf funden võ seinẽ feinden vnd wart damit sein fründt. Als des alten mannes weyb, die yn lieb gewan do sie ym feindt was.

Ich muß Ihnen doch noch die letzte Fabel aus dem ganzen Buche erzählen. Sie ist eben keine von denen, die mir am schlechtesten gefallen haben. Eine Taube hatte ihr Nest auf einem hohen Palmbaume; wenn sie ihre Jungen mit großer Mühe erzogen hatte, so kam allzeit ein Fuchs unten an den Baum und drohete ihr so lange, bis sie ihm dieselbige gab. Ein Sperling rieth ihr, den Fuchs zu verlachen, und ihm zu sagen,

wenn

wenn er auch den Baum hinaufsteigen könnte, so wollte sie ihre Jungen auf einen andern tragen. Mit dieser Antwort mußte sich der Fuchs abweisen lassen, und erkundigte sich nur nach dem Rathgeber. Er gieng zu demselbigen, und do er den bey dem wasser fandt, da grůßte er yn tugendlich vnd sprach, lieber nachbaur, wie magst du dich vor dem wind vnd regen enthalten. Machen Sie mir im Vorbeygehen die Anmerkung, daß des Fontenelle Compère und das alles, was einige deutsche Fabeldichter von des Fontenelle Witze haben, ihr Gevatter, sein Original in diesem lieben Nachbaur haben kann. Und das ist eine deutsche Artigkeit, denn im Lateinischen stehet es nicht, und wird die Fabel da ganz kurz und ohne solchen Ausputz erzählet. Nun in der Fabel fortzufahren, der Sperling berichtet den Fuchs, wenn der Wind von der rechten Seite komme, kehre er sein Haupt auf die linke, komme der Wind von der linken Seite, kehre er auf die rechte. Aber, fragt der Fuchs: Dick kumpt eyn Wetter, das zu allen seiten windt bringet, alsdenn sagt der Sperling, steckte er Haupt und Hals unter die Flügel. Der Fuchs stellet sich, als zweifelte er, daß solches seyn könnte, und bringet den Sperling mit Schmeicheleyen dahin, daß er es ihm zeigt; indem er dieses thut, erzwackt yne der fuchs in sein Klawen vnd sprach, du bist, der ym selbs feindt ist, du kundest der tauben guten rat geben, ir iungen vor mir zu behalten, vnd kůndest dir selbs nit raten, vnd fraß yn. vnd damit hat diß buch ein end. Nun folgen die schon angeführten Worte: Hie endet sich ꝛc.

Von

Von der Rechtschreibung und andern äußerlichen Umständen des Druckes können Sie sich zum Theil aus den angeführten Stellen Begriffe machen. Die großen Buchstaben sind nur zu Anfange der Perioden und bey eigenen Namen gebraucht, die selbständigen Nennwörter haben keine. Die einzigen Unterscheidungszeichen sind Commata, und Punkte, und beyde nicht gar zu häufig. Das ů ist durch ein u mit zwey Strichlein angedeutet, ob der Drucker wohl Herrn **Popowitsch** Grammatik nicht gekannt haben mag. Anfangsbuchstaben sind mit rother Dinte hineingeschrieben, bey neuen Capiteln aber und sonst hie und da in Holz geschnitten, mit Laubwerk gezieret und bunt gemahlet. Durch den nächsten Buchstaben nach einem Anfangsbuchstaben, welcher nächste allemal ein großer ist, auch durch die großen Anfangsbuchstaben der eigenen Namen und Perioden ist zur Zierrath ein rother Strich gemacht. Die Schrift ist sauber und das Papier stark und weiß, daß das Buch seinem Drucker Ehre macht.

Ich will noch einige Wörter anführen, die mir viel leicht anmerkenswehrter geschienen haben, als sie Kennern der deutschen Alterthümer scheinen möchten.

Wollen Sie wissen, was ein **Důppel** ist? Eine Frau, von der gesagt wird, daß sie dieses gewesen sey, **het ain haußdierne bei ir die mit iren leib gelt verdienen solt.** (im 2. C.) Ob das die Erklärung ist, kann ich nicht gewiß sagen, denn es ist, so viel ich habe bemerken können, eines von den ἅπαξ λεγομενοις. In der lateinischen Ausgabe stehet hier mulier meretrix. Daraus aber läßt sich des deutschen Wortes

Bedeu=

Bedeutung nicht so zuverlässig bestimmen, als in einer so wichtigen Sache erfodert werden möchte. Denn ich finde in eben dem Capitel **hirsche** durch hircos silueſtres gegeben, und **seneßba**, den der Löwe zum **fitztumb** gemacht hatte, ist im lateinischen Secretarius gewesen. **Scharsach** heißt ein **Scheermesser**. Die letzte Sylbe gehört dem eben das bedeutenden Worte zu, davon die alten Sachsen sollen seyn benennt worden. **Aren** heissen Adler. Glauben Sie wohl, daß mich dieses zu einer Ausschweifung in die Gelehrtengeschichte verleiten wird? Die Benedictiner, denen wir die histoire litteraire de la France zu danken haben, berichten uns, **Alcuin**, der zu **Carl des Großen** Zeiten berühmt war, habe einen Bruder gehabt, den sie **Arnon**, mit dem Zunamen, Aquila nennen. Ist dieses nicht so viel, als: **Schwarzerd** mit dem Zunamen Melanchton? Der Rabe heißt in meinem Fabelbuche allemal **rapp**. Dieser Name ist iezo den Pferden allein geblieben, die man also seit langer Zeit vom Raben und vom Fuchse mag genannt haben.

Das waren ein paar Nutzanwendungen meines Fabelbuches auf die Gelehrtengeschichte und Pferdekenntniß. Ich will noch einige philologische Anmerkungen beybringen: Ein königlicher Prinz heißt ein junger **Künig**, wie diese Benennung der Herr Prof. Gottsched bey Gelegenheit des Königs Tyrol aus Schottland in Goldasts Sammlung alter Dichter, erinnert hat. (in s. gesammleten Reden, 55. S.) Die Wörter **lugen** und **lützel** bedeuten **sehen** und **klein**, wie im Englischen look und little. Die Katze wird nie anders, als **maußhundt** genannt, im Lateinischen murilegus.

legus. Nach dieser Sprachähnlichkeit könnten die beyden Kunstrichterpartheyen unserer Zeiten, die eine **Reimhunde**, die andere **Hexameterhunde** heißen. Der **Löwe** wird am Ende des 13. Capitels **lebe** geschrieben, welches, nebst der Aussprache des **b**, auch zeiget, daß dieses Wort damals nicht so ausgesprochen worden, daß es sich auf **Treue** reimte. **Zum dickern mal** heißt **ofte**, wie noch im Holländischen dikmaals. Hierbey fällt mir ein gewisser Schriftsteller ein, der durch Bestreitung der Reime, der Philosophie und der Religion hat berühmt werden wollen; Sie werden seinen Namen in meinen Sinngedichten bey Klopstocks Namen finden: Er heißt in dem sogenannten **neologischen Wörterbuche** der **breite**, weil er **breit erzählen** geschrieben hat. Hätte der Verfasser des Wörterbuchs etwas von der holländischen Sprache gewußt, so würde er den aus Bremen vertriebenen, deswegen mit Rechte getadelt haben, weil er Holländisch im Deutschen schreibet, sonst, außerdem, daß das Wort **breit** bey uns in diesem Verstande nicht gebraucht wird, ist ein **breiter Erzähler** nicht lächerlicher, als man einen **fliessenden Dichter** machen kann, wenn man fragen will, was an ihm fließt?

Diesem Aufsatze nun die völlige Gestalt eines Briefes zu geben, brauche ich nur noch hinzuzusetzen: Ich bin rc.

III.

An eben denselben.

Gewiß, Sie thun mir in Ihrem Urtheile über die Tiefsinnigkeit, welche die arme Sünderinn mir verururſacht hat, sehr unrecht. Ihr Geschlecht, ihr Alter, ihre Gestalt hatten keinen Einfluß darein, der Ihre Spötterey rechtfertigen könnte. Zur Strafe sollen Sie meine Betrachtungen lesen. Sie bekommen meinen Brief ohnedem des Sonntags - - - -

Ein Mensch erhält am Sonntage die Versicherung, daß er nur noch bis auf den Freytag zu leben habe. Diese Wissenschaft wird mit Rechte für eines von den Dingen gehalten, die den Tod, den die Gerechtigkeit anbefiehlt, am schrecklichsten machen. Indessen sind wir ja alle zum Tode verurtheilet; Doch die Zeit des Todes ist für uns ungewiß. Gut, ich kann die Zahl der Tage - - - der Jahre, spricht die Liebe zum Leben, - - - die ich noch vor mir habe, nicht zählen, wie der arme Sünder die seinigen; Ja; aber so gewiß er seine Tage zählet, so gewiß kann ich meine Jahre auf eine geringe Zahl einschränken, die ich nicht überschreiten werde. Ich will von diesen geringen Zahlen eine große nennen, funfzig; nicht noch einmal so viel, als ich schon verlebt habe. Vielleicht können noch zehne dazu kommen, ein vielleicht, wie dasjenige, das dem armen Sünder Lebensfristung auf dem Rabensteine verspräche. In funfzig Jahren, oder in drey Tagen zu sterben; Warum ist eines schrecklicher, als das andere?

dere? - - - O! in funfzig Jahren, das hat noch lange Zeit. Dieser Gedanke, der ohne Zweifel den meisten Menschen das Schrecken eines Todes, den sie für entfernt halten, verkleinert, verdient vielleicht geprüft zu werden. Etwas für kleiner halten, nur weil es weit ist, das gehört für Kinder, oder für Leute, die aus der Optik nicht gelernt haben, daß entlegene große Sachen klein aussehen.

Worauf kömmt also diese Weite des Todes von mir an? Ich kann noch viel thun, bis ich sterbe, der arme Sünder wenig. Gut; aber was wird das seyn, das ich die Zeit über thun werde? Wird sie nicht vielleicht unter Sorgen der Nahrung, unter Eitelkeiten, wenn ich es aufs gelindeste nennen will, verfliegen, und werde ich nicht vielleicht in den funfzig Jahren kaum so viel gethan haben, zu dem, was nach ihrem Verlaufe gewiß erfolgen muß, fertig zu seyn, als der arme Sünder in seinen drey Tagen thun kann, zum Schlusse derselben fertig zu seyn, wenn seine Bekehrung nicht gänzlich von der Art ist, wie man sie manchmal mit solchen Personen vorzunehmen pflegt, die Wunder der ersten Kirche zum Voraus zu setzen scheinet, und daraus leicht die Folge fließen kann:

— — — Daß, wer zum Tode geht,
Gewyhte Worte spricht, von den er nichts versteht,

Haller.

In der That, der Zustand, in dem die meisten Menschen zu leben genöthiget sind, oder genöthiget zu seyn glauben, sollte ihnen den Zustand desjenigen beneidenswerth machen, der einige Tage völlig zur Vorberei-

tung auf eine Veränderung wenden kann, die sie vielleicht antreten, ehe sie daran denken, oder an die sie kaum auf dem Krankenbette einige Tage lang, von Schmerzen, Furcht vor dieser Veränderung, und Hoffnung zu der Wiederaufkunft niedrigern Glücke ängstlich zerstreuet, gedenken.

Warum die Menschen, ein hohes Alter, ein Leben, da man die meisten Ergötzungen des Lebens, matt oder gar nicht empfindet, da man allezeit unnütz und gewöhnlichermaßen zur Last ist, als einen Gegenstand von Wünschen ansehen, weiß ich nicht. Denn das finde ich eben nicht sehr, daß sie bey solchen Wünschen die Absicht haben, die ich für die einzige vernünftige halte: Eine Zeit zu leben, da man durch die Untüchtigkeit zu irdischen Geschäften von ihnen frey wird, da der Reiz der Ergötzungen durch den langen Gebrauch zum Ueberdrusse geworden und für die stumpfen Sinne nun zu schwach ist, da man durch Erfahrung und Widerwärtigkeiten in eine Gemüthsverfassung ist gesetzet worden, die sich mit ernsthaften und selbst traurigen Betrachtungen die Zeit so gern vertreibet, als die Jugend mit schwärmenden Belustigungen, und solchergestalt nach Kaiser Carl des V. Ausdrucke eine Zwischenzeit zwischen Leben und Tode zur Vorbereitung auf den letzten anwenden kann. In andern Absichten einem Alten noch viel Jahre wünschen, heißt einem Knaben, der sich der Gränze der Jünglingsjahre nähert, wünschen, daß er noch lange ein Knabe bleiben möge. Wenigmal dürfte dieser letztere Wunsch wohl aufgenommen werden. Aber wie viel Greiße sind nicht kindischer, als Kinder?

So kann der Greis des Lebens satt, oder wenigstens überdrüssig sterben, wenn die Jahre des Verbrechers oft in ihrer Blüthe abgeschnitten werden. Ich gestehe es, dieser Umstand ist etwas betrübtes bey dem Tode des Verbrechers; denn dererjenigen Zahl mag wohl sehr geringe seyn, die sich, um Gewissensbissen zu entgehn, der Strafe mit einer bis ans Ende beharrenden Entschliessung unterwerfen, oder von der zukünftigen Glückseligkeit so lebhafte Begriffe haben, daß sie über solchen die Wünsche, des Lebens länger zu genießen, vergessen sollten. Dieses veranlasset mich, eine Krankheit bey demjenigen als eine Wohlthat anzusehen, der die Jahre der natürlichen Krankheit, des Alters, nicht erreichen soll, weil durch eine Krankheit so wohl, als durch das Alter, die Liebe zum Leben geschwächet wird. Es ist wahr, daß der Kranke diesen Vorzug einer zum Tode etwas willigern Gemüthsverfassung nicht umsonst hat. Selten ist die Feimstätte ein solcher Ort der Quaal, als das Krankenbette gewöhnlichermaßen ist, und bey einer Hinrichtung, die ihrer auserordentlichen Grausamkeit wegen Zuschauer von vielen Meilen her versammlet, wird die Wuth des Schmerzens in keiner von den wenigen Minuten, die er gefühlet, so stark, als sie viele Jahre lang ist, wenn jemand durch Stein, Krebs, Lungensucht, - - - ich brauche nicht mehr solche entsetzliche Namen zu nennen, vom Leben zum Tode gebracht wird. Die Religion mäßiget bey uns die Strenge der Gerechtigkeit. Wir wollen den Verbrecher nicht in Umstände setzen, die ihn zur Verzweifelung verleiten möchten. Aber wäre die Verzweifelung eine natürliche Folge von großen Schmerzen, bey

wie viel Kranken müßte sie nicht statt finden? Doch hierbey ist das der Unterschied, daß die Vorstellungen unserer Seele in der Macht desjenigen stehen, der uns Krankheiten zusendet, und dem Richter nicht unterworfen sind, der nur den Leib tödten kann.

Ich hoffe, wenn sie noch so weit gelesen haben, so werden sie mit dieser Probe meiner Armensünderbetrachtungen zufrieden seyn, und nicht verlangen, daß ich diese traurige Materie erschöpfen soll. Zudem, so geneigt ich bin, dergleichen Betrachtungen bey Gegenständen, die mich rühren, bis zur Wollust des Weinens nachzuhängen, so pflege ich sie doch nicht aufzuschreiben, weil die Gedanken matt werden, wenn sie sich nach dem langsamen Gange der Feder richten sollen. Doch Skeletbetrachtungen können sie leicht noch einmal von mir bekommen, und wenn meine Einbildungskraft mich dabey nicht gnugsam unterstützen wollte, so könnte ich den Gegenstand dazu vor mich setzen. Ich will Ihnen jezo nur eine herschreiben. Ruysch hatte einem Mägdchengerippe ein Knabenherz an die Hand gebunden, und auf das Postament geschrieben:

Omnia sunt hominum tenui pendentia filo.

So schwach, so wankend ist, was Menschenglücke trägt.

Sie können diesen Spruch wie ein Nachspiel nach einer Tragödie, oder wie einen von der Art derjenigen ansehen, mit denen Seneca seine Briefe an den Lucil zu schliessen pflegt. Ich bin 2c.

IIII.

An den Herausgeber der Belustigungen. (*)

Mein Herr!

Sie schließen aus Ihrem Tagebuche Uebersetzungen aus. Ich weiß also nicht, ob sie gegenwärtige Streitschriften einrücken können, da dieselben in der Grundsprache französisch sind. Doch habe ich mir einige Hoffnung dazu gemacht, da die Verfasser Deutsche sind, und ihre eigene Gedanken einander mitgetheilt haben. Die Uebersetzungen dieser Briefe werden also mit mehrerem Rechte deutsche Originale heißen können, als manches deutsche Buch, das man aus fremden Schriftstellern ursprünglich deutsch abgeschrieben hat. Die beygefügten Verse sind gleich anfangs deutsch abgefaßt worden. Wir beyde, ich und mein Freund, überlassen es Ihrer Willkühr, ob Sie unsere Briefe wollen drucken lassen. Wie jedweder von uns seine Mühe für gnugsam bezahlt hält, wenn der andere seinen Aufsatz durchlist: so werden wir uns trösten können, wenn wir dieselben gleich nicht gedruckt sehen. Ich würde indessen das meiste dabey verlieren. Denn meine auf das Uebersetzen gewandte Arbeit würde umsonst seyn: Daher ich Sie denn mit aller Sehnsucht eines gern belustigen wollenden bitte, unserer Arbeit ein Plätzchen zu gönnen. Ich kann Sie auch versi-

 chern,

(*) Dieser Brief nebst den folgenden fünfen ist in die Belust. des Verst. und des Witzes, Christmon. 1741. eingerücket worden.

chern, daß die Sachen, die ich Ihnen sende, recht hübsch sind, und mehr, als einem witzigen Kopfe, dem ich sie gewiesen, gefallen haben. Seyn Sie also immer so gut, und rücken dieselben ein.

X.

1. Brief. Germann an X.

Wenn sie noch die Wahrheit lieb haben, so meiden sie den Umgang mit Frauenzimmer, so viel sie können. Sie werden sonst an den unleugbarsten Sätzen zu zweifeln anfangen. Was für ein unerhörter Einfall, ein beherztes Frauenzimmer zu loben! Sie loben eine Misgeburt, mein Herr. Die Ordnung der Natur will, daß das Frauenzimmer still und sittsam sey. Die Herzhaftigkeit gehöret nur für die Mannspersonen. Diesen erlaubet die Beschaffenheit ihres Körpers, tapfer zu seyn. Ein Frauenzimmer mag ein so furchtbares Gesichte machen, als es will, so wird es doch allezeit ohne Bart seyn.

Noch eins, mein Herr. Ich glaube, im Stande zu seyn, ihnen zu beweisen, daß ihr kleines Frauenzimmer, das die Zusammenfügung eines Skelets so aufmerksam untersucht, niemals beherzt gewesen ist. Das Frauenzimmer ist neugierig. Aus Neugierigkeit bekümmern sie sich um die Gelehrsamkeit, oder um Staatssachen. Aus Neugierigkeit geht ihre Heldinn mit Pulver um. Bereden sie sie einmal, daß sie einen Weg nach dem Monde gefunden haben, sie wird wollen mit ihnen reisen. Wissen sie aber nicht, mein Herr, daß die Neugier Evens Ursache an unserm Verderben

gewesen ist? Wie lange wollen sie eine Neugierige loben? Leben sie wohl!

2. Brief. X. an Germann.

Bey dem Anfange ihres Briefes dachte ich nicht, daß er sich mit der Mutter aller Lebendigen schließen würde. Haben sie denn keinen ältern Einfall auftreiben können, als daß die neugierige Eva hat herhalten müssen? Wissen sie nicht, daß dasjenige, was sie der Neugier Evens schuld geben, der Gefälligkeit Adams zuzuschreiben ist? Doch davon schweigen sie mit großem Bedachte stille, weil der Vorwurf sie auch treffen könnte:

Was Adam für die Mutter that,
Das thun wir täglich für die Töchter.

Ihr Einfall soll ein Scherz seyn. Allein ich halte dafür, das, was von Evens Neugier zu reden Gelegenheit gegeben hat, soll uns mehr eine Materie zu ernsthaften Betrachtungen, als zu sinnreichen Einfällen, darreichen. Doch wegen der Sprache, in der wir einander schreiben, verzeihe ich es ihnen. Denn ich erinnere mich, daß nach Voltärens Anmerkung die Begebenheit seinen Landsleuten den Stoff zu leichtsinnigen Liederchen darreicht, aus welcher Milton ein erhabenes Heldengedichte gemacht. Wenn sie meiner Chloe dadurch die Herzhaftigkeit abzusprechen suchen, daß sie ihre Handlungen einer bloßen Neugier zuschreiben: So sehen sie nicht, daß sie sich selbst widerstreiten. Alles Frauenzimmer wird eben so handeln müssen; denn alles ist nach ihrem Grundsatze neugierig. Die Neugier kann von unterschiedener Art seyn, werden sie sa-

 gen.

gen. Ganz gut, das will ich eben haben. Finden sie selbst an der Neugier etwas lobenswürdiges, die sich nur auf neue Moden, oder auf die Thorheiten, die in den Familien einer großen Stadt vorgehen, erstrecket? Gefällt ihnen wohl die Witwe in der Comödie: Das Geheimniß der Freymäurer, deswegen, weil sie so eine große Begierde hat, die verborgenen Einrichtungen dieser Leute zu wissen? Ich glaube nicht. Allein an dem Frauenzimmer, von dem itzo die Rede ist, habe ich eine philosophische Neugier, und solche Handlungen gelobet, die ich auch bey einem Frauenzimmer beherzt nennen kann, ohngeachtet ich wohl weiß, daß eben diese Handlungen einer Mannsperson nicht den Namen eines großen Helden erwerben würden. Doch wie viel Mannspersonen giebt es nicht, die das Herz nicht haben, sich von den Vorurtheilen ihrer Ammen und Wärterinnen zu befreyen, ohngeachtet sie denselben länger entwachsen seyn sollten, als Chloe. Allein ich will ihnen das, was ich sagen will, lieber in Versen sagen. Eine Ode wird vielleicht fähiger seyn, sie von ihrer Meynung abzubringen, als trockne prosaische Schlüsse.

Lob des beherzten Frauenzimmers. (*)

Nie werdet ihr mein Herz gewinnen,
Ihr Augen blöder Schäferinnen,
Daraus die Einfalt furchtsam spielt:
Von Blitzen, wie mit edlen Blicken
Die kühnen Amazonen schicken,
Hat es die Glut allein gefühlt.

Von

(*) Ist in die Musik gesetzt in der neuen Samml. verschied. und auserl. Oden rc. (Leipz. 1749) 14. Ode.

Von Schönheit, die kein Geist beseelet,
Wird scheue Sittsamkeit erwählet,
Die Herzen in das Netz zu ziehn:
Doch muntre Herzen zu besiegen,
Wird sich mit unbelebten Zügen
Ein schönes Bild umsonst bemühn.

Flieht, Zärtlinge, vor einem Wurme;
Seyd voller Angst beym fernsten Sturme,
Von Leichen sinkt in Ohnmacht hin;
Und ohne Witz und ohne Wissen
Ergötzt, allein durch ekles Küssen,
Verwöhnter Männer trägen Sinn.

Doch mich kann Chloe nur erfreuen:
Was feige Männer zitternd scheuen,
Steht ihrer kühnen Neugier blos:
Jetzt wird sie mit verwegnen Händen
Ein klapperndes Gerippe wenden;
Jetzt brennt sie donnernd Pulver los.

Durch Feuer, vom Verstand entzündet,
Durch Reiz, den sie nicht zärtelnd bindet,
Nimmt sie Vernunft und Neigung ein.
Gedoppelt muß man sie verehren;
Im Putze gleichet sie Cytheren,
Gewaffnet wird sie Pallas seyn.

Sie werden doch wohl darüber nicht böse werden, mein Herr, daß ich die verzagten Schönen nicht so hoch halte, als sie thun? Wenn ich das wüßte, so wollte ich ihnen morgen eine Ode zum Lobe der Furcht-

samkeit aufsetzen. Hat doch Besser in zwo Oden das Lob der blauen und schwarzen Augen besungen. So wird es mir auch endlich gleich viel gelten, ob ich eine stille Blonde, oder eine wilde Brunette besinge.

Siue aliqua est oculus in se deiecta modestos,
Vror et insidiae sunt pudor ille meae.
Siue procax aliqua est, capior, quia rustica non est.

Ovid.

Statt einer Uebersetzung dieser Zeilen will ich ihnen herschreiben, wie Opiz ein paar von seinen Buhlschaften mit so entgegen gesetzten Zügen schildert. Von der ersten saget er:

Die sittsamen Geberden,
Die geile Höflichkeit, der abgeführte Sinn,
Und was mich sonsten hielt, ist alles mit ihr hin.

Die andere malet er so:

Die wilde Flavia mit ihren schwarzen Augen,
Die mir so Mark als Blut aus Bein und Adern saugen.

Sie werden wohl nichts unrechtes daran finden, daß ich ihnen Verse von Opizen vorlege. Ich habe schon mehr als einmal das Vergnügen gehabt, ihnen Aufsätze deutscher Dichter mitzutheilen, die ihren Beyfall erhielten. rc. rc.

3. Brief. Germann an X.

Es ist schon lange, daß ich gerne habe wollen Verse machen. Hier sehen sie meine erste Ode. Unser Herr Meliböus hat doch wohl recht, wenn er spricht, es sey

schon

schon ein guter Anfang zu einer Ode, wenn man halb rasend sey. Derjenige, der mir zu dieser nöthigen und nützlichen Eigenschaft eines Odenmachers verholfen hat, sind sie, mein Herr. Ich war den Tag außer mir, da ich ihre zum Nachtheile des stillen und sittsamen Frauenzimmers verfertigten Verse gelesen hatte. Voll Raserey laufe ich, gleich nach dem Essen, ohne einem Menschen ein Wort zu sagen, in den Garten, wo wir so oft vergnügt beysammen gewesen sind. Sie wissen, mein Herr, daß ich diesen Garten niemals ohne Buch besuche, ausgenommen, wenn ich sie draußen erwarte. Aber dießmal ward an kein Buch gedacht. Ein stumpfer Bleystift und ein Blatt Papier waren alles, was ich außer mir nöthig hatte. Da gieng es an ein Schreiben, Ausstreichen und Aendern. Noch einen Versuch von der Art, mein Herr, und ich werde mich aufblasen, wie Cicero. Sie dürfen mich nur wegen dieser Probe ein wenig loben, und nachdem ein wenig rasend machen, so werden sie schöne Oden von mir sehen. Doch zum Henker! wie erfahre ich, ob sie meine Ode loben werden? und worinnen wird ihr Lob bestehen? Wird nicht etwan ein aber dabey seyn? Indessen ist es mir doch noch lieber, wenn sie mich mit einem aber loben, als wenn sie bey unserer ersten Zusammenkunft gar nichts davon sagen sollten. Ich zähle alle Augenblicke nach ihrem Urtheile. Bedenken sie, daß es ein angehender Poet ist, der ihr Urtheil erwartet.

4. Brief. X. an Germann.

Ist denn bey ihnen gar keine Ehrerbiethigkeit gegen die berühmten Namen des Alterthums? Kaum habe

ich

ich sie wegen der Eva bestraft, so spotten sie über den Cicero! Die Redensart: sich wie Cicero aufblasen; kann vielleicht eine Schönheit in der leichtsinnigen Schreibart ausmachen, der sich itzo einige französische Stilisten bedienen, weil sie nicht Geschicklichkeit genug besitzen, ernsthaft zu schreiben. Dieses Förmelchen hat eine Aehnlichkeit mit dem, was uns ein großes Licht unter den deutschen Gelehrten, durch den Titel seines Buchs, Cicero der Windbeutel, hat sagen wollen. Ob ein Deutscher oder ein Franzos diesen Gedanken zuerst gehabt habe, das mögen die Sprachmeister des Scherzes untersuchen. Wer den Cicero kennt, der wird seine Eitelkeit zwar nicht in Zweifel ziehen, aber andere Leute zu nennen wissen, wenn er Muster der Eitelkeit aufführen will. Ist es nicht vernünftiger, an große Männer nur da zu gedenken, wo uns ihre Tugend dazu Gelegenheit giebt; und hat man nicht andere Leute genug, welche man gar nicht würde erwähnen können, wenn es nicht wegen ihrer Thorheiten geschähe? Sie sehen wohl, mein Herr, daß ich sehr für den Cicero eingenommen bin. Und ich dürfte ihnen bald, den Cicero zu rächen, das boshafte Lob geben, welches Voiture einem seiner Freunde giebt: Sie machen Verse, wie Cicero. Doch da sie wohl wissen, daß Cicero so ein schlechter Poet gewesen ist, so ein großer Redner er war; und da ich durch diesen Ausdruck wider meine eigenen nur angeführten Grundsätze verstoßen würde: So bediene ich mich desselben nicht. Ich könnte es auch nicht mit Rechte thun. Ihre Ode hat so viel Schönheiten an sich, daß man sieht, es sey ihnen an der Ehre des furchtsamen Frauenzimmers recht

viel

viel gelegen, da sie seine Trägheit mit so vielem Feuer vertheidigt haben. Einige Ausdrücke, welche für die Gedanken nicht stark genug sind, versichern mich, ihre Ode sey von jemanden gemacht, der besser zu denken, als zu schreiben weiß, und noch nicht durch lange Uebung die Sprache in seiner Gewalt hat. Wie ich weiß, daß ich sie durch dieses Urtheil von ihrer ersten Ode nicht beleidige, so nehme ich mir die Freyheit, ihnen dieselbe so zu übersenden, wie ich eine und andere Stelle darinnen wünschte geändert zu haben. Ich habe nur ihre Gedanken in andere Verse übersetzt, und ich mache mir mehr Ehre daraus, auf diese Art ein Uebersetzer von einem Landsmanne, als von einem fremden Dichter zu seyn. Werde ich durch diese Mühe, daß ich eine zum Lobe des stillen Frauenzimmers gemachte Ode gebessert, nicht dasjenige einigermaßen aussöhnen, was ich mit meiner Ode verschuldet habe?

Wenn etwa ein Gartenarbeiter sie bey Verfertigung ihres Gedichts gesehen hat, so zweifele ich nicht, er wird sich so sehr gewundert haben, als Boileaus Gärtner, da selbiger einmal seinen Herrn in poetischen Entzückungen erblickte. Doch, mein Herr, wie haben sie wohl die Musen in diese schöne Wüsteney rufen können, wo alles von Fröschen wimmelt, und wo der Tabacksrauch nicht zureicht, vor den Mücken Sicherheit zu geben, so daß es fast nöthig wäre, zur Vertreibung dieses Ungeziefers, wie in Lappland, ein Feuer von grünem Holze zu machen? Wahrhaftig! ihre Muse muß kein furchtsam noch zärtliches Frauenzimmer seyn; denn sie wissen, wie sehr dergleichen Frauenzimmer die Geburtswiese ihrer Verse flieht. Allein, warum

haben sie denn einen stumpfen Bleystift und keinen spitzigen genommen? Ich sehe wohl, daß sie mit der Geräthschaft eines spazieren gehenden Poeten noch nicht recht versorgt sind. Dazu gehöret nicht nur ein Blatt Papier und ein stumpfer Bleystift, sondern auch ein Federmesser, denselben zu schärfen. Ueberdieß ist es sehr vortheilhaft, einen Pappendeckel im Busen bey sich zu tragen, in welchem man allerley poetische gedruckte und ungedruckte Kleinigkeiten verwahret. Und das Beste müssen sie nicht vergessen; das sind einige Kartenblätter, von denen eine Seite weiß ist. Darauf kann man seine Gedanken am allerbesten entwerfen, und sie machen selbst bisweilen eine Schönheit des Einfalles aus. Wie artig würde es nicht gelassen haben, wenn sie ihre Ode auf die Cöurdame geschrieben hätten, dadurch anzudeuten, daß nur die verzagten Schönen Herzenköniginnen wären. Doch es ist schade, daß sich dieser Einfall nicht ins Deutsche übersetzen läßt. Denn es würde blutschlecht sehen, wenn sie sich, statt der Cöurdame, des rothen Obers bedienen wollten.

Ach daß sie doch nicht so leicht böse zu machen sind, wie Herr Melibôus. Wie viel Vortheil würde die deutsche Dichtkunst davon haben, daß ich sie fein oft böse machte, wenn ihr Zorn lauter solche Oden zur Wirkung hat? Jetzo wünsche ich ihnen zur Vergeltung nichts mehr, als daß die Schöne, welche sie dereinst wählen werden, gleich nach der Hochzeit so furchtsam werde, daß sie keine Nacht allein schlafen wolle.

Ode. (*)

Soll ich noch einst ein Herz gewinnen:
So wähl ich aus den Schäferinnen,
Die sittsam, still und artig sind.
Sucht, Helden, euch nur Amazonen;
Die Schäfer, die im Stillen wohnen,
Ergötzet nur ein stilles Kind.

Wenn Wolf und Bär die Heerde schrecken:
Wird Mops und Phylax sie bedecken;
Man braucht der Chloris Kühnheit nicht.
Braucht Chloris Muth für wilde Thiere;
Was machte Phylax im Reviere,
Dem weder Muth noch Kraft gebricht?

Die Schäferinnen zu beleben,
Muß nur die Liebe Feuer geben,
Die lehrt sie muntre Sittsamkeit.
Von Flammen, die für Chloris lodern,
Kann Chloris keine Dauer fodern;
Sie gleichen ihr an Flüchtigkeit.

Du wirst mich, Chloris, nicht erfreuen;
Mehr werd ich deine Frechheit scheuen;
Die Liebe fordert keine Wuth.
Du magst mit Jägern deines gleichen
Nach Wilde durch die Wälder streichen;
Mein Hüttchen scheut des Wildes Blut.

Dein

(*) Neue Samml. 1. Th. 15. Ode.

Dein Auge kann mit frechem Blitzen
Vielleicht ein kaltes Herz erhitzen,
Das nicht von eignem Feuer glimmt.
Doch Schäfer, die die Ruhe lieben,
Empfinden Lust bey stillen Trieben;
Die ist der Frechheit nicht bestimmt.

5. Brief. X. an Germann.

Als ich vor einigen Tagen unter den Linden spazieren gieng, so gerieth ich auf die Einfälle, die sie in nachstehender Ode ausgedrückt sehen. Ich habe die Verse an einen meiner Freunde gerichtet; ihnen aber übersende solche, weil sie mir mit unsern Streitschriften über das beherzte Frauenzimmer einige Verbindung zu haben scheinen. Wer die Heldinnen meiner Ode sind, das werden sie leicht erachten. Aber werden sie auch wohl darüber böse werden, daß ich etwas an denselben gelobt habe? Wie glücklich wäre ich, wenn ihr dadurch erregter Zorn und die Erinnerung, daß sie Germann heißen, eine neue Ode wider die meinige hervorbrächten!

O d e.

In die schön gewesnen Gänge
Eil ich, da des Herbstes Strenge
Ihnen Schmuck und Anmuth raubt.
Einsam will ich bey den Linden
Ungestörte Stille finden,
Die der Sommer nicht erlaubt;

Durch

Durch gehäufter Blätter Leichen
Fährt der Wind mit scharfem Streichen;
Schneidend dringt er in die Haut.
Tödtlich wird er die verletzen,
Die, den Fuß vors Thor zu setzen,
Sich von deutschen Schönen traut.

Fremde konnt er noch vergnügen,
Die man an den fremden Zügen,
Und nicht deutschem Feuer kennt.
Mir gefiel ihr muntres Wesen;
Freund, nachdem du dieß gelesen,
Werd ich wohl noch Deutsch genennt?

Indem ich mein Schreiben an sie fortschicken will, erhalte ich von meinem Freunde folgende Zeilen, welche sie haben müssen, wenigstens die Sammlung vollständig zu machen:

Preiß die Franzen nicht allein;
Lob auch Welsche, lob auch Britten:
Lobst du Tugend, Witz und Sitten,
Traun, du sollst ein Deutscher seyn.

Martin Billig. (*)

(*) M. Pitschel.

V.

Nachricht für ein Frauenzimmer (*), von einigen Arten von Gedichten.

Mademoiselle.

In der That, Sie hatten sehr unrecht, daß Sie am Sonntage so empfindlich darüber wurden, als ich mich nicht gleich hinsetzen, und sie belehren wollte, was sapphische Oden, anakreontische Oden, Schäfergedichte, Satiren, u. d. g. mehr eigentlich wären. Die Untersuchung von der eigentlichen Beschaffenheit aller dieser wichtigen Sachen, hat den größten Gelehrten viel Kopfbrechens gemacht, und sie wollten es so bey Gelegenheit, bey einem Glase Franzwein und einer Schale Confect mit einnehmen? Weil Sie aber doch immer haben wollen, daß ich Ihnen schreiben soll: so will ich Ihnen einige schriftliche Nachricht davon aufsetzen. Wenn Ihnen dieselbige zu kurz oder zu undeutlich vorkömmt, so dürfen Sie nur befehlen, wenn ich Ihnen ein Collegium darüber lesen soll.

Die Ordnung, nach der ich die Materien in meinem Briefe setzen werde, wird chronologisch seyn. Ich meyne, ich werde sie so abhandeln, wie mir eine nach der andern einfällt. Und weil ich an Sie schreibe, so kömmt mir zuerst die Satire in die Gedanken, weil das Frauenzimmer, das so viel Witz und Leichtfertigkeit

(*) Dasjenige, an welches zwo unter den Elegien gerichtet sind.

keit besitzt, als Sie, in demjenigen, was den Inhalt der Satire eigentlich ausmacht, große Meisterinnen sind. Seitdem ich die Ehre genossen habe, mit Ihnen umzugehen, habe ich so viel satirische Einfälle von Ihnen gehöret, daß ich wette, wenn ein Poet sie in Verse brächte, und ein Buchhändler sie drucken ließe, so könnte der erste ein ehrlich Stücke Brod davon haben, und der andere ein ziemliches Geld daran verdienen. Doch ich muß dabey etwas zum voraus setzen, das schwerlich seyn möchte, nämlich, daß diese Einfälle von den Reimen des Poeten so viel Annehmlichkeit erhielten, als von Ihren Lippen. Wenn Sie hieraus noch nicht einsehen, was eine Satire ist, so erzählen Sie mir nur einmal einen Besuch von der Jungfer - - - -, die zu allen Worten schwört, wenn sich gleich noch niemand die Mühe genommen hat, an dem, was sie saget, zu zweifeln, oder eine Unterredung mit dem Frauenzimmer, das von vier bis sieben Uhr hintereinander Hauben, Flor, Spitzen und Bänder weiset, oder einen Spaziergang mit Fiekchen und ihrem eifersüchtigen Liebhaber, u. d. g. Wenn Sie mit Ihrer Erzählung fertig sind, so will ich Sie erinnern, daß Sie eine Satire gemacht haben. Doch kann ich Ihnen nicht verhalten, daß es noch eine andere Art von Satiren giebt, die etwas ernsthafter aussieht. Sie werden von Poeten verfertigt, die z. E. böse darüber sind, daß ein Reicher auf sein Vermögen stolz thut, und sie nicht auch so stolz thun können; oder die sich darüber ärgern, daß andere eine Menge von Ergötzungen genießen, dazu sie sich die Lust müssen vergehen lassen. Diese Satiren haben, wegen ihres

melancholischen Ausdruckes, einige Aehnlichkeit mit meinen Klagen über Ihre Grausamkeit, und die Aehnlichkeit geht noch weiter; denn die Leute ändern sich ordentlich wegen dieser Satiren so wenig, als Sie sich wegen meiner Klagen ändern.

Von den Oden hätte ich bald Lust, Ihnen nichts weiter zu sagen, als daß es Gedichte sind, da die Verse nicht, wie sonst ordentlich, eine Querhand, sondern nur drey Querfinger lang sind. In der That dürfen Sie nichts weiter zu einer Ode verlangen, wenn Sie nicht eine große Anzahl von Gedichten, die in Form einer Ode gedruckt sind, und darüber wohl noch mit großen Buchstaben O D E stehet, von der Zahl der Oden ausschließen wollen. Ich kann Ihnen indessen nicht verhalten, daß es gewisse eigensinnige Leute giebt, die zu einer Ode vielmehr verlangen. Sie fordern eine Menge neuer und unerwarteter Gedanken, und einen feurigen und verwegenen Ausdruck: Nicht, als ob diese Dinge nicht ein jedwedes Gedicht zierten; sie sollen nur bey der Ode in größerer Stärke vorhanden seyn. Ein jedes Gedicht soll einem muntern Frauenzimmer gleichen: die Ode aber einem muntern Frauenzimmer, das ein Glas Wein getrunken hat. Es soll in der Ode ein besonderer Affect herrschen, er mag nun seyn, von was für einer Art er will, und man hat geglaubt, daß derselbe sich am besten in kürzeren Zeilen, die in gewisse Absätze oder Strophen eingetheilt sind, ausdrücken lasse. Alles ist also fähig, Oden bey einem Dichter hervorzubringen, was ihn in einen Affect setzen kann. Sie begreifen hieraus leichtlich, warum die meisten Oden von Wein und von der Liebe handeln.

Der

Der Affect muß aber nicht zur Unsinnigkeit getrieben werden; sonst findet meine vorige Vergleichung der Ode nicht mehr statt, sondern sie wird einem Weibsbilde ähnlich, das zu viel Brantewein zu sich genommen hat. Wenn aber bey einem Verse, der eine Ode werden soll, die vernünftigen Gedanken so sparsam, und die Ausdrückungen so gemein und niedrig sind, als in manchen Coffeegesellschaften oder Tobackscollegiis; so verwandelt sich die Ode in ein schönes neues weltliches Lied, das allenfalls gut genug ist, vom Frauenzimmer, das so viel Geschmack hat, als ihre beyden Freundinnen, denen ich zu frey bin, gesungen zu werden.

Doch Sie haben insbesondere von mir wissen wollen, was anakreontische und sapphische Oden für Dinger sind. Ich muß Sie also berichten, daß vor Zeiten in einem gewissen Lande, das Griechenland heißt, (Sie werden es wohl auf der Erdkugel gesehen haben, als Sie dieselbige neulichst von mir bey sich hatten) ein alter junger Herr, mit Namen Anakreon, gelebt hat, dessen Beschäftigung bis in sein graues Alter weiter nichts gewesen ist, als zu trinken und zu küssen. Und diese wichtigen Beschäftigungen sind der Inhalt einer Menge von Oden, die er uns hinterlassen hat, und die unsere Dichter nachahmen. Ein ungezwungenes und artiges Spielwerk macht das Wesen dieser Oden aus. Sie sind, es mit zweyen Worten zu sagen, poetische Tändeleyen; und Sie müssen wissen, daß eine poetische Tändeley eine sehr große Tändeley ist; denn selbst das ernsthafte in der Poesie ist allemal ein Bißchen getändelt. Dieses sage ich Ihnen deswegen zur Nachricht, daß Sie sich nicht gar zu viel darauf

zu gute thun, wenn Ihnen jemand eine Liebeserklärung in einer anakreontischen Ode brächte: Sie können sich darauf verlassen, daß es alsdann nicht sein Ernst ist. Ich kann dieses mit desto mehrerer Gewißheit sagen, weil es mir von einem guten Freunde ist versichert worden, der in anakreontischen Oden so wie in vielen andern Arten von Gedichten, alle deutsche Dichter, meinem Urtheile nach, übertrift, und insbesondere in den anakreontischen Oden einen natürlichen Ausdruck mit dem Wohlklange des Reims und Sylbenmaßes zu verbinden wußte, an statt, daß viele von unsern Dichtern iezo anfangen, eine etwas artige Prose, die in kurze Zeilen abgetheilt ist, anakreontische Oden zu nennen. Sie werden vermuthlich begierig seyn, meinen Freund kennen zu lernen; aber Sie müssen wissen, daß er iezt weit von hier ist, sonst hätte ich ihn nicht so gegen Sie gelobt. (*) Kurz, Sie haben eine anakreontische Ode nicht anders zu betrachten, als ein laquirtes Körbchen, das mit ausgeschnittenen Figuren geziert ist: man sieht ihm die Mühe nicht an, die es gekostet hat, und es ist doch endlich ein bloßes Spielwerk. Doch ich muß abbrechen, sonst glauben Sie, ich rede nur deßwegen so von den anakreontischen Oden, weil der arme Vogel um Kopf und Flügel kam, den ich leztens bey Ihnen ausschneiden wollte.

Die sapphischen Oden haben ihren Namen nicht von ihrem Erfinder, sondern von ihrer Erfinderinn. Sappho ist ein griechisches Frauenzimmer gewesen, der man sehr viel Wiz und Lebhaftigkeit, nicht allzuviel Schönheit, und noch weniger Tugend zuschreibt. Ich

(*) Joh. El. Schlegel.

Ich glaube, wenn Chloris so viel Geduld hätte, Verse machen zu lernen: so könnte sie wohl eine Sappho unserer Zeiten werden. Unter den wenigen Stücken, die uns von der griechischen Dichterinn übrig geblieben sind, befinden sich insbesondere ein paar Oden, die nach den Regeln der Poesie betrachtet, zu allen Zeiten ungemeines Lob erhalten haben, ungeachtet man Ihnen vielleicht nicht gleichen Werth beylegen kann, wenn man sie nach den Vorschriften der Sittenlehre beurtheilet. Es ist bloß die Versart, welche die neuern Dichter der Sappho abgelernt haben, und die sie bey viel ernsthaftern Sachen gebrauchen, als Sappho jemals gethan hat.

Ich glaube, daß ich Ihnen genug für die erste Lection in dem Unterrichte, den ich Ihnen geben soll, gesagt habe: und wenn es nicht mehr, oder vielleicht noch nicht einmal so viel ist, als Sie zu wissen verlangen: so ist es doch gewiß mehr, als Sie wissen sollten. Sie behaupteten letztens, eine Mannsperson müßte von dem Putze des Frauenzimmers keine vollständige und gründliche Kenntniß haben. Alles, was Sie uns zu wissen verstatteten, kam darauf an, daß wir es gleichsam nur empfinden sollten, wenn ein Fehler bey dem Putze begangen wäre, ohne sagen zu können, worinnen er eigentlich bestünde: wenn ich also gleiches mit gleichem vergelten wollte, so sollte ich Ihnen auch nicht so viel Nachrichten von der Poesie geben, die in der That nur eine Art vom Putze bey den Mannspersonen ist; und Sie sollten von Rechts wegen eben so ordentliche Begriffe von den verschiedenen Arten der Gedichte haben, als jenes Frauenzimmer von den

 Sternen,

Sternen, die ihre Verwunderung über das starke Licht eines Sternes zu entdecken, ausrief: ey, da steht ein rechter Fixstern! Ich bin

Ihr ergebenster

* * *

VI.

An den Verleger.

Da haben Sie endlich, was ich Ihnen noch zu meinen Schriften senden kann, alles auf weiß Papier geschrieben, und keine leeren Plätze von Briefen oder Couverten dazu gebraucht. Diese Hauswirthlichkeit ist doch wirklich nicht so groß, als des Petrarcha seine, der seine Einfälle auf seinen Zipfelpelz schrieb; und so sehr Sie nun auch darüber spotten, so sollen Sie doch wissen, daß es eine Aehnlichkeit ist, die ich mit einem großen Dichter, mit Popen habe. Ich will Ihnen den Beweiß davon gleich mit herschreiben, welches zu Ihrer eigenen Ehre gereichen kann, wenn künftig ein Litterator bey Erzählung dieses Umstandes von Popen sich auf meinen Brief an Sie beruft - - - docente Cl. Kaestnero in epistola ad miscellorum suorum editorem. - - - Im fünften Bande von Swifts und anderer vermischten Schriften (*) auf der 100. S. befindet sich ein Vorschlag an schlechte Dichter, Ihrem Werke Liebhaber zu verschaffen. Sie sollen solche mit einem

(*) Miscellanies by Dr. Swift and others. The fifth Volume, Lond. 1745. 8.

einem breiten Rande drucken lassen und dem Papiersparenden Pope leihen, den sie angenehmer seyn würden, als ein Brief mit einem Couvert; wenn er die Ränder ringsherum angefüllt hätte, könnten Sie Ihr Gelehntes wieder fodern und für Ihr eigen verkaufen. (*) So Papiersparend bin ich doch noch nicht, und ich wollte den Dichtern, die mir ihre Werke leihen wollten, um solche mit meinen Randschriften wieder zu bekommen, lieber rathen, mir ein Exemplar mit dem Bedinge zu schenken, daß ich keine Randglossen dazu machte.

Warum haben Sie denn bey der Sehnsucht nach Wilhelminen 149. S. nicht die Sammlung verschiedener und auserlesener Oden, zu welchen von den berühmtesten Meistern in der Musik eigene Melodien verfertiget worden, Halle 1741. III. Th. 10. Ode, angeführet, wie ich Ihnen gemeldet hatte? Begreifen Sie denn nicht, wieviel einem Dichter daran gelegen ist, seine Leser zu berichten, daß sie seine Verse singen können, wenn sie etwa solche nicht lesen mögen;

Denn

(*) Get all your Verses printed fair
Then let them well be dry'd
And Curl must have a Special Care
To leave the Margin wide

Lend these to Papersparing Pope
And when he sits to write
No Letter with an Envelope
Could give him more Delight

When Pope has filld the Margins round
Why, then recall your Loan
Sell them to Curl for fifty Pound
And swear they are your own.

Denn in der That klingt vieles gesungen noch so ziemlich, das unerträglich ist, wenn man es lesen soll.

Haben Sie etwa bey den Oden von dem beherzten und sittsamen Frauenzimmer auch die Stellen aus der neuen Sammlung ꝛc. weggelassen, so bringen Sie solche ja hier noch bey. Ich glaube, Sie haben es Ihren Käufern nicht entdecken wollen, daß diese Sachen schon gedruckt sind; Aber wenn nichts mehr verkauft wird, was schon anderswo gedruckt ist, so werden Sie und ihre Handlungsverwandten alle, sehr viel Waare zurücke behalten.

Nachstehendes wird wohl als ein Postscriptum dieses Briefes müssen angedruckt werden, weil es nicht in die gehörigen Abtheilungen eingerückt werden kann.

I.

Auf das Titelkupfer zum 9. Theile von Brockes irdischem Vergnügen in Gott.

Vom Schönen der Natur wird jeder Sinn entzückt;
Doch mehr noch der Verstand, der Gott darinn erblickt.

II.

De * * *

Sunt pauci, qui me dicunt magnum esse Poetam;
Sed me non vendens bibliopola negat. (*)

(*) *Sunt quidam, qui me dicunt non esse poetam;*
Sed, qui me vendit bibliopola, putat.

MARTIAL.

III.

III.

Auf das Titelkupfer zu einer Tragödie. (*)

Seht hier die mexicaner Schöne,
Die durch die Hand des Bruders fällt:
Vielleicht seht ihr sonst keine Scene
Von Schönaichs Werken vorgestellt.

IIII.

Das Wunderbare, in einer gewissen Tragödie.

Daß er sich tödten will, verkündigt der Barbar,
Und niemand hält ihn auf! Ist das nicht wunderbar?

V.

Beytrag zum neologischen Wörterbuche.

Aus dem Verse:

Der Arm bewegt sich noch, der vormals Lorbern trug.

Den Siegerkranz, der sonst das Haupt gezieret,
Trägt jetzt der Arm; Der Ausdruck scheint mir neu;
Doch Kopf und Arm sind manchmal einerley,
Wenn ohne Kopf der Arm die Feder führet.

(*) Die drey folgenden Sinngedichte sind durch eine Sammlung von Trauerspielen des Freyherrn v. Sch. veranlaßt worden.

VI.

Der Blinde.

Eine Erzählung.

Zween Kenner, die ein Werk von Dürers Kunst erhoben,
Hört einst ein Blinder lachend an;
Wie, sprach er, könnt ihr was so ungemäßigt loben,
Wo ich nichts sanftes fühlen kann?
Erklärt mir das Gewäsch von Zeichnung, Farbe, Schatten,
Wo nicht, so gebt mir zu, daß es nur Grillen sind.
Die Antwort, als sie ihn genug gehöret hatten,
War in drey Worten: Du bist blind.

* *

Das Glück, die Wahrheit zu erfindeu,
Das Glück, das Weise nur empfinden,
Hört man die Thoren öfters schmähn;
Wer kann dafür, daß sie nicht sehn?

Kästner, Abraham Gotthelf, / Maupertuis, Pierre Louis Moreau <<de>>, /
Tischbein, Johann Heinrich,

Vermischte Schriften

Bd.: Erster Theil

Altenburg 1773

Opp. 511-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10604266-2
VD18 80252168-001